Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 129 (1989)

Artikel: Eidgenössische Erinnerungen
Autor: Thürer, Georg
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-946447

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eidgenössische Erinnerungen

von Georg Thürer

Inhalt

Vorwort von Peter Wegelin 10

Eidgenössische Erinnerungen 11
Frühes Leitbild: die Landsgemeinde 11
Hochgemutes Weltbürgertum – Völkerbund (1929) 12
Diktaturen: Faschismus und Nationalsozialismus 14
Von den Fronten 19
Grundwelle der Besinnung 22
Erlebtes Viersprachenland 24
Junger Dichter als Eidgenoss 27
Beistand der Mundart 30
Beobachtungen im Ausland 1933-1938 32
Der Anschluss Österreichs an das Dritte Reich 35
Im Dienste der RES PUBLICA 44
Vor Bundesgericht – Zwischenfälle bei Medien 47
Im Aktivdienst 49
Heer und Haus 50
Nationaler Widerstand 52
Das entscheidende Jahr 1941: Kriegswende und Bundesfeier 55
Mitarbeit im Pressewesen 59
Im Hochschullager der polnischen Internierten 61
Waffenruhe 63
Erziehung zum Frieden 67
Das St.Galler Hilfswerk für München 1945-1949 76
Europäische Gespräche 87
Kulturpolitik 91
Bedeutende Mitbürger 93
Lehrer der Geschichte 94
Nachwort 96

Vorwort

Erfahrene und erzählte Zeit.

Kürzlich hat Georg Thürer an seiner ehemaligen Hochschule die geschichtliche Vorlesungsfolge über den Anschluss Österreichs abgeschlossen als Gastdozent mit dem Bericht eines Beobachters von 1938: Sein wie üblich frei gehaltenes Kolleg schlug die Zuhörer in Bann. Mit der lebensnahen Tönung des Berichts aus eigener Erfahrung verband sich der zielsichere Strich des kundigen Geschichtsschreibers. Zur Unmittelbarkeit der Zeitgenossen-Aussage fügte sich die Überlegenheit der Geschichtsdarstellung. Der Vorstand des Historischen Vereins hat darauf Georg Thürer nachdrücklich gebeten, seine Vorlesungsstunde auszubauen zu einem Neujahrsblatt. So sind die «Eidgenössischen Erinnerungen» geworden.

Erlebte und gestaltete Zeit.

Wer die «Eidgenössischen Erinnerungen» liest, mag das Zusammenspiel von Erfahrung und Erinnerung bewundern. Er wird aber bald auch inne, dass der Augenzeuge hier nicht bloss Zuschauer war, sondern Mitbeteiligter: mitwirkend an Landesausstellung, Res Publica, Wiederaufbau nach dem Krieg. Der Vorstand des Historischen Vereins ist dem Verfasser dankbar, dass er seine Darstellung über die bedrängten Jahre hinausführt und in den letzten Kapiteln Kunde gibt von der fortdauernden Leistungsbereitschaft des Historikers für Gegenwart und Gemeinschaft.

Geschichte als Erlebnisbericht wird heute gepflegt. Sie ist hier besonders lesenswert, weil der Erlebende jenen Jahren durch kulturpolitische Arbeit aktiv verbunden ist und auch weil er seinen Bericht als geschulter Geschichtsschreiber vorzulegen versteht. Doppelt hat Georg Thürer seine Zeit gestaltet, im Mitwirken und im Erzählen. Mögen die «Eidgenössischen Erinnerungen» auch dem Leser beides vermitteln, den Sinn für die Vergangenheit und den Mut für die Gegenwart!

St.Gallen, Anfang 1989

Für den Vorstand des Historischen Vereins
des Kantons St.Gallen: Peter Wegelin

Frühes Leitbild: Die Landsgemeinde

Die Jugend des Landes Glarus geniesst eine staatsbürgerliche Erziehung, wie sie sich unmittelbarer nicht denken lässt. Sie kann nämlich am ersten schönen Maiensonntag gleichsam als innerster Ring der Landsgemeinde zu Füssen des Landammanns an der Tagung der stimmberechtigten Bürgerschaft teilnehmen. Die hochalpine Umwelt mit ihren Felsen und Firnen bildet einen gross gestalteten Rahmen. Nicht selten donnern noch vom nahen Glärnisch und vom Wiggis Lawinen in den Frühlingstag, als wollte die Bergnatur ihr Wort mitsprechen.

In meiner Knabenzeit, die ich im Lande Glarus verbrachte, hatte Landammann Eduard Blumer das Landesschwert in fester Hand. Er war länger als jeder seiner Vorgänger in der mehr als halbjahrtausendjährigen Geschichte der erste Bürger des Landes. Wir Knaben blickten ehrfurchtsvoll zu diesem Landesvater empor, der natürliche Würde mit Gespür und Tatkraft eines Vorkämpfers sozialer Gerechtigkeit verband. Überlegen leitete er die Landsgemeinde mit einer staatsmännischen Rede in einprägsamem Hochdeutsch ein. Dann hatte die kernige, klingende Mundart ihr unbestrittenes Recht. Wenn der Landammann nach der knappen Erörterung eines Sachgeschäftes seine Mitbürger mit dem Satze «Die Here Landlüüt sind sämtli agfraget» zur freien Aussprache einlud, sollten weder Bauern noch Arbeiter mit bescheidenem Schulsack sich gehindert fühlen, das Wort zu ergreifen. «Ds Wort isch fry!»

Es machte gewiss nicht nur uns Heranwachsenden, sondern auch den mündigen Teilnehmern und auswärtigen Besuchern der Landsgemeinde einen bleibenden und erhebenden Eindruck, dass hier unter freiem Himmel freie Mitbürger Ordnung und Führung eines kleinen Staatswesens offen besprachen und beschlossen sowie im Eid gelobten, die selbstgewählte politische Lebensform und ihre verantwortlichen Leiter zu achten. Die Wahlen und Abstimmungen erfolgten durch das offene Handmehr gemäss dem Ursatz der Demokratie, wie ihn schon die ersten Landessatzungen von 1387 als Grundgesetz aufstellten: «Was ouch die lantlüt gemeinlich über ein koment, wz do dz mer under inen wirt, dz sol war und stät beliben. Und sol der miner teil dem merenteil volgen und in dien sachen nicht sumen.»

Der politische Bezug und der historische Hintergrund waren in meinem Elternhaus gegeben. Der Vater meiner Mutter war Landammann(mestral) des Kreises Bergün im Bündner Albulatal gewesen, und der Vater lag neben seinem Pfarramt ernsthaften Geschichtsstudien ob, wofür ihm die Universität Zürich bei der 600-Jahrfeier des Glarner Bundes (1352/1952) das Ehrendoktorat verlieh.

Blicke ich nun in reifen Jahren auf das Jugenderlebnis der Glarner Landsgemeinde zurück, so erkenne ich, dass es mein frühes Schaffen mitbestimmte. So dichtete ich im Mai 1934 ein langes Gedicht als Lob der «Landsgemeinde» und im Jahre 1938 erschien meine «Buebegschicht» mit dem Titel «Im Landsgmei-Ring». Als mich kurz nach Kriegsausbruch Fritz Ernst um einen Beitrag zu der von ihm mit Emil Brunner und Eduard Korrodi herausgegebenen Tornister-Bibliothek bat, schrieb ich das Heft «Unsere Landsgemeinden», das Louis Junod ins Französische übersetzte. Die deutsche Fassung erweiterte ich später zu einem volkstümlich gehaltenen Buche im Eugen Rentsch-Verlag. In meiner Dissertation «Kultur des alten Landes Glarus», einer «Studie des Lebens einer eidgenössischen Demokratie im 16. Jahrhundert», erfuhr natürlich die Landsgemeinde die ihr gebührende Würdigung. Später ging ich dieser Urform der Volksherrschaft in etlichen Studien nach, die im In- und Ausland erschienen.

Bei meiner Hochzeit mit Maria Elisabeth Tobler von Teufen, welcher die Übersiedlung in ihren Heimatort folgte, überreichte mir mein Vater, der wusste, dass die Ausserrhoder Mannen eine Seitenwehr als Zeichen der Stimm- und Wahlberechtigung auf der Landsgemeinde in Hundwil oder Trogen tragen, einen alten Degen aus Familienerbe: Auf der blanken Klinge steht der Spruch SUUM CUIQE – Jedem das Seine. Ich bedachte damals und seither oft, dass die Glarner Landsgemeinde 1864 die erste Arbeitergesetzgebung des europäischen Kontinents beschlossen hatte. Die Landsgemeinde war also weit mehr als nur ein herkömmliches Ritual, sondern stand allen Zeit- und Lebensfragen offen.

Ich habe im Laufe der Jahrzehnte sämtliche Landsgemeinden der Schweiz besucht, regelmässig natürlich diejenige von Appenzell Ausserrhoden. Diese wurde nach dem Zweiten Weltkrieg für aufgeschlossene deutsche Nachbarn zu einem politischen Wallfahrtsort. Sie wollten sich beim Neubau ihres Staates davon überzeugen, dass das Volk imstande ist, seine Selbstverwaltung souverän auszuüben. Brüstete sich einst der Sonnenkönig Ludwig XIV. anmassend «L'état c'est moi», so verkörperte die Landsgemeinde das Erlebnis: Wir sind der Staat. Wie die alten Griechen nicht vom Staate Athen, sondern von den Athenern sprachen, so bezeichnet ja auch der Name «Eidgenossenschaft» nicht das Land oder gar den Apparat mit dem Hauptsitz in der Bundesstadt Bern, sondern ursprünglich die Menschen selbst, eben die «Mitlandleute und Bundesgenossen», wie der Appenzeller Landammann auf dem Stuhl die versammelten Mitbürger anspricht.

Hochgemutes Weltbürgertum – Völkerbund 1929

Ermuntert durch das Beispiel meines Sekundarlehrers und den Rat eines Freundes, entschloss ich mich, Lehrer zu werden. Noch besass freilich das Land Glarus weder ein Seminar noch eine zur Hochschulreife führende Mittelschule. So trat ich 1924, in meinem 16. Jahre, auf der Spur meiner Berufsberater in das Thurgauische Lehrerseminar in Kreuzlingen ein, das in einem ehemaligen Augustinerkloster eine gediegene Ausbildung bot. Auf diese Weise kam ich aus einem der engsten Hochalpentäler in die weiteste Landschaft unseres Landes. Weit wie der Horizont am Bodensee, dem Dreiländersee Europas, war auch die geistige Welt hüben und drüben der Landesgrenze, die sich rund eine Viertelstunde von der Schulanlage entfernt hinzog. Besonders schätzten wir Seminaristen den Besuch im alten Stadttheater Konstanz, dem ältesten Berufstheater im deutschen Sprachbereich.

Meine anschliessenden Zürcher Semester verliefen recht unpolitisch. Die Hochschule bot mir in Geschichte, Sprachen und Literatur vortreffliche Vorlesungen und Seminare. Gerne hörte ich ausserhalb meiner eigentlichen Fachgebiete Staatsrecht bei Prof. Fritz Fleiner. Während dieser Jurist als Redner glänzte, bemühte sich Prof. Heinrich Wölfflin, uns in behutsamer, einfühlend vortastender Sprache Kunstwerke nacherleben zu lassen, wie er es wohl bei seinem Lehrer Jacob Burckhardt gelernt hatte. Den stärksten Eindruck machte auf uns aber Prof. Karl Meyer. Hinreissend bot er uns seine «Weltgeschichte im Überblick». Diese Betrachtungen im Freskostil ergänzten die Miniaturarbeit des Seminars, an welchem ich von der ersten Semesterwoche an mitmachte. Unser sechs setzten wir uns im Raume des Historischen Seminars, von dem aus man an hellen Tagen die Glarnerberge sah, auch an den Tisch, wo der aus dem Wien Hugo von Hofmannsthals heimgekehrte Carl J. Burckhardt Fragen aus der neuern Geschichte geistreich behandelte. Der vornehme Basler, der ja später als Völkerbundskommissar in Danzig, als Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz und als Minister, der die Schweiz in Paris vertrat, selbst Geschichte machte, kam zu uns auf die Studentenbude, um in offenem Gespräch zu erfahren, welche Anliegen die junge Generation bewegten. Als Leiter des Vortragsausschusses der Studentenschaft führte ich damals eine «Universitätswoche» durch, in welcher sich bedeutende Vertreter der sechs Fakultäten Rechenschaft darüber gaben, welchen Beitrag ihr Fachgebiet an die allgemeine Bildung leiste. Eingeladene Denker und Dichter aus manchen europäischen Staaten scharten grosse Hörerkreise um sich, nicht minder Thomas Manns Sohn Klaus und dessen Schwester Erika. Kurzum, es herrschte ein freies und frohes und darum auch wüchsiges Klima.

In der abstinenten Verbindung Libertas, welche der junge Geograph Emil Egli leitete und die Farbenbrüder aus allen Fakultäten vereinigte, kam es zu den anregendsten Gesprächen über Wissenschaft und Kunst. Wie oft haben wir uns in der «Tanne» mit einem dürftigen Essen zu 60 Rappen begnügt, um uns eine Theaterkarte vom Mund abzusparen! Zu Beginn der Sommerferien zogen wir als «Fahrende Scholaren» unter der Leitung des Germanisten Paul Zinsli durch Bündner Täler, um Einheimische und Gäste mit altdeutschen Spielen von Hans Sachs zu erfreuen. So genossen wir ein unbeschwertes, aber innerlich erfülltes Studentenleben, in welchem der Aufschwung der deutschen Jugendbewegung verhalten nachwirkte.

Meine Hinwendung zum politischen Weltgeschehen erfolgte im französischen Sprachgebiet. In Paris, wo ich im Frühling 1929 mein Französisch schliff, starb am 20. März Marschall Ferdinand Foch, der Oberkommandierende der Alliierten in der Schlussphase des Ersten Weltkrieges. In dichten Reihen standen die Franzosen, um den prunkvollen Leichenzug des Staatsbegräbnisses zu sehen, das dem «grössten Mann im grössten Krieg» zuteil wurde. War dieser grösste Krieg zugleich der letzte der Geschichte? Wir hofften es, wir glaubten es.

Dieser Glaube festigte sich im Sommer 1929, den ich als Student in Genf verbrachte. Der Völkerbund stand damals im Zenit seines Ansehens. Ich hatte einst als Zwölfjähriger die Frage, ob die neutrale Schweiz dieser internationalen Gemeinschaft beitreten solle oder nicht, mit warmen Wünschen verfolgt und war sehr glücklich, dass das Ja, wenn auch mit sehr knappem Ständemehr, 1920 zustande kam. Seither hoffte ich, dass die Friedenssicherung von Jahr zu Jahr wirksamer werde. Und es fehlte ja nicht an Zeichen der Zuversicht. Ich wusste mir Zugang zu den grossen Sitzungen des Völkerbundes zu verschaffen, und nie vergesse ich die geradezu freundschaftlich getönten Reden des Deutschen Gustav Stressemann und des Franzosen Aristide Briand, dessen milde und doch so eindringliche Stimme man gerne einem Cello verglich. Ich weiss beim Rückblick auf meine Genfer Zeit kaum zu sagen, ob mir die Besteigung des Mont Blanc, zu der ich mich am französischen Nationalfeiertag aufmachte, oder die Grundsteinlegung zum neuen Völkerbundspalast, bei der ich am 7. September zugegen war, einen grössern Höhepunkt bedeutete. Als der silberne Hammer in der Hand des Völkerbundspräsidenten Gustavo Guerrero aus San Salvador auf dem Stein erklang, glaubten wir einen Ton der künftigen Völkerversöhnung zu vernehmen, der in den nächsten sieben Tagen, an denen ich zu Fuss vom Genfersee über eine Reihe von Pässen in meine ost-

schweizerische Heimat zurückwanderte, immer wieder in meiner Seele aufklang und mich weltbürgerlich stimmte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ich, noch ehe zehn Jahre ganz abgelaufen wären, zum Aktivdienst während eines neuen Weltkrieges aufgeboten sein würde. Und doch kam es so.

Diktaturen: Faschismus und Nationalsozialismus

Im Dezember 1932 beschloss ich mein akademisches Studium mit dem Doktorat an der Universität Zürich. Damals stand ich bereits im Schuldienst des Städtischen Gymnasiums der zweisprachigen Stadt Biel. Dort rüstete ich meine Dissertation für den Druck. Bei der Abfassung des Vorworts gab ich mir Rechenschaft, wie sehr sich der politische Horizont nicht nur in der südlichen, sondern nun auch in der nördlichen Nachbarschaft der Schweiz verdüsterte. Im Süden wurde der Faschismus Mussolinis immer anmassender und angriffiger, und im Norden brandete Hitlers Nationalsozialismus springflutartig empor. So erschien mir meine Studie einer alteidgenössischen Demokratie, die ich in Achtung vor der Genossenschaft freier Menschen geschrieben hatte, nicht dem «Zug der Zeit» zu entsprechen. «Die Schweiz wird heute geistig belagert. Dieses Buch mag bei unserer Verteidigung ein Stein in der Letzimauer sein. Es wurde mit der Bürgerüberzeugung ausgearbeitet, dass es heute nötiger denn je sei, im tiefsten Sinne Schweizer zu bleiben und unsere freie genossenschaftliche Staatsform erforschen, vertreten und verkörpern zu helfen.»

Meine Dissertation, die als Buch von nahezu fünfhundert Druckseiten erschien, mag mitbewirkt haben, dass ich bei der Bewerbung um eine Geschichtslehrerstelle an der Kantonsschule St.Gallen trotz meiner Jugend in die engere Wahl einbezogen wurde. In einer Probelektion hatte ich die Entstehung des französischen Absolutismus aufzuzeigen. Dabei ging ich, um das historische Problem in die Nähe unserer Zeit zu rücken, von der Schlagzeile einer eben erschienenen deutschen Zeitung aus, die in beinahe fingergrossen Lettern verkündete «Hitler ist Deutschland». So hatte sich der Sonnenkönig als Inbegriff seines Staates gefühlt und gebärdet. In einer im Kanton St.Gallen damals nicht seltenen Kampfwahl wurde ich im Vorsommer 1935 zum Geschichtslehrer an die Kantonsschule gewählt, an der einst als «Fürst unter den Lehrern» Prof. Dr. h.c. Johannes Dierauer gelehrt hatte. Für unsern Zusammenhang erscheint mir wesentlich, dass ich das Einströmen diktatorischer Gedanken und Gefühle sowohl an der Sprachgrenze am Jura wie auch in der voralpinen Nordostschweiz beobachten und – nach Massgabe meiner bescheidenen Möglichkeiten – auch bekämpfen konnte. Zeichnen wir in knappen Strichen die Grundzüge dieser sich sehr dynamisch gebärdenden Staatshaltung, dieser totalitären Systeme.

Der Faschismus, welcher Italien mehr als zwei Jahrzehnte beherrschte, war das Werk des Diktators Benito Mussolini (1883-1945). Der geborene Agitator begann seine steile Laufbahn im Lager der Linken. Der junge Chefredaktor wusste mit seiner Gabe, politische Ziele knapp und zügig zu formulieren, die Auflage der sozialistischen Zeitung «Avanti» mächtig zu steigern, und wer seinen spätern Faschismus zu widerlegen wünscht, wird bei ihm selbst entsprechende Schlagworte finden. Die Wende des pazifistischen Journalisten zum Militaristen erfolgte im Jahre 1914, als er sich leidenschaftlich für den Eintritt Italiens in den Ersten Weltkrieg einsetzte, der dann im Mai 1915 auch erfolgte. Er war fortan ein glühender Nationalist, der im Sinne der Irredenta forderte, dass alle Italienischsprechenden jenseits der Landesgrenzen «erlöst», d.h. in den Staat Italien eingegliedert würden. Dass dieser aber nach dem Krieg bei der Aufteilung des besiegten Österreich-Ungarn nur das Südtirol bekam, enttäuschte die Italiener allgemein und Mussolini im besondern. Er wollte die Kriegskameradschaft auch nach dem Waffenstillstand in politischen Kampfverbänden, den «fasci di combattimento», weiterpflegen. War seine Anhängerschaft zunächst auch klein, so holte er sich beim französischen Geschichts- und Sozialphilosophen Georges Sorel (1847-1922) die Überzeugung, dass bei jedem historischen Ereignis die in einer kämpferischen Elite verkörperte Gewalt die treibende Kraft sei. Auch Friedrich Nietzsches (1844-1900) Kult der «Herrenmenschen» und der «élan vital» von Henri Bergson (1859-1941) bestärkten Mussolini in seinem Draufgängertum. Seine Losung «vivere pericolosamente» riss bald Hunderttausende hin, umso mehr als die Gesellschaft eine so arge Krise durchlitt, dass das Bürgertum eine bolschewistische Revolution befürchtete. Da liess Mussolini nun seine Kampfverbände aufmarschieren, welche die rote Gefahr bannten. Durch diesen Erfolg ermutigt, gedachte Mussolini, die Macht, allenfalls durch einen Staatsstreich, an sich zu reissen. Der König ernannte mit Zustimmung des Parlamentes den Hersteller der Ordnung zum Ministerpräsidenten, und dieser benutzte beim sogenannten Marsch auf Rom Ende Oktober 1922 den Zusammenzug aller «fasci di combattimento» zu einer riesigen Kundgebung seiner wachsenden Anhängerschaft.

Die naive Annahme weiter Kreise, Mussolini werde als verantwortlicher Leiter an der Spitze des Staates Gewaltakte meiden, musste bald der nüchternen Einsicht weichen, dass Mussolini eine Diktatur errichten wollte.

In kurzer Zeit übernahm die faschistische Partei die gesamte Presse. Alle andern Parteien wurden verboten, und nur der Grosse Faschistenrat konnte Anwärter für das Parlament aufstellen. Die Gleichschaltung hob die Selbstverwaltung der Provinzen und Gemeinden auf. In den Lateranverträgen mit dem Papste wurde 1929 die katholische Konfession zur Staatsreligion erklärt. Ein

neues Arbeitsgesetz (Carta del lavoro) vereinigte in berufsständischer Ordnung Unternehmerverbände und Gewerkschaften zu Korporationen, die aber der Aufsicht der faschistischen Partei unterstanden. Welches Schicksal den erwartete, der das Wort zur offenen Kritik ergriff, zeigte die Ermordung des sozialistischen Abgeordneten Matteotti im Sommer 1924.

Mussolini wollte Italien zu einem grossen Imperium erweitern. Die Versuche, auf der andern Seite der Adria, des beanspruchten «mare nostro», Fuss zu fassen, schlugen allerdings fehl. Da richtete Mussolini sein Ausdehnungsgelüste auf das afrikanische Hochland von Abessinien. Dass dieser freie Staat seit 1923 dem Völkerbund angehörte, hinderte ihn so wenig wie der ewige Freundschaftspakt von 1928 daran, seine Truppen in Abessinien einmarschieren zu lassen. Der Völkerbund verurteilte zwar diesen offensichtlichen Rechtsbruch, verfügte auch Sanktionen, nicht aber eine Erdölsperre. Diese hätte wohl Italien hart getroffen, aber auch Erdölinteressen der Westmächte, denen in verhängnisvoller Weise der Markt wichtiger war als das Völkerrecht. Da es Abessinien an modernen Waffen fehlte, dauerte der Widerstand im Bergland nur wenige Monate. Die Italiener zogen im Mai 1936 in die Hauptstadt Addis Abeba ein, und der König von Italien nannte sich nun auch Kaiser von Äthiopien. Der Negus Haile Selassie, das bisherige Staatsoberhaupt, entfloh und führte in Genf vor dem Völkerbund ergreifende Klage gegen den Friedensbrecher. Augenzeugen berichteten, dass er dort auf der Tribüne in seiner malerischen Tracht wie ein dem Untergang geweihter Held einer antiken Tragödie anmutete. Wohl hatte er das Recht auf seiner Seite, aber der Völkerbund machte mit seinen Satzungen nicht den notwendigen Ernst. Die Genfer Organisation verlor an Glaubwürdigkeit. Bundesrat Giuseppe Motta, welcher die schweizerische Aussenpolitik von 1920 bis 1940 leitete, geriet in Gewissensnot: einerseits war er eine international anerkannte Säule des Völkerbundes und andererseits Italien zugetan. Die Schweiz machte die ihr zugedachten Sanktionen nur teilweise mit. Ein totales Handelsverbot mit Italien, das übrigens den Völkerbund verliess, lehnte sie ab und verfügte ein Waffenausfuhrverbot für Italien wie auch für Abessinien.

Mussolini hatte die Schweiz als junger Mann kennengelernt. Als Handlanger arbeitete er bald da, bald dort, u.a. auch in Rorschach. Er litt Hunger, und sein ungestümes Wesen kam auch mit der Ordnung in Konflikt. Nun, da er selbst ein Hüter eiserner Ordnung geworden war und seine Aussenpolitik militärische Erfolge buchte, die sich auf der Landkarte auswirkten, gab es in der Schweiz neben Kreisen, die ihn als Friedensbrecher und Feind freier Meinung ablehnten, auch in der Oberschicht der Rechten Bewunderer seiner Tatkraft. Ja, die Universität Lausanne verlieh dem Duce 1937 gar die Würde eines Ehrendoktors. Dagegen erhoben die St.Galler Jungliberalen heftigen Protest. Ein solcher Akt, erklärten sie, sei sowohl mit dem Wesen einer wissenschaftlichen Auszeichnung als auch mit unsern demokratischen Grundsätzen unvereinbar.

Der Faschismus hatte in der Nordostschweiz langehin nur wenig Einfluss. Wer Italien bereiste, rühmte die Pünktlichkeit der Zugsabfahrten und die – früher oft vernachlässigte – Ordnung überhaupt. Dass der Duce die Pontinischen Sümpfe trocken legte, was früher weder die Römer noch später Päpste, Kaiser und Könige vermocht hatten, war eine Leistung, der man die Achtung nicht versagte. Die brutale Art, wie der Faschismus den Systemgegner Matteotti aus dem Wege schaffte, aber verstimmte nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch das Bürgertum. Das Pathos Mussolinis bei öffentlichen Auftritten gefiel den nüchternen Ostschweizern nicht. Man nahm es indessen als italienische Eigenart hin und äusserte sich dazu eher spöttisch als grimmig. Immerhin blieben Schlagworte haften. Man hörte sie auch bei den Italienerkolonien, deren Kinder zu politisch ausgerichteten Ferienlagern in den Süden eingeladen wurden.

Viel aufdringlicher wurde hierzulande der Nationalsozialismus Hitlers empfunden, was sich schon aus Gründen der Nachbarschaft und der gleichen Schriftsprache ergab. Ein grundlegender Unterschied der beiden Diktatoren ist aber schon in ihrem Wesen begründet. Wohl arbeiteten sich beide, der Sohn eines italienischen Schmieds und der Sohn eines niedern österreichischen Zollbeamten, aus einer untern Schicht empor, und beide wurden im Kriege verwundet und vom Fronterlebnis geformt. Unter den psychologischen Kennzeichnungen, welche die beiden Diktatoren einander gegenüberstellen, scheint mir diejenige, welche auf zwei Urtypen Bezug nimmt, besonders aufschlussreich. Mussolini ist eher dem Typus des stramm stürmenden Häuptlings, Hitler aber dem beschwörenden Heilsmann zu vergleichen, wozu der Gruss «Heil Hitler!» nicht übel passt. Mussolini liebte die Pose. Gerne stellte er sich bei Paraden neben einem antiken Standbild auf, dessen Gestalt ebenfalls die Hand zum «römischen Gruss» erhob, oder er stellte sich an die Spitze einer Truppe, die im «passo romano» einhermarschierte.

Ich habe Mussolini ein einziges Mal gesehen. Es war im Frühling 1933: von Tausenden gerufen, trat er aus seinem riesigen Arbeitssaal im Palazzo Venezia auf den Balkon heraus und grüsste die jubelnde Masse mit keck emporgeworfenem Kinn. Er hatte Sinn für das Augenfällige, während sich Adolf Hitler (1889-1945) mit seinem immer wieder bis zum Schrei gesteigerten Wort namentlich an den Gehörsinn wandte, wie er in seinen Grossveranstaltungen auch die Technik des tosenden Beifalls handhabte. Der Tonfall von Hitlers Reden, der ja über das Radio in unsere Stuben drang, ist der ältern Generation noch immer in den Ohren.

Man bedenke nebenbei, dass man im Ersten Weltkrieg noch kein Radio und im Zweiten noch kein Fernsehen kannte. Der stumme Film bot zunächst neben den «Illustrierten Zeitungen» aktuelle Bilder. Der Tonfilm kam erst in der Zwischenkriegszeit auf. Ich war in Paris zugegen, als im Frühlung 1929 der erste Tonfilm auf dem europäischen Kontinent gezeigt wurde und man beim Bild eines Wettschwimmens in englischer Sprache von eins bis sechs zählen hörte. Mein Begleiter, ein irischer Kinomusiker, seufzte; er sah voraus, dass sein Beruf infolge der neuen Erfindung bald überflüssig werde. Die neuen Medien boten auch neue politische Möglichkeiten. So trugen die wöchentlichen «Gespräche am Kamin» des «Radio-Präsidenten» Roosevelt nicht wenig zu seiner Beliebtheit im amerikanischen Volk bei. Später verdankten Staatsmänner dem Fernsehen ihren Aufstieg. «Gespräche am runden Tisch» förderten auch die freie Meinungsbildung in den Demokratien. In den Diktaturen konnte natürlich keine Rede davon sein. Überfielen diese die Nachbarstaaten, so galt einer der ersten Schläge den Sendestudios, um die Massenmedien in die Hand zu bekommen, um mit allen Täuschungsmöglichkeiten der raschen Mitteilungstechnik allfälligen Widerstand im Keime zu ersticken.

Nach diesen Zwischenbemerkungen wenden wir uns nach dem Faschismus nun dem Nationalsozialismus zu, während wir die Diktaturen auf der Pyrenäenhalbinsel und im europäischen Osten beiseite lassen, auch wenn sie mitbelegen, wie sehr der Zug der Zeit damals nach dem politischen Einmannsystem drängte.

Im Gegensatz zu Italien sass Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg nicht auf der Bank der Sieger. Es verlor vielmehr im Versailler Vertrag 1919 ausser den Kolonien 9% der Bevölkerung, 13% der Fläche sowie mehr als einen Viertel der Steinkohlenförderung und über einen Drittel der Roheisenproduktion des Mutterlandes. Das Rheinland sollte zwölf Jahre besetzt und dann dauernd entmilitarisiert werden. Das Berufsheer musste auf schwere Waffen verzichten und durfte höchstens 100000 Mann umfassen. Da nach dem «Diktatfrieden» das Deutsche Reich den Krieg ausgelöst hatte, wurde es zu grossen «Reparationen» verpflichtet. Ob nun dieser Versailler Vertrag zu hart oder zu mild war – gewiss ist jedenfalls, dass er den Frieden im Abendland nicht für eine Generation sicherte und dessen Bedrohung durch das Deutsche Reich nicht für zwei Jahrzehnte ausschaltete.

Wie in Italien bestand auch in Deutschland nach dem Waffenstillstand die Gefahr einer bolschewistischen Revolution. Da dieser Spartakistenaufstand namentlich die Hauptstadt Berlin erschütterte, trat die Deutsche Nationalversammlung nicht in diesem Unruheherd, sondern in Weimar zusammen. Der Name des Tagungsortes sollte wegweisend sein: im Geiste der Klassiker und Humanisten Goethe und Schiller sollte der Neubau erfolgen. Der Reichstag sollte nach dem Grundsatz der reinen Verhältniswahl gewählt werden, was indessen zu einer lähmenden Parteienzersplitterung führte.

Die ersten Jahre der «Weimarer Verfassung» brachten eine schwindelerregende Geldentwertung. Für einen amerikanischen Dollar musste man Ende 1921 schon 168 deutsche Mark zahlen, ein Jahr später den rund fünfzigfachen Betrag. Im unheimlichen Inflationsjahr 1923 war der reine Papierwert der Banknoten schliesslich grösser als der darauf genannte Betrag. Es kam vor, dass man, als die Entwertung in die Milliarden geriet, die Zimmermiete dreimal im Tage zu bezahlen hatte, bis dann die neue Rentenmark wieder eine sichere Geldeinheit bot und einen wirtschaftlichen Aufschwung erlaubte, der bis zur Weltwirtschaftskrise ab Ende Oktober 1929 dauerte.

Die Grosse Koalition der Sozialdemokraten und bürgerlicher Parteien ging im Frühjahr 1930 in die Brüche. Kanzler Heinrich Brüning, welcher der Zentrumspartei vorstand, hoffte, dass Neuwahlen dem Reichstag wieder eine klare Mehrheit brächten, die auf demokratischer Grundlage stehe und handle, wie es sowohl bei den Sozialdemokraten wie auch bei den Bürgerlichen der Fall war. Das Gegenteil trat ein: die auf Diktatur erpichten Parteien erzielten grossen Zuwachs. Die äusserste Linke (Kommunisten) erhöhte die Zahl ihrer Abgeordneten von 54 auf 77 und die äusserste Rechte, nämlich die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) gar von 12 auf 107 Vertreter. Das war die Partei von Adolf Hitler. Wer war dieser Mann, der einen so kometenhaften Aufschwung seiner Partei bewirkte?

Adolf Hitler wurde 1889 im österreichischen Braunau am Inn geboren. In Wien, wo er vergeblich auf den Beginn einer Künstlerlaufbahn hoffte, machte er sich, der sich auf die Schattenseite des Lebens gedrängt sah, von 1907 bis 1913 sein Bild vom Marxismus, vom Judentum, dem Marx entstammte, und von den Slawen des Vielvölkerstaates. Da sein Ehrgeiz im Frieden nicht zum Zuge kam, erhoffte er eine günstige Wende vom Krieg, dessen Ausbruch er in München erlebte. Als Kriegsfreiwilliger trat er in ein bayrisches Infanterieregiment ein, wo er als Meldegänger und Gefreiter diente. Heimgekehrt wandte er sich ganz der Politik zu. Im Bestreben, nationale und sozialistische Ziele zu verbinden, formte und förderte er dank seinem demagogisch-rednerischen Talent seine Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Ihr «Münchner Putsch» von 1923 scheiterte zwar kläglich, wiewohl der alte Feldherr Ludendorff Hitler beistand. Der junge «Führer» wurde zu einer Festungshaft verurteilt, die indessen so mild gestaltet war, dass Hitler dort sein Werk «Mein Kampf» zu schreiben beginnen konnte. Es wurde zur politischen «Bibel» seiner Anhänger und bis 1940 in einer Gesamtauflage von über sechs Millionen verbreitet.

Wie der Faschismus, so besass auch der Nationalsozialismus – im Gegensatz zum Kommunismus – keine systematische Staats- und Gesellschaftslehre. Das Emotionale überwog das Rationale. Der Drang zum Dynamischen kommt auch in der Knappformel «Nationalsozialismus heisst Zusammenmarschieren» zum Ausdruck. Unüberhörbar ist in diesem Schlagwort aber auch der Aufruf zum gemeinsamen Marsch. Das bedeutet die Absage an ein weites Entscheidungsfeld des einzelnen, wie es der Liberalismus forderte. Gewiss war der Wunsch nach mehr Gemeinschaft berechtigt, aber eine solche durfte nicht zur Masse entarten, sondern sollte die einzelnen in fruchtbarer Gruppenarbeit vereinigen, nicht nur zum militärischen Marsch in starrer Ordnung unter straffem Befehl. Und wohin sollte der Marsch gehen?

Hitler strebte die politische Vorherrschaft der arischen Rasse, zumal in ihrer nordisch-deutschen Verkörperung an. Die biologische Art, das Blut, war ihm das Hauptmerkmal des Menschen. Geist und Gesinnung traten zurück. Im Namen des deutschen «Herrenmenschen» galt es nach Hitler, das minderwertige Judentum zu bekämpfen, das nicht arischer Natur war und sich im kapitalistischen Zeitalter eine ihm nicht zukommende Macht angemasst hatte. Hitlers Antisemitismus begann mit der Ächtung der Juden und führte in der entsetzlichen Endlösung schliesslich zum Mord von rund sechs Millionen. Dieser Rassenhass war ein Rückgriff auf die Judenverfolgungen des Mittelalters, bei denen die Juden Sündenböcke für alles Missgeschick sein mussten, was damals aber eher einen religiösen Beweggrund hatte. Nun kreidete Hitlers Rassenhass dem Judentum die Schuld an der Inflation, an wirtschaftlichen Krisen überhaupt an.

Die Juden standen nach Hitlers Meinung auch der innern nationalen Wiedergeburt Deutschlands im Wege. Ein solcher seelischer Aufschwung war notwendig. Der Versailler Friede hatte das begabte Volk der Deutschen gedemütigt und gelähmt. War die Niederlage überhaupt erwiesen, da doch grosse Truppenteile beim Waffenstillstand noch in Feindesland standen? Es bildete sich die Dolchstosslegende, wonach linksbürgerliche und sozialistische Parteien, die sogenannten Novembermänner, dem Heer in den Rücken gefallen waren. Das wurde umso lieber geglaubt, als ja auch die deutschen Städte – ganz im Gegensatz zum Ende des Zweiten Weltkrieges – gar nicht das Bild eines Zusammenbruchs zeigten. Dass aber auch die Heeresleitung im Herbst 1918 nicht mehr an den Wert der Fortsetzung des Widerstandes geglaubt hatte, ist erwiesen, wurde jedoch von den hohen Offizieren geflissentlich verschwiegen. Der oberste Kriegsherr, Kaiser Wilhelm II., war nach den Niederlanden ins Exil entwichen, wo er Ende November 1918 als König von Preussen und als deutscher Kaiser abdankte. Das Bedürfnis des deutschen Volkes, sich in einer Gestalt verkörpert zu sehen, blieb aber fortbestehen, was den Führerkult, wie er sich im Laufe der Zwanzigerjahre entwickelte, psychologisch erklärt.

Der kämpferische Führer mit seinen Gefolgsmannen hatte sein Leitbild in der deutschen Heldensage. Hitler scharte seine Getreuen um sich. Wer in diesem Kreise aber als nüchterner Ratgeber eine von der nachtwandlerischen Sicherheit des von seiner Sendung zutiefst überzeugten Führers abweichende Meinung vertrat, wurde «ausgemerzt». Hitler wollte sein Volk «zum fanatischen Nationalismus» erziehen, wobei das Wort «fanatisch» im Wörterbuch des Nationalsozialismus keineswegs abschätzig war, sondern bedeutete, dass man sich unbeirrbar, blind für andere Ansichten, für ein Ziel einsetze. In einer Rede vom September 1928 beschwor Hitler das deutsche Volk, «gegen den Irrsinn der Demokratie zu kämpfen und wieder die Notwendigkeit von Autorität und Führertum einzusehen». Es gelte, die Deutschen von dem «Unsinn des Parlamentarismus fortzureissen». Da der Reichstag mit seinen Beratungen nicht verhindern konnte, dass die Zahl der Arbeitslosen auf sechs Millionen anstieg, so dass jeder Dritte oder Vierte müssig und oft staatsverdrossen am Markte stand, fanden Schmähworte, wie z.B. das Parlament sei eine «Schwatzbude», offene Ohren. Im Sommer 1932 besass Hitlers Partei der Braunhemden unter dem Hakenkreuz schon 230 der 608 Mandate des Reichstags, also weit mehr als einen Drittel, und der Weg zur absoluten Mehrheit fiel nicht zum vornherein ausser Betracht. Hitler aber hatte schon 1930 erklärt: «Wir sind nur zwangsweise eine parlamentarische Partei.» Er benützte die Freiheit der demokratischen Wahlen nur, um sie eines Tages zu überwinden. So tarnte er sein Vorhaben mit dem Deckmantel der Legalität, um diesen, sobald er an die Macht gekommen wäre, abzuwerfen.

Nachdem der Deutschnationale Franz von Papen und General Kurt von Schleicher sich als Nachfolger des 1932 gestürzten Brüning nicht behaupten konnten, ernannte alt Feldmarschall Paul von Hindenburg als Reichspräsident am 30. Januar 1933 Adolf Hitler zum Reichskanzler. Der in seinem 86. Jahre stehende «Sieger von Tannenberg» galt als kolossale Vaterfigur. Der Greis war sich indessen der Tragweite dieses verhängnisvollen Aktes kaum mehr bewusst. Hitler gab sich zwar noch einmal den Anschein von Legalität. In seinem Koalitionskabinett handhabte Göring aber schon die Polizei und Goebbels die Propaganda. Er hoffte auf eine baldige Gelegenheit, um die Zügel sofort straffer anzuziehen. Als vier Wochen nach seinem Antritt des Kanzleramtes das Gebäude des Reichstages lichterloh brannte, liess er den Notstand ausrufen und begann die Kommunisten, die er der Brandstiftung bezichtigte, zu verhaften. Zugleich sollte sofort der Reichstag neu gewählt werden. Die Neuwahl vom 5. März brachte den

Nationalsozialisten neuen Machtzuwachs. Sie besassen nun 44 % der Reichstagssitze, und mit dem Einbezug der verbündeten Deutschnationalen kamen sie auf eine Mehrheit von 52 %. Dieser Reichstag erteilte durch das Ermächtigungsgesetz Hitler für vier Jahre absolute Vollmacht. Damit war der Weg zum schrankenlosen Führerstaat offen. Noch ehe der Tod des greisen Reichspräsidenten erfolgte, liess sich Hitler dessen Befugnisse von der willfährigen Mehrheit des Reichstages übertragen. Hitlers persönliche Diktatur war errichtet, die Weimarer Republik im Kern getroffen. Im Einparteienstaat wurde eine andere Meinungs- und Gruppenbildung untersagt. Der Widerstand der sich gegen den «Selbstmord» der Republik wehrenden Sozialisten wurde hemmungslos gebrochen. Wer sich nicht fügte, wurde von der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) in die Konzentrationslager gebracht.

Der Nationalsozialismus hatte sich für Umsturz und Behauptung eine Art Hausarmee aufgebaut. Die Sturmabteilungen (SA) wurden für Strassenschlachten und Saalkämpfe ausgebildet, die ursprünglich namentlich für den Schutz des Parteiführers gebildeten Staffeln (SS) wurden zur berüchtigten Kampftruppe der Partei. Die Knaben hatten der «Hitlerjugend» beizutreten, die weiblichen Kinder dem «Bund deutscher Mädel». Die Erziehung hatte eine Staatsjugend anzustreben. Der Einfluss des Elternhauses und der christlichen Kirchen wurde von Staatswegen abgedämmt. Unter dem schweizerischen Theologen Karl Barth, der den Eid auf den Führer verweigerte und daher seine Professur verlor, weshalb er 1935 von Bonn nach Basel übersiedelte, vereinigten sich 1935 viele mutige evangelische Christen in der «Bekenntniskirche». Manche erlitten im Kampf gegen das Neuheidentum den Märtyrertod. Auch zahlreiche Katholiken starben für ihren Glauben. Die Juden wurden aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen. Ehen zwischen Juden und Deutschen wurden als Blutschändung verboten. Gegner des Systems wurden seit 1933 in Konzentrationslager eingeliefert, unterernährt und durch Arbeit überfordert. Sehr viele starben dort auch an Seuchen, unzählige wurden vergast. Unter den etwa zweieinhalb Millionen Menschen, die Opfer der Gaskammern wurden, befanden sich auch viele unheilbar Kranke und Alte, die nichts mehr «nützten».

Hitler hatte sowohl bei seinen Geldgebern auf der Rechten wie auch beim Proletariat auf der Linken grossen Anhang gewonnen, indem er dem durch die Arbeitslosigkeit zermürbten deutschen Volke Beschäftigung versprach. Darunter verstand er freilich die Aufrüstung und einen auch der raschen Verschiebung von Truppen dienenden, grosszügigen Bau von Reichsautobahnen.

Hitler hielt die Westmächte mit der Beschwichtigung hin, er erstrebe nur Gleichberechtigung, nicht Angriffspolitik, was ihm namentlich im kriegsmüden England gerne geglaubt wurde. Man hoffte in Völkerbundskreisen auf weltweite Abrüstung. In die Zeit der Abrüstungskonferenz in Genf fielen aber die Schüsse der Japaner, welche die Mandschurei angriffen. Als der Völkerbund den Angreifer Japan verurteilte, kehrte dieser im März 1933 dem Völkerbund den Rücken, und Hitler-Deutschland vollzog den gleichen Schritt unter dem Vorwand, dass ihm die Abrüstungsverhandlungen zu schleppend vorkamen. Im März 1935 hob es die Abrüstungsbestimmungen des Versailler Vertrages von sich aus auf und beanspruchte die «Wehrhoheit» des Dritten Reiches, dessen Ziele Hitler wie einst Karl der Grosse im Ersten und die Hohenzollener-Monarchie im Zweiten Reich steckte. Dabei suchte er den «Lebensraum» vorab im Osten, während er wie einst Bismarck wenig von Kolonialbesitz in Übersee hielt.

Hatte die Locarno-Konferenz 1925 die neue Westgrenze Deutschlands anerkannt und das Rheinland entmilitarisiert, so liess Hitler anfangs März 1936 deutsche Truppen in dieses westdeutsche Gebiet einmarschieren. Auch begann er den Bau des grossen Befestigungssystems an der deutschen Westgrenze, um bei einem allfälligen Feldzug nach Osten womöglich einen gesicherten Rücken zu haben. Hitler hatte vollkommen richtig vorausgesehen, dass die Westmächte es bei Protestpapieren gegen den Bruch des Locarno-Paktes bewenden liessen. Sie versäumten in der Tat, den Anfängen mit militärischem Ernste zu begegnen.

Die Welt aber staunte im Sommer 1936 angesichts der Olympischen Spiele in Berlin über die deutsche Grosszügigkeit und die tadellose Organisation. Die grosse Schau verfehlte ihre Wirkung nicht, und der wie ein Triumphator gefeierte Systembruder Mussolini sprach frohlockend von der Achse Rom-Berlin.

Wir hielten es bei diesem Rückblick für angezeigt, die Grundzüge der nationalistischen und totalitären Diktaturen in Erinnerung zu rufen, weil sie vielen Lesern nicht mehr geläufig sind und weil Bewegungen ähnlicher Natur in der Schweiz ohne diese «Vorbilder» kaum verständlich wären.

Von den Fronten

Die Übernahme des Kanzleramtes durch Adolf Hitler im nördlichen Nachbarstaat am 30. Januar 1933 und die darauf rasche Entwicklung seiner Diktatur lösten in der Schweiz den sogenannten «Frontenfrühling» aus. Nur ungern verwende ich diese Bezeichnung, denn mit dem Wort «Frühling» verbindet man doch das Gefühl freudiger Hoffnung, was beim Aufkommen der Fronten im Frühjahr 1933 aus weiter Sicht der Geschichte nicht zutraf.

Ich erlebte den politischen Aufbruch, den viele junge Akademiker mitmachten, nicht mehr an der Hochschule, sondern als Junglehrer in Biel. Da zeigten sich bald Züge, welche ohne das deutsche Beispiel nicht denkbar gewesen wären, auch wenn das eine oder andere Kennzeichen «eingeschweizert» wurde. So trugen die Frontisten nicht schwarze Hemden wie die Faschisten oder braune wie die Nationalsozialisten, sondern graue. Statt Fahnen mit dem Hakenkreuz entrollten sie Banner mit dem altschweizerischen langschenkligen Kreuz, wie auch der Zuruf «Haruus» von angriffsfreudigen Harsten der Urschweizer stammte. Es gab aber schon «Gauführer» und einen «Landesführer», und es war durchaus nicht abwegig zu bedenken, ob diese von «draussen» übernommene Organisation eine Vorstufe zum Anschluss an das Dritte Reich sein könnte, woher die Vorbilder stammten.

Dieser Argwohn mochte auf viele Frontisten nicht zutreffen. Ich räume gerne ein, dass es unter den Frontisten der Frühzeit wertvolle junge Menschen gab, die sich von einer das ganze Volk ergreifenden Bewegung eine Politik versprachen, welche wesentlichere Fragen behandelte als das kleinliche Feilschen um einen «Milchrappen». Manche Frontisten sahen in unserer Neutralität nur das politische «Stillestehen». So hiess dieser Leitgedanke in der alten Rechtssprache. Inzwischen hatte die Neutralität aber einen neuen Wert gewonnen. Sie war die Aufrechterhaltung des Friedens im eigenen Bereich, aus dem gute Dienste der Diplomatie und Hilfswerke wie das Rote Kreuz möglich wurden. Neutralitätspolitik war also nicht nur ein Treten an Ort, kein blosses Aussteigen aus der grossen Weltgeschichte, die immer dynamischere Formen annahm. Hitlers unbedenkliche Rechtsbrüche machten Frontisten weniger Eindruck als seine ja bald auf der Landkarte sichtbaren Erfolge. Sollte unser neutraler Kleinstaat den Anschluss an die grosse Zeit verpassen? Einsichtigere Frontisten, zumal aus akademischen Kreisen, stiessen sich am groben Ton der frontistischen Presse. Bei der Mahnung zur Zurückhaltung mit Schlagwörtern, z.B. im «Eisernen Besen», sagten die Draufgänger, dass nüchterne, sachliche Abhandlungen bei der Arbeiterschaft, die man zu gewinnen hoffte, eben nicht ankämen. So polterte man nach dem Muster des deutschen «Stürmers» darauf los. Nicht nur ausserhalb der Fronten, sondern auch innerhalb ihrer Reihen wurden besonnene Mitglieder stutzig und fragten sich, ob der uneidgenössische Einschlag nicht in die Gefahrenzone des Landesverrats führe.

Aufs Ganze gesehen, halte ich mich rückblickend immer noch an die Faustregel: Wer nach 1936 noch Frontist blieb, war entweder naiv oder politisch anfällig, wenn nicht gar auslandhörig. Das erste war nicht zu wünschen und das zweite nicht zu dulden.

Ich verschweige nicht, dass ich mich in der Frühzeit der Fronten fragte, ob es angemessen wäre, in der an sich erfreulichen Einsatzbereitschaft der vorab jungen Leute mitzumachen und dabei die Schwungkraft der Bewegung vor Auswüchsen bewahren zu helfen, oder aber den Frontismus schon in seinen Anfängen entschieden zu bekämpfen. Dass ich den zweiten Weg beschritt, gereicht mir nun wohl zur Genugtuung, lag aber nicht zum vornherein auf der Hand.

Dieses Schwanken hängt mit Freundschaften zusammen, welche mich mit erklärten Frontisten verbanden. Diese haben sich allerdings beizeiten von der Front getrennt und sich als tüchige Staatsmänner und Gelehrte seither so grosse Verdienste erworben, dass ich sie nicht mit Namen aufführen will, wie es Neider hinterhältig leider oft taten. Nein, ich beschränke mich darauf, zwei Freunde zu nennen, zwar entgegen der pietätvollen Worte «De mortuis nihil nisi bene», aber weil sie mir besonders nahestanden und durch ihren frühen Tod vor mehr als einem halben Jahrhundert unserm Blickfeld längst entrückt sind.

Da steht vor meinen Augen mein Freund und Bieler Schulkollege Fridolin Hefti, ein begeisterter Lehrer des Italienischen, und als Schauspieler konnte man ihm geniale Züge nicht absprechen. Er hatte schon als Gymnasiast in Bern im obersten Schuljahr über sechzig italienische Bücher gelesen, wiewohl die Sprache Dantes gar nicht sein Schulfach war. Anschliessend galt sein Hauptstudium in der Schweiz und in Italien der italienischen Literatur. Seine Dissertation würdigte den italienischen Lyriker und Nobelpreisträger Giosuè Carducci, der sich selbst als einen «poeta commosso della storia» nannte. Freund Hefti war im Grunde zu unpolitisch, um als Staatsbürger «commosso dello stato» angesprochen zu werden. Seine italienischen Reisen und Semester liessen ihn für den Faschismus schwärmen, zumal dieser die italienische Sprache aufwertete. Die «Nationale Front», welcher Hefti beitrat, schien ihm dazu angetan, frischen Wind in die schweizerische Parteienlandschaft zu bringen. Weil ich einige Zeit Wand an Wand mit Hefti wohnte, lud er mich wiederholt ein,

an seiner Seite frontistische Tagungen zu besuchen. Da ich mir ein klares Bild der aufbrüchigen Partei machen wollte, begleitete ich ihn z.B. zu einer Grossveranstaltung der Front nach Bern. Dort kreidete der radikale Oltramare Massnahmen, die er als Fehler ansah, in aller Schärfe an und fügte dann hinzu: «Voyez, ça se passe dans un état, où les juifs ont des droits comme les autres.» Dieser Pfeffer-Antisemitismus löste jedesmal ganze Salven von Beifall aus. Ein anderer Redner warf die Frage auf, was denn politische Stümper in unserem Land bekämen. «Nationalratssessel!» rief ein wohl bestellter Antworter aus dem Saal, und wieder donnerte der Beifall. Ein andermal hörte ich den berüchtigten Major Leonhard in einer kleinen Runde, die nach Verschwörung roch. Da hatte ich genug und wusste «was'Lands».

Freund Hefti hat die kritischen Stunden der Entscheidung in der Front nicht mehr erlebt. Ein unheimliches Schicksal ereilte ihn. Er hatte im Rahmen einer gemeinsam herausgegebenen «Reihe schweizerischer Volkspiele» den «Berner Totentanz» des Maler-Dichters Niklaus Manuel eigenwillig, aber bühnenwirksam bearbeitet und bei unsern Aufführungen z.B. im Juradorf Pieterlen, aber auch vor dem Jüngsten Gericht der Berner Münsterpforte die Rolle des Todes meisterlich gespielt. Bei der Heimfahrt sagte er mir, er möchte gerne einen modernen Totentanz schreiben, welcher das Sterben im heutigen Grossverkehr darstellen sollte. Einen solchen Strassentod hat er nicht mehr geschildert, aber er ist ihn gestorben. Hefti hatte einen geradezu unheimlichen Drang, mit seinem Motorrad durch die Welt zu sausen. Hatten wir am Gymnasium eine gemeinsame Freistunde, so nötigte er mich gerne zu einer rasenden Fahrt rund um den Bielersee. Da ich mich nur mit klopfendem Herzen auf den Sattel hinter ihn setzte, atmete ich auf, als infolge meiner Wahl nach St.Gallen solche Abenteuer wegfielen. In St.Gallen führte ich mit meiner Klasse Heftis Märchenspiel «Sechse kommen durch die ganze Welt» auf. Mein Freund konnte meiner Einladung dabei zu sein, nicht folgen. Er starb im April 1936 knapp dreissig Jahre alt infolge eines Sturzes mit seinem Motorrad im Aareraum.

Weniger als ein Jahr zuvor hatte der Tod meinen andern jungen Freund ereilt, der sich von der Front auch mehr versprach, als sie zu bieten imstande war. Es war Armin Spaltenstein, ein hochbegabter Zürcher Mathematiker, den ich bei der Einführung der von der Zürcher Studentenschaft veranstalteten Serenaden im Grossmünster-Kreuzgang kennengelernt hatte. Wir verabredeten eine Faltbootfahrt, welche uns im Sommer 1935 den Main von Bamberg bis Frankfurt, dann das Rheinstück beim Loreleifelsen vorbei und schliesslich die Mosel von Trier hinab bis Koblenz führte. Schon war das Boot wohlverpackt auf unserm kleinen Wagen, als mein Freund mir vorschlug, zum Abschluss unserer Reise die Mosel noch einmal schwimmend zu durchqueren. Da bereitete mitten im Fluss ein Herzschlag dem jungen Leben ein jähes Ende. Allein heimzukehren von einer Fahrt, die man frohgemut zu zweit begonnen hatte, war eine der schwersten Erschütterungen meines Lebens.

Auf die Abdankung fiel dann noch ein Schatten politischer Art. Ich hatte ein paar Freundesworte zu sprechen, und hernach traten gleich zwei Frontisten auf, welche den Heimgegangenen als einen der besten Kameraden feierten. Dabei wusste ich doch von unsern Zeltabenden am Gestade her gut genug, welche Bedenken mein Freund gegenüber der Front hegte, nachdem wir auf unserer Fahrt die Wirklichkeit des von den Frontisten gerühmten Nationalsozialismus kennengelernt hatten.

Da dieser Unfall in der Mosel wenige Wochen nach meiner Wahl an die Kantonsschule St.Gallen erfolgte, hatte er noch eine leidige Nachwirkung. Die Danksagung der Familie Spaltenstein erwähnte in der «Neuen Zürcher Zeitung» ausser meinem Freundeswort auch die beiden Frontisten. Da fragten sich Persönlichkeiten in St.Gallen, die sich für meine Wahl eingesetzt hatten, besorgt, ob ich denn auch zu den Trägern oder doch Mitläufern der Front zähle.

Diese Bedenken, die ich rasch zerstreuen konnte, waren durchaus begreiflich, hatte die «Nationale Front», die sich von der 1930 gegründeten «Neuen Front» abgelöst hatte, doch schon am 17. Juni 1933 in St.Gallen ihre erste öffentliche Grossveranstaltung durchgeführt, zu der rund zweitausend Parteiangehörige und Neugierige erschienen waren. Es war eine einseitige Kundgebung, denn als nach Oberstdivisionär Sonderegger und Gauführer Dr. Max Tobler auch Dr. Ludwig Rittmeyer als Präsident der Jungliberalen Bewegung der Schweiz das Wort ergreifen wollte, wurde er vom uniformierten «Saalschutz», der dreissig Mann stark von auswärts kam, daran gehindert und tätlich angegriffen. Die Versammlung wurde vom St.Galler Frontisten Mario Karrer geleitet, der übrigens als einziger Frontist in den Kantonsrat gewählt wurde. (Dr. Max Tobler aus Zürich zog als einziger Frontist in den Nationalrat ein.)

In der grössten Schweizerstadt gewann die «Nationale Front» beträchtlichen Anhang. Um die Linke zu bekämpfen, ging sogar der Freisinn eine Listenverbindung mit ihr ein, was den Frontisten zehn Sitze im Zürcher Stadtparlament einbrachte. Im ennetrheinischen Kanton Schaffhausen verfügten sie über 27 % der Wählerschaft.

Wie im Ausland gab es unter den jungen Leuten, welche von der neuen, stramm auftretenden Bewegung eine Besserung der Lage erhofften, viele Arbeitslose. Ihre Zahl hatte in der Stadt St.Gallen schon zu Beginn

der Zwanzigerjahre die Höhe von 5000, im Kanton sogar von 10000 erreicht. Die rheintalischen Lohnsticker besetzten Mitte Juni 1934 sämtliche Brücken ins Vorarlberg, um die Ausfuhr von Stickerarbeit in die Nachbarschaft zu verhindern, wo übrigens die Wirtschaft auch so darniederlag, dass braune Werber und Wühler bald Echo fanden.

Grundwelle der Besinnung

Waren die Fronten auf eine Belebung der Politik bedacht, dabei aber fremden Vorbildern hörig, so regten sich alsobald einheimische Kräfte, welche das Staatsleben auch erneuern wollten, aber ihr Leitbild aus dem eigenen Urgrund emporhoben. Unsere moderne Demokratie wurzelt ja hierzulande in der alten Genossenschaft.

Die Diktatur ist als neue Form der Herrschaft das Gegenteil der Demokratie. Der Diktator befiehlt und ernennt von oben nach unten. In der Demokratie aber bestimmt das Volk die Grundzüge seiner Ordnung und wählt seine Vertrauensleute in Rat und Gericht von unten nach oben aus seiner Mitte. Das gilt jedenfalls für normale Zeiten, während bei grossen Unruhen und in Zeiten der Gefahr auch die Demokratie ihrer Regierung aussergewöhnliche Vollmachten erteilen muss. Notstand ruft Notrecht. Dringliche Entscheide können nicht auf den Weg der Abstimmung gewiesen werden. Dem Wehrwesen ist ohnehin eine gewisse Hierarchie eigen. Im Ernstfall muss die Spitze rasch handeln können. Aus dieser Einsicht wählt die Bundesversammlung nach der Bundesverfassung Art. 85, 4, den General der eidgenössischen Armee, um bei drohender Kriegsgefahr eine rasch handelnde Befehlsgewalt zu haben. Es handelt sich dabei um einen ausgesprochenen Ausnahmezustand. Zählt man in der Geschichte unseres Bundesstaates alle Zeiten, in denen wir einen General hatten, zusammen, so machen sie bei weitem nicht einen Zehntel der Zeit seit 1848 aus. Im Grunde genommen spielt unser General die gleiche Rolle wie einst in der altrömischen Republik der «dictator». Als solcher wurde z.B. Cincinnatus von seinem Hofe geholt, um ein eingeschlossenes römisches Heer zu befreien; dann kehrte er zu seinem Pfluge zurück.

Anders die Diktatoren unserer Vorgegenwart. Mussolini sehnte sich so wenig zur Maurerkelle zurück als Hitler zum Malerpinsel. Wohlwissend, dass man in ruhigen Zeiten eine Diktatur als im Grunde menschenunwürdige Machtballung in einer Hand als fragwürdig empfindet, sorgten sie dafür, dass die Zeiten unruhig blieben, damit ein Abbau der zentralen Macht nicht in Frage kam.

In klarer Rechenschaft über solche Zusammenhänge zeigte sich vorab in der schweizerischen Jugend nach Jahren der Staatsverdrossenheit um 1930 ein verheissungsvoller Aufbruch mit wachsender Bereitschaft, sich für die Eidgenossenschaft einzusetzen. Von den alten Parteien lösten sich Gruppen, die sich nicht mehr als Partei, sondern als Bewegung bezeichneten, wie z.B. die schon 1928 gegründete Jungliberale Bewegung, deren Angehörige sich Kameraden nannten. In entsprechender Weise gab es Jungkonservative, Jungbauern und Jugendgruppen der Sozialdemokraten, unter denen der «Escherbund» zu steter Gewissensprüfung anhielt. Der «Bund Neue Schweiz» und der «Gotthardbund» bemühten sich ebenfalls sehr ernsthaft um ein neues Leitbild der Schweiz.

Die Erneuerung wurde beim Aufstieg des Frontismus im Innern und bei sich steigender Drohung von aussen vertieft und gefestigt. Es gehört zu den erhebendsten Erinnerungen derer, die vor mehr als einem halben Jahrhundert jung und wachsam waren, wie damals eine Grundwelle aus der Bundesgeschichte die Gegenwart belebend durchflutete. Die Bundesfeiern, welche am Abend des 1. August an die Gründung des Ewigen Bundes von 1291 erinnerten, wurden ernster gestaltet, wobei das Pathos einer schlichten Betrachtung der Weltlage wich. Statt die «Heldenväter» zu vergolden, sah man sie in ihren tagtäglichen Aufgaben, wie sie als Allmei-Genossen den Kampf mit der Bergnatur bestanden, was sich nur gemeinsam meistern liess. Wer bei politischen Ansprachen genau hinhörte, stellte einen deutlichen Wandel in der Wortwahl fest. Von «Patriotismus» und «Mutter Helvetia» war kaum mehr die Rede, doch bekannte sich eine wachsende Zahl von Mitbürgern zur Losung: Eidgenossenschaft heisst: Füreinander einstehen.

Ja, man wollte aus der Geschichte lernen. Unvergessen war, dass die Schweiz unmittelbar nach dem Waffenstillstand von 1918 in die grösste soziale Krise des Bundesstaates hineingeraten war. Dieser Generalstreik, der fatalerweise mit der letzten heftigen Grippe zusammenfiel, erklärt sich u.a. aus dem Unwillen, dass der Soldat an der Grenze seine Familie daheim ohne ausreichende Unterstützung wusste. Eine solche Preisgabe durfte sich im Falle eines neuen Weltkrieges nicht wiederholen. Man wollte näher zusammenrücken. Seit ihrem Parteitag von 1935 bekannten sich auch die Sozialdemokraten zur militärischen Landesverteidigung. Die Wehranleihe von 1936 wurde, wiewohl sie nur 3% Zins vorsah, kräftig überzeichnet. Die Kriseninitiative, welche die Arbeitslosigkeit mit stärkerer Staatshilfe bekämpfen wollte, wurde 1935 – wenn auch knapp – verworfen, wohl weil bürgerliche Kreise fürchteten, dass damit ein Anfang zur Staatsdiktatur in der Wirtschaft zu befürchten sei, was dem Liberalismus zuwider war. Die Stimmbeteiligung betrug 85%. Das Volk kümmerte sich um seinen Staat. Mit starker Mehrheit verzichteten aber sowohl die Stimmenden wie auch die Stände ein Vierteljahr danach auf eine Totalrevision der Bundesverfassung.

In den Dreissigerjahren galt es, vor einem heillosen Entweder-Oder zu warnen. Es bestand im Wahn, man müsse sich in der Schweiz entweder für Faschismus und

Nationalsozialismus oder aber für den Kommunismus entscheiden, weil die westlichen Demokratien zu lässig seien. Da wiesen besonnene Mitbürger mit allem Nachdruck darauf hin, dass unsere Eidgenossenschaft ihren eigenen Weg einzuschlagen habe.

Es gehört zum Wesen bedeutender politischer Vorgänge, dass einzelne Persönlichkeiten vorausdenken. Einer solchen Elite bedarf auch die Demokratie. Hat jeder an der Urne die gleiche Stimmkraft, so ist doch im Vorfeld eines Bürgerentscheids der Einfluss der einzelnen Bürger natürlicherweise ungleich. Wer mehr Sachverstand mitbringt, soll das Volk auf den richtigen Weg weisen. Schon der Bundesbrief von 1291 sprach nicht allen Eidgenossen gleiche Geisteskraft zu. Bei Zwisten sollten vielmehr die «prudenciores», d.h. die Einsichtigsten, den Streit beilegen. Der erste Bundesbrief in deutscher Sprache berief an entsprechender Stelle 1315 «die besten und die witzegesten» zu Vermittlung und Urteil. Die Volksherrschaft muss verantwortungsbewusste Bürger haben, die, ohne einem besondern Stande anzugehören, die öffentliche Meinung zu lenken wissen. In seinem Buche «Haltung», dem kein Geringerer als Max Huber das Vorwort schrieb, bezeichnete Georg C. L. Schmid die «Bereitschaft zu schwerem Dienst» als das eigentliche Merkmal einer solchen Elite.

In meinem Vortrag «Von Sattheit zu heimlichem Adel» versuchte ich Ende April 1939 an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich diesen «unsern Weg zu demokratischer Freiheit» aufzuzeigen. Wer sich selbst aufbietet, ist auf dem Wege zu den Edeln, die nicht durch Geburt oder Reichtum an äussern Gütern der Oberschicht angehören, sondern durch Gesinnung und Leistung der Gemeinschaft dienen.

Es war mir schon vor der Mitte der Dreissigerjahre ein besonderes Anliegen, die Jugend auf wesentliche politische Auseinandersetzungen vorzubereiten. So übernahm ich zusammen mit Emile Villard die Schriftleitung des Monatsblattes «Junge Schweiz», die wir 1934/35 innehatten. Damals hielt ich auch meine erste ausgesprochen politische Rede. In der Aula des Gymnasiums Biel sprach ich am 21. September 1934 in meiner Maturitätsrede über «Werden und Wesen der eidgenössischen Demokratie» und bekannte: «Diktatur heisst der neue Erzfeind der Demokratie. In diesen Streit sind wir gestellt. Hier endet die Geschichte, die Politik beginnt, unsere Politik.»

Die Veröffentlichung meiner Rede erfolgte zunächst ohne und später mit meinem Wissen. In der Zuhörerschaft sass der Redaktor der sozialdemokratischen «Seeländer Volksstimme». Er nahm wohl an, dass ich als Freund des stadtbekannten Frontisten Fridolin Hefti in das gleiche Horn stossen werde. Daher stenographierte er die freigehaltene Rede mit erstaunlicher Genauigkeit. Als er indessen beim Durchgehen des Textes gar nichts Frontistisches, wohl aber ein eindeutiges Bekenntnis zur Demokratie fand, veröffentlichte er die Rede flugs in zwei Leitartikeln. Wenig später erschien meine Rede auch im eher bürgerlichen «Staatsbürger» und als Sonderdruck, wobei ich die Druckbogen mitlesen konnte.

Auch die Schweiz hat ihre nationale Idee. Sie wehrt sich aber dagegen, dass das Nationale zum Nationalistischen überhöht werde, d.h. zum Überwert, dem sich andere Bereiche des Lebens unterordnen müssen, auch solche des Glaubens, der Kunst, der Kultur überhaupt. Da die Sprache eine Vorbedingung aller Kultur, auch der politischen Kultur ist, wenden wir uns, ehe wir die dramatische Zuspitzung der Spannung zwischen Diktatur und Demokratie weiter verfolgen, noch einigen persönlichen Erfahrungen im Sprachleben der Eidgenossenschaft zu.

Erlebtes Viersprachenland

Die Sprache ist ein wesentliches Merkmal des Menschen. Sie stiftet Gemeinschaft. Ohne Sprache lässt sich das Zusammenleben kaum denken. Sie ist das Grundelement beim Aufbau der Kultur. Auch der Staat bedarf des Wortes. Seine Ordnung setzt Verständigung voraus, welche mit dem Mittel der Sprache zustande kommt. Es lässt sich kaum ausdenken, wie das öffentliche Leben sprachlos vor sich gehen sollte. In der Regel wird das, was mündlich vereinbart wurde, später schriftlich festgehalten. Satzungen wohnt nicht nur eine verbindliche, sondern auch eine verbindende Kraft inne.

In unserm Jahrhundert mussten wir indessen erkennen, dass die Sprache auch als politisches Mittel zu Spaltung und Trennung eingesetzt wurde. Ein sich nicht selten fanatisch gebärdender Sprachenkult verkündete, dass die Menschen gleicher Muttersprache im gleichen Staate vereinigt werden sollten, was zugleich bedeutete, dass anderssprachige Einwohner auswandern sollten oder sich sprachlich anzupassen hätten. Sprachminderheiten sollten verschwinden.

Wir Schweizer vernahmen Lehren dieser Art vor allem aus dem Süden und aus dem Norden. Die Irredenta des Faschismus wollte die Italienischsprechenden jenseits der Grenze dem Staate Italien eingliedern, und im Norden lockte die braune Lorelei die Deutschsprachigen ausserhalb des Dritten Reiches «heim ins Reich». Der Anschluss von Österreich und von Deutschböhmen im tschechoslowakischen Sudetenland im Jahre 1938 erfolgte u.a. aus solchen sprachlichen Ansprüchen, wobei Sprache und Rasse oft einander gleichgesetzt oder doch miteinander verquickt wurden. Dass aber die gleiche Sprache nicht auf gleiche Abstammung schliessen lässt, zeigte ja gerade Italien, wo sich im Laufe der Geschichte zur eingesessenen Bevölkerung griechische, germanische und romanische Einwanderer gesellten, deren Nachkommen heute alle italienisch sprechen. Und wer möchte im Ernste behaupten, dass in den Vereinigten Staaten alle, die englisch sprechen, gleichen angelsächsischen Ursprungs seien!

Welchen Stellenwert hat nun die Sprachenfrage für die Schweiz? Die Eidgenossenschaft ist jedenfalls keine «Sprach-Nation». Gewiss war der Bund der acht alten Orte im Spätmittelalter rein alemannisch gewesen. Mit Freiburg war aber schon ein halbwelscher Ort und mit den zugewandten Drei Bünden in Rätien sogar ein dreisprachiges Gebilde dazu gekommen. Im Staatenbund von 1815 war die Mehrsprachigkeit selbstverständlich. Die Verfassung des Bundesstaates von 1848 hielt in Art. 109 fest: «Die drei Hauptsprachen der Schweiz, die deutsche, französische und italienische, sind Nationalsprachen des Bundes.» Heute lautet der Sprachenartikel 116: «Das Deutsche, Französische, Italienische und Rätoromanische sind die Nationalsprachen der Schweiz. Als Amtssprachen des Bundes werden das Deutsche, Französische und Italienische erklärt.» Die Anerkennung des Rätoromanischen als Nationalsprache erfolgte im Februar 1938 in einer denkwürdigen Abstimmung, welche für die Aufwertung der «vierten Landessprache», die nur etwa von 1% der Bevölkerung gesprochen wird, über 90% Ja-Stimmen ergab.

Diese fast beispiellose Einmütigkeit war zugleich eine Antwort auf die italienische Behauptung, dass das Rätoromanische nur ein italienischer Dialekt sei. Darin kam zum Ausdruck, dass die Irredenta nicht nur den Tessin und die Bündner Südtäler beanspruchte. Ja, es gab sogar Stimmen, welche die Ziele noch weiter steckten: da ja das Rätoromanische einst bis an die Ufer des Bodensees reichte, müssten auch die Ansprüche entsprechend nach Norden erstreckt werden...

Wenn wir es auch mit aller Entschiedenheit ablehnen, die politischen Grenzen nach den Sprachgrenzen zu ziehen, so wäre es doch verfehlt, uns den Sinn für die hohe Würde und prägende Kraft der Muttersprache abzusprechen. Jeder Schweizer liebt seine Muttersprache, aber das braucht gar nicht auf Kosten anderer Sprachen zu geschehen.

Blicke ich nun in reifen Jahren auf meinen Weg zur Eidgenossenschaft zurück, so erscheint es mir, dass die Sprachenfrage ein wesentliches Element meines Werdeganges gewesen ist, und daher auch in meinem politischen Rückblick nicht fehlen darf.

Meine beiden Grossväter besassen im Bündnerland einsame Höfe. Die Grenzen beider Bauerngüter fielen z.T. mit der deutsch-romanischen Sprachgrenze zusammen. Weilte ich mit meinem ältern Bruder Paul auf der «Gaisweid», dem letzten Bauerngut meiner Vaterstadt Chur gegen Ems, so hörten wir beim Viehhüten hinter dem Hag die Knaben aus dem Nachbardorfe eine andere Sprache reden. Der Vater meiner Mutter bestellte über dem Zusammenfluss von Albula und Davoser Landwasser den Hof Solis halbwegs von Filisur nach Alveneu. Diese Nähe des Rätoromanischen hatte in den vielen Ferienwochen, die ich bei Neni und Nana in Graubünden verbrachte, stets etwas Geheimnisvolles. Auch mein Geburtsort Tamins, den unsere Familie freilich schon in meinem dritten Lebensjahr verliess, hatte seine romanische Nachbarschaft. Hat mir wohl eine gute Fee die Freude, in einem Lande mit etlichen Sprachen leben zu dürfen, in die Wiege gelegt?

Als ich achtzehn Jahre alt geworden und in der Blustzeit guter Vorsätze stand, nahm ich mir vor, in den nächsten fünf Jahren in den vier Sprachgebieten der Schweiz Land und Leute kennenzulernen, und zwar nicht als Gast von Allerweltshotels, sondern ich wollte

in redlicher Mitarbeit Hand anlegen und mir mein Brot gleich selber verdienen. Dieser Vorsatz verflatterte nicht wie manches der romantischen Jugendgelübde.

Den Anfang machte ich gleich in meinen nächsten grossen Sommerferien. Ich verdingte mich als Knechtlein ins Welschland, wohin ich mit dem Rad fuhr. Am dritten Tag stand ich bei meinem Meister Alfred Rubattel in Villarzel, einem reizenden Dörflein im Broyetal, ein. Erst durfte ich die letzten Kirschen lesen. Dann musste ich mit einem Freiburger Knecht, dessen welsche Mundart ich nur spurweise verstand, Baumstämme aus einem Tobel heraufbuckeln. Hernach raufte ich Unkraut aus den Äckern, die in früher Jugend einmal einer unserer Magistraten gejätet hatte, denn ich arbeitete auf dem väterlichen Hofe des spätern Bundesrates Rodolphe Rubattel, dessen Bruder mein Patron war. Als der Staatsmann später nach St.Gallen kam und ich ein paar Grussworte zu sprechen hatte, war er nicht wenig erstaunt, dass jemand in der Nordostschweiz sein Heimatdorf mit der altertümlichen Kirche so gut kannte.

Natürlich gab es in meinen Waadtländerwochen auch festliche Stunden. So tanzten wir am Bundesfeiertag 1927 im sehr nahen Bad Henniez nach der Tagesarbeit mit den Dorfmädchen Yvonne und Violette bis lange nach Mitternacht. An einem Sonntag wanderte ich durch weithin gedehnte Felder und schattige Wälder nach dem freiburgischen Städtchen Romont, das auf seinem Hügel liegt wie eine vielzackige Krone auf einem Riesenhaupt. Eben war dort ein Volksfest im Gange, und gerne mischte ich mich unter die frohen Leute.

Ein unvergessliches Fest setzte meinem Welschlandaufenthalt schliesslich die Krone auf. Ich hatte bei Tische gehört, dass der Bundesrat in corpore zum Winzerfest nach Vevey komme. Wie ich nun in der Zeitung las, dass dieses legendenhafte Fest nur fünfmal im Jahrhundert stattfinde, entschloss ich mich, die Gunst der Nähe zu nutzen, und das Fest beschwingte mich so, dass mir von meinem Lohne sozusagen kein Rappen in der Tasche blieb. Ich nährte mich auf der Heimfahrt namentlich von Fallobst und nächtigte im Gasthof à la belle étoile. Die Musik des Festes klang in mir nach und weckte in mir den Wunsch, auch einmal ein grosses Fest gestalten zu helfen.

Im Sommer darauf arbeitete ich mit Studenten aus dem In- und Ausland im Rahmen des jungen Studentischen Hilfsdienstes als eine Art «muratore» im italienischsprachigen Bergell, jenem zauberhaften Tale, wo sich die Arven und die Kastanienbäume beinahe begegnen und uns am Wege nach dem einzigartigen Soglio sattrote Steinnelken blühten und glühten. Es rauschen aber von den Felsen auch von den wildesten Wassern der Alpenwelt. Ein solcher Bergbach hatte seine Dämme überflutet. Wir säuberten die verschütteten Felder und bannten ihn in seine Schranken zurück. Dabei erlebten wir mit den Dorfleuten von Vicosoprano eine Sturmnacht, in der es uns unheimlich zumute wurde, wenn beim Versuch, die Fluten einzudämmen, diese plötzlich hinter einem daher wogten.

Friedlicher, aber nicht weniger streng ging im Herbst 1928 mein Aufenthalt im rätoromanischen Sprachgebiet vor sich. Wir setzten uns damals für den Süssmost als gesundes Volksgetränk ein. Da der Bauer meist allem misstraut, was er nicht persönlich kennt, entschlossen wir uns, in Bündner Dörfern eingelieferten frischen Most durch Sterilisation alkoholfrei zu erhalten. Wir fuhren mit unserm Loderapparat, den man «Süssmostkanone» nannte, ins surselvische Oberland bis nach Truns und ins ladinische Engadin. Da es galt, den Saft zu behandeln, solange er süss war, musste man die Zeit nutzen, und so gab es Tage, an denen wir zweimal acht Stunden arbeiteten.

Waren diese Aufenthalte bei unsern sprachlichen Minderheiten auf Ferienzeit beschränkt und daher von kurzer Dauer, so bot mir das Sommersemester 1929 in Genf samt dem anschliessenden Ferienkurs eine gern benutzte Gelegenheit, mit dem Wesen der Suisse romande vertraut zu werden. Ich lernte den Schriftsteller Henri de Ziegler und den Linguisten Charles Bally kennen und wohnte einem Rhonefest bei, wie es bald da, bald dort am Lauf des Stromes veranstaltet wurde. Ich schätzte die eigenartige Verbindung des puritanisch herben Geistes Calvins mit der Weltoffenheit der Völkerbundsstadt, in welcher ja eine grosse Zahl von Sprachen zu hören war.

Es hatte damals auch recht viele deutsche Studenten, die aber oft sehr wenig Verständnis für die schweizerische Mehrsprachigkeit aufbrachten. So entsinne ich mich eines Gespräches mit einem jungen Deutschen, der mir eines Tages erklärte, er verstehe etwas an der Schweiz nicht, wir hätten nämlich erstens eine deutschsprachige Mehrheit und zweitens eine Demokratie mit Sachentscheiden. «Warum löst ihr denn die Sprachenfrage nicht auf dem Abstimmungswege?» Der junge Mann glaubte allen Ernstes, dass eine Vorlage, wonach Deutsch, die Muttersprache von über 70 % der Schweizer, durch eine Volksabstimmung mit mindestens einer Zweidrittelmehrheit zur alleinigen Staatssprache erhoben werden könnte. Ich gab mir Mühe, ihm zu erklären, weshalb eine solche Vorlage zum vornherein zum Scheitern verurteilt wäre und wie unser Kleinstaat gerade darauf angewiesen sei, an den drei Hauptsprachen des europäischen Kontinents teilzuhaben.

Am längsten kam ich mit der Kultur französischer Sprache als Lehrer am zweisprachigen Gymnasium in Biel in stete Berührung. Dort hatte ich während rund drei Jahren den erkrankten Rektor Dr. Hans Fischer in seinen Schulstunden zu vertreten und die welschen Gymnasiasten in besondern Deutschstunden zu för-

dern. Ich wusste ihren früherwachten literarischen Sinn und die berechtigte Freude an ihrer Muttersprache zu schätzen. Die jungen Jurassen hatten es fürwahr nicht leicht. Einerseits mussten sie Hochdeutsch lernen, um lesen und schreiben zu können, und anderseits vernahm man im grössern Teil der zweisprachigen Stadt das nicht leicht verständliche «Bärndütsch». Gewiss gab es entgegenkommende Bieler, welche im Gespräch alsbald aufs Französische umstiegen. So sagte einmal Dr. Guido Müller, der gebildete Bieler Stadtpräsident: «Unsere Welschen sind stolz auf ihre Muttersprache und die Deutsch-Bieler auf ihre Französischkenntnisse.»

Alle diese persönlichen Hinweise mögen andeuten, dass mir die schweizerische Mehrsprachigkeit nicht nur ein theoretisches Problem war, sondern lebensnahe empfunden wurde. Als aber die Zeit kam, in welcher Sprachenfragen zu brennenden Problemen vorab der deutschen Aussenpolitik wurden, gab ich mir eingehend Rechenschaft, welche Umstände in der Schweiz – im Gegensatz zu andern mehrsprachigen Staaten – das freundliche Zusammenspiel unserer Nationalsprachen begünstigten.

Dieses Studium erfolgte namentlich nach einem Aufenthalt in der Tschechoslowakei im Sommer 1937, wo ich erkannte, dass der Vorsatz des «Befreier-Präsidenten» Thomas Garrigue Masaryk, das Zusammenwirken der fünf Sprachen (Tschechisch, Slowakisch, Deutsch, Ungarisch und Karpathorussisch) seines neuen Staates nach dem Vorbild der Schweiz zu regeln, mit Schwierigkeiten zu rechnen hatte, die uns erspart geblieben sind. Erwähnen wir nur, dass im dortigen Staat von Westen nach Osten eine Kulturtreppe abwärts führt, wie es der Reisende schon angesichts der Wohnbauten sehen kann. Von unsern Minderheiten aber lässt sich in keiner Weise behaupten, dass sie minderwertig seien. Bleiben wir gerade beim Beispiel der Wohnkultur, so hat doch das Engadinerhaus weder in der Aussenansicht noch in der Innenarchitektur einen Vergleich mit andern Häusern zu scheuen.

Die vielfältigen und feinen Zusammenhänge zwischen unsern Kulturräumen versuchte ich anfangs September 1938 vor den Delegierten der schweizerischen Lehrerschaft in Heiden aufzuzeigen. Meine Gedanken über «Sprachenspannung und Sprachenfriede» erschienen im «Berner Schulblatt – L'Ecole bernoise» in den Nummern 26-28 des Jahrgangs 1938.

Inzwischen hatte Hitler nach dem Münchner Abkommen mit Grossbritannien, Frankreich und Italien, aber ohne Russland und die ja zutiefst betroffene Tschechoslowakei, die «Übereignung der sudetendeutschen Gebiete an das Grossdeutsche Reich» durchgesetzt und damit die Zertrümmerung des tschechoslowakischen Mehrsprachenstaates eingeleitet. Das geschah am 29. September 1938, ein Jahr nach Masaryks Tod.

Junger Dichter als Eidgenoss

In seinem 1933 in München erschienenen Werke «Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz» bezeichnete der Zürcher Literarhistoriker Emil Ermatinger «das demokratische Staatsbedürfnis» als den «Wurzelgrund der deutschschweizerischen Dichtung». Das Volk wünscht auch vom Künstler einen lebendigen Bezug zum Staat. «Der Dichter der Schweiz erhält nicht den Lorbeer, sondern die Bürgerkrone.» Fast alle Schweizer Schriftsteller haben ihren bürgerlichen Beruf. Einer der grössten, Gottfried Keller, diente seinem Stande Zürich fünfzehn Jahre als gewissenhafter Staatsschreiber. Als er sich «erzogen» fühlte und wieder der Poesie zuwandte, sah er 1876 in einer knappen Lebensbeschreibung auf seine dichterischen Anfänge zurück, die in gärende Zeit fielen und ihm ungestüm vorkamen, doch erklärte er freimütig: «Dennoch beklagte ich heute noch nicht, dass der Ruf der lebendigen Zeit es war, der mich weckte und meine Lebensrichtung entschied.»

Bei meiner Rückschau in reifen Jahren auf mein frühes Schaffen geht es mir ähnlich. Wohl sagten mir Schöngeister unter den Freunden, das Staatsleben sei doch kein Thema für einen reinen Dichter, und als ich 1932 erstmals am Radio an einem Abend junger Autoren mitzuwirken hatte, trug ich denn auch rein lyrische Gedichte vor. (Ich vergesse jenen Abend nicht mehr, weil ich beinahe nicht hätte dabei sein können: bei der Erstbefahrung der obersten Linth kenterte unser Faltboot an einem Brückenpfeiler.) In meine frühen Gedichte drängte sich indessen bald das Erlebnis der politischen Gemeinschaft von der Landsgemeinde her. Es wurde zur Zeit der Diktatoren ein inneres Anliegen, das nach Aussage rief. Nicht einzelne Vorkommnisse bildeten Jahre hindurch die Mitte meines Schaffens, sondern es war das Schicksal der Eidgenossenschaft auf Gedeih und Verderb.

Als junger Autor schätzte ich die Möglichkeit, an Wettbewerben teilzunehmen. Ich empfand nämlich Hemmungen, meine Aufsätze, Gedichte und Spiele Kennern zur Kritik zu unterbreiten, einmal weil ich ihre kostbare Zeit nicht beanspruchen wollte, dann aber wohl auch, weil mich die ja zu erwartenden Hinweise auf die Unzulänglichkeit des Anfängers geschmerzt hätten.

Bei einem Wettbewerb aber war die Lage grundlegend anders. Da konnte man das Urteil erfahrener Vertreter der Literatur erwirken, ohne dass man sich gegenüber diesen Preisrichtern als Zeitdieb vorkommen musste. Auch hatte man nicht zu fürchten, dass all das, was die Fachleute als missglückt erachteten, abschätzig behandelt werde; die grosse Masse der nicht ausgezeichneten Texte wurde ja freundlicherweise beschwiegen. Und schliesslich lockte es mich, als Neuling unter bewährte Grössen zu treten, die am Wettbewerb ja ebenfalls ohne die Vornoten bereits anerkannter Werke teilnahmen. Die eingereichten Arbeiten waren mit einem Kennwort zu versehen, das auch auf einem verschlossenen Briefumschlag, welcher Name und Adresse enthielt, anzugeben war.

Den ersten Versuch, bei einem ernsthaften Wettbewerb dabei zu sein, machte ich, als die «Neue Zürcher Zeitung» Werkproben aus dem «Blickfeld der jungen Generation» wünschte. Die Teilnehmer durften höchstens 33 Jahre alt sein. Man konnte Beiträge in Prosa oder in Poesie einreichen. Ich schrieb einen kurzen Aufsatz mit dem Titel «Einsam oder Gemeinsam», der zuerst Persönlichkeit und Masse einander gegenüberstellte und dann die fruchtbare Wechselwirkung des einzelnen und der Gemeinschaft empfahl, so dass der letzte Satz die Überschrift als Losung abwandelte in «Einsam *und* Gemeinsam». Ich weilte in Paris, als ich aus meinem Elternhaus die Kunde erhielt, dass meiner Besinnung von der NZZ zu Ostern 1929 ein erster Preis zugesprochen worden sei.

Dieser erste Erfolg, den man auch Glück heissen mag, ermunterte den jüngsten der Preisträger wenige Jahre später, an einem weitern Wettbewerb der führenden Schweizer Zeitung teilzunehmen. Diesmal wünschte Redaktor Eduard Korrodi für die NZZ vaterländische Gedichte und setzte keine Altersgrenze. Unter den drei ersten Preisträgern, welche die Bundesfeier-Nummer 1934 bekanntgab, waren denn auch zwei Dichter mit Rang und Namen, nämlich Alfred Huggenberger mit «Hingabe» und Hugo Marti mit «Hier!». Das dritte im Bunde der ausgezeichneten Gedichte war mein mundartliches Gedicht «Schweizer Lehen» (Der Härrgott hät em Schwyzervolch es Leche avertruut...). Es schilderte die Eidgenossen als Empfänger von Freiheit und Menschenmut, die es verantwortungsbewusst zu handhaben und zu verteidigen gelte. Man schrieb das Jahr 1934, und der politische Einschlag der Verse war nicht zu überhören. Sie wurden denn auch damals und hernach oft nachgedruckt.

Im nächsten Jahr bot sich die Gelegenheit, auf der Suche nach einer neuen National-Hymne mitzuwirken. Die bisherige Hymne «Rufst du, mein Vaterland» war fragwürdig, weil die gleiche Melodie auch anderswo als nationaler Gesang angestimmt wurde; zudem wurde der Text stellenweise als zu pathetisch empfunden. Die «Schweizer Illustrierte Zeitung/L'Illustrée» suchte in einem ersten Teil ihrer Ausschreibung geeignete Gedichte und in einem zweiten Teil Vertonungen der preisgekrönten Texte. Wiederum reizte mich diese Aufgabe. Am 1. August 1935 reichte ich das tags zuvor im Klöntal entstandene «Lied vom Kreuz» dem Preisgericht ein, das sein Urteil am 23. Oktober bekanntgab.

So erfuhr ich gerade beim Antritt meiner Stelle an der Kantonsschule St.Gallen, dass mein Lied in «die Kränze gekommen» sei, wie man bei Schwingfesten hierzulande sagt. Zusammen mit dem romanischen Lied «Crousch Alva sen fons cotschen» des Oberhalbsteiner Kapuzinerpaters Alexander Lozza wurde meinem Lied «Lasst uns vom Banner singen...» der erste Preis unter insgesamt 1819 Einsendungen zuerkannt.

Nun weiss man ja, dass bei einem Liede die Melodie dem Worte Flügel verleiht. Mein Gedicht erfuhr weit über hundert Kompositionen, worunter diejenige von Roger Vuataz mit einem Preise ausgezeichnet wurde, aber eine eigentliche Nationalhymne ging aus dem Wettbewerb nicht hervor. Eine solche kann ja wohl auch nicht auf diese Weise zustande kommen, sondern am ehesten beim Aufbruch eines Volkes. Bei der Marseillaise ereignete sich in der Französischen Revolution dieser Glücksfall.

Gelegentlich kann auch ein Lied, das in engem Zusammenhang mit einem geschichtlichen Ereignis steht, volkstümlich werden. Erwähnen wir als Beispiel das schicksalsträchtige Beresina-Lied. Der Glarner Offizier Thomas Legler hat den Gesang «Unser Leben gleicht der Reise » Ende November 1812 vor den Roten Schweizern beim Übergang über die Beresina angestimmt, wo er auf die zum grossen Teil vom Tode Gezeichneten tiefen Eindruck machte. Dann geriet die schöne Weise mit den sinnigen Worten für rund ein Jahrhundert beinahe in Vergessenheit, bis Otto von Greyerz in seinem «Röseligarte» und Soldatensänger bei der Grenzbesetzung 1914/18 das Lied zu neuem Leben erweckten. In der Jugendbewegung sangen wir es oft als letztes Lied beim verglimmenden Höhenfeuer.

Thomas Legler war aber weder der poetische noch der musikalische Urheber des Liedes, sondern nur der Sänger in denkwürdiger Stunde. Dennoch fesselte mich diese Gestalt aus meiner engern Jugendheimat sehr. So schrieb ich im Sommer 1938 teils in meinem Zimmer an der Obern Berneggstrasse in St.Gallen, teils in einem alten Walserhaus meiner Verwandten in Davos-Monstein das Schauspiel «Beresina – es Spyl vum Thomas Legler und siner Allmei». Die Uraufführung vom 5. März 1939 durch das von Melchior Dürst verantwortungsbewusst geführte «Heimatschutztheater Glarus» überzeugte Volk und Behörden dergestalt, dass sie sich das Werk als Festspiel für den Glarnertag der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich wünschten. Darüber freute ich mich umsomehr, als im Spiel der Zürcher Hans Conrad Escher «von der Linth» aufzeigte, wie man nicht nur mit der Waffe, sondern auch mit dem Werkzeug den fruchtbaren Schweizerboden auf friedliche Weise erweitern konnte. – An der grossen Landesschau durfte ich Otto Baumbergers riesiges Wandbild auf dem Höhenweg mit kurzen Inschriften aus dem Bereich zur Schweizer Geschichte versehen.

Bei der Eröffnung der Landesausstellung hörte ich ein träfes Wort aus dem Volke, das ich meinen Lesern nicht vorenthalten möchte. Da trafen die letzten Läufer von Stafetten aus allen Kantonen ein. Jeder hatte ein Grusswort seines heimatlichen Standes zu entbieten, indem er die kurze Botschaft der überreichten Urkunde vorlas. Der Glarner Landammann Dr. Rudolf Gallati hatte mich um einen solchen Spruch in der mir vertrauten Glarner Mundart gebeten. So fiel es mir nicht schwer, seinen Wunsch zu erfüllen. Dann trat der St.Galler Regierungsrat mit der gleichen Bitte an seinen Geschichtslehrer heran. Eingedenk des Spruches «Wes Brot ich ess, des Lied ich sind» erklärte ich meinem Chef Regierungsrat Dr. Adolf Roemer meine Bereitschaft dazu, bemerkte aber, dass ich die St.Galler Mundart zwar verstehe, aber nicht so beherrsche, dass ich mich an Verse heranwagen dürfte. Der Magistrat erwiderte, dass er ein Gedicht in der Schriftsprache wünsche. So schrieb ich denn einen freundlichen Text so gut es eben ging. Bei der Übergabe fiel der Beifall für den Glarner Läufer bedeutend kräftiger aus als derjenige für seinen St.Galler Kollegen. Da sagte ein biederer Mann, der neben mir stand, mich aber so wenig kannte als ich ihn, vor sich hin: «Ja, de, wo de St.Galler Spruch gschribe hät, de chönnt bim Dichter vom Glarner Spruch no öppis leerne!» Ich schrieb mir den Rat hinter die Ohren, vermied es aber wohlweislich zu sagen, dass ich über die Verfasserschaft der beiden Sprüche recht gut Bescheid wisse.

Das Glarner Heimatschutztheater unter seinem einsatzfrohen und mitreissenden Spielmeister Melchior Dürst wünschte auf seine Zwanzigjahrfeier ein weiteres Schauspiel aus der heimatlichen Geschichte. Ich wählte als wegweisende Hauptgestalt den Glarner Feldprediger in den Mailänder Feldzügen zur kurzen Zeit eidgenössischer Grossmachtspolitik. Wie im Beresina-Spiel, so ging es mir auch im Drama «Meischter Zwingli» darum, aufzuzeigen, wie grosse Persönlichkeiten und die Gemeinschaft des Volkes aufeinander einwirkten. Im Vorfeld der Schlacht von Marignano vertrat der Walliser Bischof Kardinal Schiner die päpstliche Machtpolitik, während in Zwingli, der ja zehn Jahre Pfarrer zu Glarus gewesen war, sich bereits der Reformator ankündigte.

Im gleichen Jahre 1943 kam es in Glarus zu nahezu zwanzig Freilichtaufführungen. In meinem Legendenspiel «Ursus, stand uf!» vertiefte ich mich in den sagenhaften Ursprung des Christentums im Lande Glarus in frühalemannischer Zeit. Das Geschehen geht in mundartlichen Versen vor sich, die indessen dann und wann von hochdeutschen Chorälen aufgehalten und – nach altgriechischem Vorbild der Chöre – auch gedeutet wird. Der Inhalt beruht auf der landläufigen Sage, wonach die Talschaft Glarus einst den beiden Brüdern Ursus und Landolf gehörte. Während Ursus vom Glau-

bensboten Fridolin zum Christentum bekehrt wurde, blieb Landolf in germanischem Trotz ein verstockter Heide. Ursus vermacht darum Fridolin sein Erbteil, nämlich das halbe Land Glarus. Der Teufel rät nun Landolf, seinen Bruder, der immer mehr Anhang gewinnt, aus dem Wege zu schaffen, was denn auch geschieht. Wie Fridolin das Erbe antreten will, macht es ihm der machtgierige Landolf streitig. Fridolin auferweckt Ursus aus dem Grabe und holt ihn als Zeugen vor Gericht. Darob gerät nun Landolf in solchen Schrecken, dass auch er seinen Landesanteil dem geistesmächtigen Glaubensboten schenkt. Wie zeitbezogen dieser frühmittelalterliche Stoff anmutete, ergab sich beim Versprechen eines Spielers, der den Teufel darstellte. Statt nach dem Spielbuch beim Rat zum Brudermord zu sagen: «Und dänn regiert der Härrgott Landolf ganz allei!», platzte er heraus: «Und dänn regiert der Härrgott Adolf ganz allei!»

Zur Uraufführung des Ursus-Spieles versammelte sich Ende August 1943 viel Volk auf dem Burghügel über dem Hauptort Glarus bei der St.Michaelskapelle. Der Abend verlief sehr dramatisch, aber nicht im Sinne des Spieles. Ein Wolkenbruch entlud sich über der Talschaft. Er trieb die Zuschauer in die nächsten Häuser und die Spielschar ins nahe kleine Gotteshaus. Die Uraufführung musste verschoben werden, was für mich besonderes Pech war, denn am nächsten Tage musste ich wieder zum Militärdienst einrücken. So sah ich denn mein Spiel, das auch auf dem Näfelser Fahrtsplatz und auf dem Netstaler Schulhausplatz aufgeführt wurde, erst viel später, das letzte Mal an der Exposition nationale in Lausanne 1964.

Meine drei mundartlichen Spiele erschienen im Verlag Tschudi & Co. in Glarus, welcher auch die «Reihe schweizerischer Volksspiele» betreute, die ich erst mit Fridolin Hefti und später mit Karl Gotthilf Kachler herausgab. Wir entschlossen uns zu dieser Reihe, als in Deutschland nach guten Laienspielen der Jugendbewegung ein Tellenspiel erschien, in welchem Werner Stauffacher in einer Partei-Uniform der Nazi auftrat. Da fanden wir es geboten, für echt schweizerisches Spielgut besorgt zu sein. Unser bühnensicherer Dramatiker Cäsar von Arx bearbeitete zwei Spiele aus dem 16. Jahrhundert neu. Mein «Spiel vom St.Gotthard», welches die Reihe 1934 eröffnete, zeigt mir beim Wiederlesen, dass mein Eifer offensichtlich grösser war als mein dramatisches Geschick.

Beistand der Mundart

Wie das Vaterland für seine Bürger immer grössere prägende Kraft gewann, so entdeckte man auch die geheimnisvolle Macht der eigentlichen Muttersprache der alemannischen Schweizer, ohne dass diese neu erwachte Liebe zum Schwyzertüütsch eine Absage an unsere Bildungs- und Weltsprache, das Schrift- oder Hochdeutsche, zur Folge haben sollte.

Die erste Mundartwelle erhob sich eine Generation zuvor. Sie führte an der Berner Landesausstellung von 1914 zu eindrücklichen Vorstellungen von Mundartwerken aus verschiedenen Landesgegenden. Die zweite Mundartwelle, von der hier die Rede sein soll, stand im Zeichen der geistigen Landesverteidigung im Jahrzehnt von 1935 bis 1945. Die dritte Mundartwelle begann vor etlichen Jahren und zeigt eine nicht unbedenkliche Bevorzugung der Mundart gegenüber der Schriftsprache im Schulwesen und in den Massenmedien Radio und Fernsehen, während die Tagespresse sich an die «Standardsprache» hält, gewiss auch aus der Einsicht, dass Schwyzertüütsch nur ein Sammelname für viele alemannische Mundarten ist und den Lesern Mühe bereitet, ganz besonders jenseits der Sprach- und Landesgrenzen.

«Warum nicht Schweizerdeutsch?» Diese Frage warf Adolf Guggenbühl, der Mitherausgeber des «Schweizerspiegels» auf und zog 1937 in einer Kampfschrift «gegen die Missachtung unserer Muttersprache» ins Feld. Er setzte sich dafür ein, dass Schweizerdeutsch nicht zum vornherein als Sprache zweiter Klasse betrachtet werde. So forderte er u.a., dass im politischen und im kirchlichen Leben mehr Mundart gesprochen werde. Diese sollte auch im Deutschunterricht eine Wochenstunde erhalten, und zwar bis zur Maturität. «Jeder bemühe sich, ein möglichst reines Schweizerdeutsch zu sprechen, und auf dieses nur zu verzichten, wenn Leute anwesend sind, denen das Verständnis dafür nicht zugemutet werden kann.»

Bedeutend weiter ging Emil Baer, der 1936 seinem Buche «Alemannisch» geradezu den Untertitel «Die Rettung der eidgenössischen Seele» beigab. Er erhoffte von einer zu schaffenden einheitlichen Schriftsprache des Alemannischen eine grosse Befruchtung unseres kulturellen und politischen Lebens. Anderer Meinung war Rudolf von Tavel, der 1934 im Aufsatz «Von der politischen und kulturellen Bedeutung der Mundart» erklärt hatte: «Das Entstehen einer allgemeinen deutschschweizerischen Mundart wäre durchaus nicht zu wünschen, weil damit die kostbare Originalität der Stammesmundarten verloren ginge und weil eine solche Einheitsmundart absolut nicht nötig ist.»

In diesem Sinne gab das Phonogrammarchiv der Universität Zürich 1939 unter dem Titel «Stimmen der Heimat» eine Sammlung von «Schweizer Mundarten auf Schallplatten» heraus. In seinem Vorwort wies der Historiker und helvetische Mahner Karl Meyer auf die politische Bedeutung unserer Mundarten hin: «Sie veranschaulichen nicht nur die Fülle und Mannigfaltigkeit unserer Naturräume, sondern auch die Eigenart unseres Staates. Seinen bündischen Ursprung und Aufbau: Die Souveränität der Kantone, die uralte Selbstverwaltung der Landschaften und Gemeinden, weiter deren Folge, die konfessionelle Verschiedenheit. Aber auch den demokratischen Gedanken: die Dialekte sind die Umgangssprache aller unserer Volksschichten. Mit ihnen bekennen wir uns zum Bunde freier und gleichberechtigter Bauern und Bürger. Von der Hand eines Begnadeten geformt, vermögen unsere Mundarten in ihrer Weise auch dem Innerlichsten nicht minder Ausdruck zu geben als die Schriftsprache.» Und der Forscher leuchtete auch auf den Ursprung des Bundes zurück. «Vor aller urkundlichen Festlegung sind in der Gründungszeit der Eidgenossenschaft die kernigen Losungsworte unserer Freiheit zuerst mundartlich gefunden und verkündigt worden.»

Beseelt vom Wunsche, den Farbenreichtum und die Feinheiten unserer Mundarten aufzuzeigen, gaben Adolf Guggenbühl und ich in der Anthologie «Schwyzer Meie» 1938 die «schönsten schweizerdeutschen Gedichte» heraus. Diese Sammlung erlesener Lyrik aus dem 19. und 20. Jahrhundert erlebte im «Schweizer Spiegel Verlag» rasch etliche Auflagen und trug das Ihre dazu bei, dass das Ansehen der Mundart als Dichtersprache stieg; namhafte Dichter wandten sich ihr zu. Bei der Auslese der Verse war der politische Einschlag nicht entscheidend. Das «Vatterland» war nur einer und obendrein der kleinste der sieben Teile. Die Natur- und Liebesgedichte, aber auch die besinnlichen und religiösen Verse waren bedeutend zahlreicher. Es wurden indessen nur Werkproben schweizerischer Autoren aufgenommen, wiewohl das nahe Ausland auch seine alemannischen Poeten hatte; man denke nur an den Altmeister Johann Peter Hebel aus dem Wiesental. Diese Umschau besorgte ich erst viel später in politisch entspannter Zeit in der Sammlung «Holderbluescht, ein alemannisches Mundartlesebuch mit Beiträgen aus der deutschsprachigen Schweiz und ihrer alemannischen Nachbarschaft: aus Baden, dem Elsass, Vorarlberg, Liechtenstein und den Walsersiedlungen im Piemont» (1962).

Mein eigenes Schaffen, das 1937 mit meinem Gedichtband «Stammbuech» einsetzte, bediente sich der Glarner Mundart. Zuhause sprach man allerdings bündnerdeutsch. So ist «Glarnertüütsch» insofern nicht meine Muttersprache, weil es nicht die Sprache ist, die ich von

der Mutter lernte. Es war die Sprache des Schulhofs, der anzugleichen sich jedes Kind bemüht. Es war und ist aber auch die Sprache, in welcher die Landsgemeinde das Für und Gegen einer Vorlage stets erwog. Daher wurde die Mundart an der obern Linth eigentlich nie als eine Sprache mindern Wertes angesehen. Natürlich war es die Mundart einer kleinen Talschaft, und wer sie schrieb, musste sich zum vornherein damit abfinden, dass sein Glarnertüütsch nur die Muttersprache des knapp hundertsten Teiles der deutschsprachigen Schweizer ist. Sprach man diese singende Bergmundart aber, so sicherte gerade diese Sprechweise eine gewisse Aufmerksamkeit, besonders aber der kernige, bilderreiche Wortschatz. Einflüsse der blassern Zeitungssprache sind abzudämmen. Man halte sich an den Rat des Baselbieter Dichters Traugott Meyer: «Natürlich muss die Mundart echt sein. Es gibt kaum eine Sprache, die wie jede unserer Mundarten alles Gekünstelte, Gemachte, Halbbatzige einfach nicht erträgt.»

Wer also eine Rede in Mundart zu halten hat, der schreibe sie auch in Mundart und nicht in der hochdeutschen Schriftsprache auf. Nur sehr wenige Redner sind imstande, eine gute Übersetzung ab Blatt vorzunehmen. Man spreche womöglich frei, bedenke aber dabei die Gefahr, dass man in blosses Plaudern abgleiten kann. Dafür ist die Mundart ein wirksamer Schutz gegen angelesene Phrasen.

Eine klare Trennung von Mundart und Schriftdeutsch kommt beiden Sprachen zugut und schärft unser Gefühl für die Tatsache, dass es für uns zweierlei Deutsch gibt, die beide ihren Stil haben. Auf Wunsch der Arbeitsgemeinschaft und spätern Stiftung Pro Helvetia verfasste ich das volkstümliche Bändchen «Wesen und Würde der Mundart» (1944).

Dem Schweizer ist das Hochgeschraubte zuwider und oft verdächtig. Seit Hitler, Göring und Goebbels in unsere stillen Stuben polterten, auch etwa logen und trogen, sahen wir in unserer schlichten Sprache der Heimat einen wirksamen Luftschutz. Es war und bleibt die Sprache unter uns. Hätte aber während des Zweiten Weltkrieges Jean Rudolf von Salis seine im Ausland oft unter Lebensgefahr abgehörte «Weltchronik» schweizerdeutsch gesprochen, so hätte eine solche Radiosendung (émission) ihre Sendung (mission) im geistigen Sinne nicht erfüllt. Die sachliche Beurteilung der Kriegslage aus einem freien und neutralen Lande musste sich einer Weltsprache bedienen, und diese nüchterne Klarheit tat gerade not und gut im hochdeutschen Bereich, der von der hochtrabenden Propaganda durchbräunt war.

Im Vorfeld des weltweiten Ringens war es mir, wiewohl ich der Heimat und ihrer Sprache in werktätiger Liebe zugetan war, ein ausgesprochenes Bedürfnis, mich in etlichen Staaten Europas umzusehen, um zu erkennen, wie sich am politischen Horizonte die Wolken ballten.

Beobachtungen im Ausland 1933-1938

Abgesehen von einem längern Kursaufenthalt in Paris war in mein Studium kein Auslandsemester eingeplant. Dieser an und für sich bedauerliche Verzicht hing damit zusammen, dass ich zuerst das Sekundarlehrerdiplom erwerben wollte, was nach fünf Semestern geschah. Dann hielt mich das Thema meiner Dissertation in der Heimat fest. Zudem hatte ich als Kind einer grossen Familie so bald als möglich selbst für meinen Lebensunterhalt aufzukommen. Daher trat ich schon vor der Doktorprüfung in den Schuldienst.

Sobald ich aber selbständig war, benützte ich jede Gelegenheit, mich im Ausland umzusehen, eingedenk des Fingerzeigs von Gottfried Keller, dass jedem, der unter Vaterlandsliebe nur das Zuhausehocken verstehe, die Heimat bald einmal zu einem Sauerkrautfass werde.

Bei meinen ersten Fahrten in die Fremde blieben politische Fragen freilich eher im Hintergrund. Im Frühjahr 1933, als ich mit vier Studienfreunden vor allem Ravenna, Florenz und Rom besuchte, verweilten wir besonders vor Bauwundern. Heimgekehrt schilderte ich denn auch in der «Neuen Zürcher Zeitung» in einer längern Betrachtung das Erlebnis der St.Peterskirche, dem ich das Naturerlebnis auf der St.Petersinsel im Bielersee gegenüberstellte. Das Tagebuch meldet, dass bei unserer Einreise alle Zeitungen in einem Freudetaumel frohlockten, dass ein italienischer Pilot einen neuen Geschwindigkeitsrekord im Flugwesen aufstellte, was flugs dem System gutgeschrieben wurde. Ein neuer Film mit dem Titel «La camicia nera» rühmte das Trockenlegen der Pontinischen Sümpfe durch die Faschisten in den höchsten Tönen, wurde doch dadurch nicht nur Land gewonnen, sondern auch die Malaria (Sumpffieber) wirksam bekämpft, denn die Überträgerin, die Stechmücke, verlor ihre Brutstätten. Wiewohl unsere Reise nicht bis Neapel führte, gab ich angesichts tüchtiger und sehr tätiger Menschen das Klischee-Bild vom Lazzarone und seinem «dolce far niente» auf. Freilich fiel uns die Unzahl von Polizisten auf, die meistens zu zweit daher kamen, aber wenig wussten. Sie führten ihre Uniformen spazieren, kurbelten damit das Tuchgewerbe an und senkten die Arbeitslosigkeit. Besser man steckte Beschäftigungslose in eine schmucke Uniform, als dass sie als Herumlungernde ein Bild des Elends geboten hätten!

Ein Vierteljahr später bat mich Prof. Dr. Theodor Pestalozzi von der Höhern Töchterschule in Zürich, ihn auf einer Kunstreise in den Donauraum zu begleiten. Diese führte eine Gruppe von aufgeschlossenen und unternehmungsfreudigen Schülerinnen die Donau hinunter. Prachtvolle Klöster bezauberten uns. Ein sehr leutseliger Landedelmann lud uns auf sein Schloss. Als Führer der «Vaterländischen Front» blendete er mit Streiflichtern in die Politik. Unversehens begegneten wir der spanischen Königsfamilie, die seit der Ausrufung der Republik (1931) im Exil weilte. Wir unterliessen es nicht, auf der malerischen Ruine Aggstein hoch über der Donau am 1. August unser Bundesfeuer anzuzünden und uns für unsern demokratischen Staatsgedanken zu erwärmen. In Wien führte uns ein freundlicher Ingenieur, den wir auf einem Donauschiff kennengelernt hatten, durch die Stadt und zeigte uns, wie seine Partei der Sozialisten, also die Austromarxisten, viel grosszügiger dachten als ihre Genossen in andern Staaten. Von der Wühlarbeit der Nationalsozialisten erfuhren wir weder in Wien noch in Budapest Bemerkenswertes.

Das änderte sich, als uns ein aus der Schweiz nachgesandtes Geldgeschenk eine Fahrt durch die Tschechoslowakei an die junge Oder erlaubte. Da kamen wir in der Nähe von Ratibor mitten in der Nacht vor das Schloss Lubowitz, auf dem der von uns verehrte romantische Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff aufgewachsen war. Die Frau des Verwalters öffnete es uns grosszügig, so dass wir den Rest der Nacht in Behelfsbetten und auf Polstermöbeln verbringen konnten. Wie uns dann in der Frühe der Verwalter mit seinem Bübchen begrüsste, schilderte ich Mitte August in einem Briefe einem Freund: «Der kleine zweijährige Wolfgang trippelte heran und wünschte uns mit Hitlergruss einen guten Morgen, bekam aber, weil er den falschen Arm hochhielt, einen scharfen Verweis vom Vater, der als Obmann der Nationalsozialisten im dortigen Landesteil grosse Stücke auf rein deutsche Erziehung hält. Der Sinn für angriffiges Deutschtum ist in jener Gegend, die nur ein paar Flintenschüsse von der polnischen Grenze entfernt liegt, entwickelter als anderswo.»

Im folgenden Jahre hatte ich zusammen mit dem Chemielehrer des Gymnasiums Biel eine Reise ins Elsass zu führen, welche ich in den Pfingsttagen 1934 vorbereitete. Sie führte uns in ein Kalibergwerk 700m unter Tag. Dann bannte uns das Strassburger Münster, und besonders erschütterte uns Grünewalds Isenheimer Altar. Einen geradezu unheimlichen Eindruck hatte mir schon auf der vorbereitenden Fahrt der Hartmannsweiler-Kopf (Vieil Armand) in den Südvogesen gemacht. Der Kampf um diese strategisch wichtige und darum heissumkämpfte Höhe hatte im Ersten Weltkrieg rund 60000 Menschen das Leben gekostet. Riesige, weithin sichtbare Kreuze auf dem Gipfel stellen die Frage, ob sich solche Opfer verantworten liessen. Es ist verständlich, wenn sich viele Besucher des französischen Soldaten-Friedhofs Silkerloch, der rund 2000 Gräber umfasst, für den Pazifismus entschieden.

Bei der erwähnten Faltbootfahrt im Sommer 1935 war die «Begegnung mit jungen Deutschen» einer unserer Reisezwecke. Daher veröffentlichte ich im September-Heft der «Jungen Schweiz» als Schriftleiter «Politische Blätter aus der Chronik einer Mainfahrt». Zu Beginn äusserte ich den Unmut über die amtliche Einseitigkeit der gleichgeschalteten deutschen Presse. In einem Wirtsgarten eines Frankenstädtchens setzten wir uns zu den Gästen unter Nussbäumen. Der Wirt schimpfte über die «Juden, das Geluder» und die «schwarzen Zentrumsbrüder», was das Zeug hielt. Er hatte eben eine Fjordfahrt für wenig Geld mitgemacht und frohlockte: «Wo in aller Welt ist ein Staat, der seinen Angehörigen dergleichen zu bieten hat? Nirgends, also muss unser Staat wohl der beste sein!» Beim Auseinandergehen gewann ich einen klugaussehenden Burschen noch für ein Gespräch unter vier Augen. Er erklärte freilich frank: «Wissen Sie, ich rede sehr ungerne über staatliche Dinge. Ohne Überzeugung nachplappern mag ich nicht, und sage ich die Wahrheit, so verpfusche ich meine ganze Laufbahn.»

Mein Gesprächspartner wollte Arzt werden und war farbentragender Student in München gewesen, bis Hitler die Verbindungen aufgelöst hatte. «Und das haben Sie ohne weiteres hingenommen?» «Warum nicht? Wenn es Hitler für gut erachtet und will. Man kann doch im Reiche nicht tausend Willen haben, sonst zieht man an allen Enden und zerfetzt das Reich.» Als ich den jungen Mann fragte, wie er sich denn als Akademiker mit der kritiklosen Unterordnung unter den Führer abfinde, meinte er: «Das ist eben eine Art moralischer Notverordnung, die nach vier Jahren unangefochtener Regierung aufgehoben werden wird... Hitler hat es versprochen. Das heisst so viel als: Er tut's.»

Ich erwiderte: «Sie glauben ja an den Führer wie an einen Propheten. Ich muss immer wieder an Mohammed und seine blinde Gefolgschaft denken, wenn ich den Nationalsozialismus überschaue.» «Mag sein, nur den Unterschied bitt ich mir aus: Wir schlucken die Juden nicht so leicht!» «Haben Sie auf dem Gymnasium Lessings Schauspiel 'Nathan der Weise' gelesen?» «Ja, ausgezeichnet bis auf die Humanitätsduselei!» «Sagen Sie das im Ernst oder aus Angst, ich könnte Sie angeben?» «In vollem, heiligem Ernst. Wenn Sie mich denunzieren wollten, so wüssten Sie jetzt schon übergenug.» Dabei dachte er wohl daran, dass er eingeräumt hatte, Hitler sei kein unfehlbarer Papst und dass er an einer Geheimveranstaltung teilgenommen habe, welche zum Schluss kam, es sei nun höchste Zeit, dass Deutschland wieder eine regelrechte Verfassung bekäme.

Tags darauf lernten wir drei Nürnbergerinnen vom «Bunde deutscher Mädel» (BdM) kennen, die unterwegs waren, um im Spessart ein Mädchenlager einzurichten. Die Leiterin entwickelte den straffen Tagesplan. «Wird früh aufgestanden, die Fahne aufgezogen, geturnt, gesungen, über Rassenkunde gesprochen» usw. Sie sagte, dass sie ihr Arbeitsjahr am liebsten in Ostpreussen oder bei den Friesen verbrächte. «Die Hauptsache ist, dass das Volk miteinander arbeitet und sich beim Werke kennen und schätzen lernt.»

Ich konnte solchem Einsatz die Achtung nicht versagen und fragte mich, ob unsere jungen Leute für unsere Demokratie, die ja die Staatsform der Menschlichkeit ist, auch so freudig zu einem zusätzlichen Dienst anträten.

Die Kenntnis der Schweiz war bei manchen Gesprächen sehr dürftig. «Ist das nicht das Land, wo so schöne Tropfsteinhöhlen sein sollen..? Da sind doch zwei Drittel Franzosen, und in das letzte Drittel teilen sich unsere jüdischen Emigranten und die 'direkten' Schweizer.»

Die nächsten beiden Winter beschloss ich mit jungen Akademikern in Skiferien, welche uns in die östliche Nachbarschaft führten. Im Frühjahr 1936 hatten wir unser Stammlager in der Wiesbadnerhütte nördlich vom Piz Buin, weit hinter Galtür. Da sahen wir bei unsern Wanderungen von Hütte zu Hütte, wie einschneidend die Wirkung der deutschen 1000 Mark-Sperre den österreichischen Fremdenverkehr traf, denn wir waren sozusagen die einzigen Gäste in den Berggasthöfen. Und wenn diese Massnahme ein paar Monate später auch wegfiel, so zeigte sich uns doch im Spätwinter 1937, dass der Druck des Dritten Reiches auf den ostalpinen Kleinstaat in anderer Weise beängstigend zunahm.

Meine beiden nächsten Auslandreisen erfolgten im Rahmen des Weltstudentenwerkes. Bei der Tagung in Nizza vom Sommer 1937 marschierten rund zwanzig deutsche Vertreter unter der strammen Führung eines Gruppenleiters auf. In den Aussprachen gab dieser jeweils eine Erklärung ab, die begann: «Ich spreche hier zugleich für alle Kameraden.» Da sahen wir Vertreter anderer Länder einander erstaunt an, hatten wir doch von einzelnen Deutschen am Badestrand wesentlich abweichende Ansichten vernommen. Einmal fragte ich den Bevollmächtigten freimütig, ob er sich auch denken könne, dass Hitler eines Tages von zwei Möglichkeiten diejenige ergreifen könnte, die sich nachträglich als die weniger gute erweise. Nun, das war vorsichtig und etwas verwinkelt gefragt. Die Antwort ist mir treu in Erinnerung geblieben. «Ja, auch Hitler kann sich irren, aber wenn Hitler sich irrt, so hätten sich in der betreffenden Sache alle Deutschen längst schon geirrt. Daher ist es überhaupt kein Risiko, dem Führer unentwegt immer zu folgen.»

Der nächste Kongress des Weltstudentenwerks verlief zu Pfingsten 1938 ohne dramatische Auftritte. Er fand in der südschwedischen Stadt Lund statt. Ich weiss nicht mehr genau, ob Vertreter Deutschlands anwesend waren. Mein Vortrag über «General Education and Pro-

fessional Training» (Bildung und Ausbildung) hätte gewiss mehrfachen Anlass zur grundsätzlichen Auseinandersetzung über die akademischen Leitbilder in demokratischen und in totalitären Staaten geboten.

Bei der Hinreise in den Norden unterbrach ich den Flug in Berlin. Da ich die Universität nicht kannte, wollte ich mich dort ein wenig umsehen. Die meisten Studenten waren allerdings schon in ihre Pfingstferien verreist, und so hatte ein Philosophieprofessor eine kleine Hörerschar zu seinen Füssen. Er erläuterte eindringlich den kategorischen Imperativ von Immanuel Kant, der ermahnte, dass man sich stets so verhalten solle, dass der befolgte Grundsatz Richtlinie einer allgemeinen Gesetzgebung sein könnte. Der Professor stellte diesen bedingungslosen innern Befehl über die Zehn Gebote des Alten Testaments, denn diese seien im Grunde nur Einzelvorschriften, während der Kategorische Imperativ den Menschen für würdig halte, sich als Gesetzgeber überhaupt zu denken.

Hatten mich die bisher geschilderten Reisen in germanische und romanische Länder geführt, so drängte es mich, auch Eindrücke vom Slawentum zu gewinnen. Die «Tschechoslowakische Vereinigung für den Völkerbund» verschaffte mir einen Freiplatz an einem Kurs in Tatranska Lomnice. Dort lernte ich im Spätsommer 1937 u.a. Sprachenfragen des jungen Staates kennen, der mit seinen fünf Sprachen als Nachfolgestaat gleichsam die Mehrsprachigkeit von der Donau-Monarchie geerbt hatte. In der deutschen Sprachinsel Zips erfuhr ich, wie sich die dortige Minderheit nur mit Mühe für ihre Muttersprache wehrte. So habe die Regierung eine tschechische Schule eröffnet, und als man dagegen geltend machte, es habe ja gar keine tschechischen Kinder im Dorfe, stellte man einen tschechischen Schulabwart mit neun Kindern an: «So, jetzt hat es welche.»

Es fehlte auch ausserhalb des Kurses nicht an Begegnungen, die sich einprägten. Es liess sich zwar bei meiner Besteigung der Gerlakowska, der Gerlsdorferspitze, keiner der Bären blicken, die dort noch anzutreffen sind. Auf einem Bahnhof traf ich armselige Karpathorussen, die glaubten, in belgischen Bergwerken ein besseres Leben zu verdienen als daheim im Hirtenstand. Märchenhaft war ein Gang durch einen unterirdischen Eispalast. Und einmal waren wir zu einer Gräfin auf ihr Schloss eingeladen. Sie erbat sich vor dem Abschied eine Zeile für ihr Gästebuch, womöglich in Mundart, da ihr schriftsprachliche Einträge wohl zu eintönig vorkamen. Ich schrieb ihr einen Satz in Glarner Mundart, und sie bat mich, ihn zu lesen. Als ich mein Sprüchlein in der singenden Bergmundart vortrug, musste ich es mehrmals tun, denn die vornehme Frau wollte die Sprachmelodie mit Noten festhalten.

Meine letzte Auslandreise vor Kriegsausbruch führte mich anfangs Oktober 1938 mit einer Klasse nach eben bestandener Maturität nach Oberitalien. Raffaels Bild «Lo Sposalizio Mariae» in Mailand, die Certosa von Pavia, die Besichtigung des Luxusdampfers Rex im Hafen von Genua erfreuten die Klasse, aber auch die beinahe homerische Unberührtheit der Felsensiedlung von San Fruttuoso. Der Faschismus zeigte sich von einer recht freundlichen Seite. Um wenig Geld konnten wir in einem faschistischen Studentenheim eine gute Herberge beziehen, und die Museen öffneten sich für ein geringes oder gar kein Eintrittsgeld.

Bis zur elften Stunde war es infolge der gespannten Lage ungewiss gewesen, ob man die Reise wagen dürfe. Als aber Ende September das Abkommen von München zustande kam, atmeten wir auf. Chamberlain glaubte «peace for our time» heimzubringen, während Churchill knirschte: Wir hatten die Wahl zwischen Schmach und Krieg. Wir wählten die Schmach und werden den Krieg dennoch haben!

Der Anschluss Österreichs an das Dritte Reich

In seiner «Weltgeschichte der neuesten Zeit» schrieb J.R. von Salis: «Es ist eine der grössten Seltenheiten in der Geschichte Europas, dass mitten im Frieden Staaten militärisch besetzt und politisch ausgetilgt werden können, ohne dass es zum Kriege kommt. Österreich, dann der Tschechoslowakei widerfuhr dieses unerhörte Schicksal. Wie kam es dazu?»

Um das unheimliche Geschehen der Märztage 1938 zu verstehen, müssen wir zunächst ein Vierteljahrhundert zurückgreifen. Die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn war ein Vielvölkerstaat im Donauraum, der germanische, romanische, magyarische und slawische Völkerschaften vereinigte. Diese hatten sich z.T. bei der Abwehr der Türken zusammengeschlossen. Das Haus Habsburg war die grosse Klammer, die sie zusammenhielt. Kaiser Franz Josef, der von 1848 bis 1916 regierte, verkörperte diese Kraft der Mitte. Es fehlte indessen vor allem in den slawischen Gebieten nicht an zentrifugalen Bewegungen, die im vielgestaltigen Riesenkörper der Donaumonarchie sich zu Bruchlinien entwickeln, ja im Falle einer grossen Krise zu Abspaltungen erweitern konnten. Die Krise trat denn auch am Ende des Ersten Weltkrieges ein.

Die Ursachen dieses Ringens waren vielschichtig. Der eigentliche Anlass, der zum Ausbruch der Feindseligkeiten führte, aber ist klar bestimmbar: In der bosnischen Hauptstadt Sarajewo erschoss der neunzehnjährige Student Gavrilo Princip am 28. Juni 1914 Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gattin, das österreichisch-ungarische Thronfolgerpaar. In Wien vermutete man, dass hinter dem Attentat die grosserbische Bewegung stehe. Serbien war zur Verständigung bereit, lehnte aber das Ultimatum ab, in welchem gefordert wurde, dass österreich-ungarische Organe bei der Bekämpfung der verdächtigten Bewegung auf serbischem Boden mitwirken sollten, denn das hätte einen Eingriff in seine Staatshoheit bedeutet. Es wusste sich bei seinem Widerstand durch das russische Zarenreich als Schutzmacht des Panslawismus gedeckt. Auch Österreich-Ungarn hatte eine Grossmacht als Verbündete. Als Russland seine Truppen nicht nur an der österreichischen, sondern auch an der deutschen Grenze aufmarschieren liess, erklärte ihm das deutsche Kaiserreich «in Nibelungentreue» zu Österreich am 1. August den Krieg, zwei Tage darauf auch dem mit Russland verbündeten Frankreich. Diesem trat gemäss der Entente cordiale England an die Seite, das den Einmarsch der Deutschen in Belgien nicht hinnehmen konnte. Der fatale Mechanismus der Mobilmachungspläne nahm seinen verhängnisvollen Lauf. Schliesslich war die halbe Welt gegen die beiden «Mittelmächte», zu denen sich nur Bulgarien und die Türkei gesellten. Italien versprach sich vom Sieg des Westens das Südtirol, wiewohl dieses der Sprache nach eher zum Norden gehört. Kriegsentscheidend war schliesslich der Eintritt der USA unter Präsident Wilson, so dass es den Mittelmächten wenig half, dass sie durch das Ausscheiden des revolutionierten Russlands den Druck des Zweifrontenkrieges los wurden.

Für unsere Frage, wie es 1938 zum Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich kam, ist es nicht unwesentlich zu bedenken, dass die beiden Staaten mehr als vier schicksalsreiche Jahre in einer Waffenbrüderschaft auf Leben und Tod verbunden waren. Zwei Jahrzehnte danach war die Erinnerung daran im grössten Teil der Bevölkerung noch lebendig.

Freilich gab es auch trennende Eigenschaften. Der Dichter Hugo von Hofmannsthal billigte z.B. den massgebenden Preussen mehr Staatsgesinnung und Tüchtigkeit zu, während die Österreicher mehr Heimatliebe und Menschlichkeit hätten. Der Preusse habe «herrschende Anschauungen», der Österreicher aber befolge keine «geforderte Denk- und Fühlweise». Das ist gewiss volkspsychologisch richtig gesehen. Fügen wir noch hinzu, dass sich Preussens straffes Wesen am ehesten in einem Militärmarsche, dasjenige Österreichs aber eher in einem Walzer äussern mag.

Die Friedensschlüsse in der Umgebung von Paris zogen viele Grenzen auf der Karte Europas neu. Wie die Romanow verschwanden die Hohenzollern und die Habsburger von der Bildfläche. Am einschneidendsten waren die Verluste von Österreich-Ungarn. Der grosse Donaustaat wurde nach dem Selbstbestimmungsprinzip der Völker, wie es Präsident Wilson verkündete, im Frieden von St.Germain vom 10. September 1919 nach Völkerschaften aufgeteilt, was freilich nicht streng durchgeführt wurde. So erfüllten die Siegermächte den Wunsch der österreichischen Nationalversammlung, mit Deutschland vereinigt zu werden, nicht. Es entstanden neue Staaten wie Jugoslawien (=Südslawien) und die Tschechoslowakei. Polen, das im späten 18. Jahrhundert aufgeteilt worden war, erstand wieder als Staat. Ungarn wurde selbständig. Südtirol fiel an Italien. Freilich waren die Nachfolgestaaten sprachlich nicht einheitlich. Ein Volk war vorherrschend, und die Minderheiten mussten sich fügen: man denke z.B. an die Deutschböhmen in der Tschechoslowakei. Nur der übrig gebliebene Kleinstaat Österreich besass unter seinen 6½ Millionen Einwohnern eine verhältnismässig kleine Minderheit von nur 2½% Anderssprachigen, z.B. Slowenen. Die Alpenrepublik konnte sich mit Fug Deutschösterreich nennen. Da ihr der Hafen Triest an der Adria verloren ging, war sie nun ein alpiner Binnenstaat. Dieser umfasste 84 000 km² Bodenfläche, was der

doppelten Grösse der Schweiz entspricht. Die Hauptstadt Wien mit zwei Millionen Einwohnern lag ganz am Ostrande des Staates und konnte kaum mehr als die grosse Metropole des mittlern Ostens Europas angesprochen werden.

Mit der Zugehörigkeit zu Österreich war das, von Wien und den andern Bundesländern aus gesehen, ennetbirgisch gelegene Vorarlberg zunächst nicht einverstanden. Mehr als 80% der Vorarlberger stimmten am 11. Mai 1919 für den Anschluss ihrer Heimat an die benachbarte Schweiz; nur zwei oder drei der rund hundert Gemeinden hätten eine andere Lösung vorgezogen. Für den Anschluss an die Schweiz sprachen Geographie, Volkstum und Sprache. Alle Wasser des Vorarlbergs – mit Ausnahme des der Donau zugewandten Kleinen Walsertales – fliessen zum Rhein, und ganz Vorarlberg spricht alemannisch, also nicht eine bayrisch-österreichische Mundart wie z.B. das Tirol. Der sozialdemokratische Jurist Karl Renner aber wusste als erster Staatskanzler der Republik den Friedenskongress zu überzeugen, dass man das ohnehin klein gewordene Österreich nicht noch weiter schrumpfen lassen dürfe. Eine «Denkschrift des Vorarlberger Landrates an den Völkerbund» war erfolglos. Auch war in der neutralen Schweiz die Bereitschaft, einen Kriegsgewinn einzustreichen, nicht eben gross. Überblickt man die Vorarlbergerfrage von 1919/20 aus dem Gesichtswinkel von 1938, so hätte ein Anschluss des Vorarlbergs an die Schweiz für diese eine Belastung darstellen können. Wer weiss, vielleicht hätte Hitler in seiner Unberechenbarkeit ein schweizerisches Vorarlberg in seine Anspruchgelüste einbeziehen und damit einen Waffengang auslösen können.

Die Anfangsschwierigkeiten im neuen Staate Österreich häuften sich. Das Bürgertum verarmte. Von 1919 bis 1921 herrschte zumal in Wien eine schlimmere Hungersnot als sonstwo in Europa. Ich erinnere mich mit vielen betagten Lesern, wie damals viele sogenannte «Wiener Kinder» in die Schweiz kamen, um sich zu erholen. Auch mein Elternhaus öffnete sich wie manche Nachbarfamilien einem kleinen Gast aus der fernen Stadt an der Donau.

Wenn damals der Kommunismus nicht von Osten her in Österreich hereinbrach, so geschah es, weil gerade im Einfallstor Wien Bürgermeister Karl Seitz eine tatkräftige sozialistische Gemeindeverwaltung entwickelte, welche den sozialen Wohnungsbau förderte. Unter dem christlichsozialen Bundeskanzler Ignaz Seipel konnte das Land mit seinen beträchtlichen Bodenschätzen und Wasserkräften sowie einer guten Land- und Forstwirtschaft auf eine gedeihliche Zukunft hoffen. Die Verfassung gewährte den Bundesländern vom Volk gewählte Landtage und eigene Landesregierungen.

Die beiden grossen Parteien Österreichs waren zunächst die Sozialdemokraten, auch Austromarxisten genannt, und die Christlichsozialen. Ihr weltanschaulicher Gegensatz war schwer zu überbrücken. Bundeskanzler Engelbert Dollfuss aus dem christlichsozialen Lager hatte im Parlament nur eine schwache Mehrheit. Er sah sich in seiner kurzen Amtszeit (1932-1934) auch einem neuen, seit der Machtergreifung Hitlers bedrohlich wachsenden Gegner gegenüber. Das war die ungestüme nationalsozialistische Gruppe, bei deren Bekämpfung er nicht auf den Beistand der von ihm ebenfalls hart bekämpften, ja verbotenen Partei der Sozialdemokraten zählen konnte. Um den Druck Hitlers mildern zu können, lehnte er sich an Mussolini an. Nach dem faschistischen Vorbild plante er eine autoritäre, ständische Verfassung im Geiste der Enzyklika Quadragesimo anno von Papst Pius XI. (1931). Die Sozialdemokraten sträubten sich im Februar 1934 in einem blutigen Strassenkampf dagegen. In der Aussenpolitik buchte Dollfuss zunächst einen Erfolg: in den sogenannten Römischen Protokollen vom 17. März 1934 erklärte Mussolini im Einvernehmen mit Frankreich und England, dass Österreich ein unabhängiger demokratischer Staat bleiben solle, während die Nationalsozialisten den Anschluss an das Dritte Reich forderten. Als Dollfuss die neue Verfassung für den «christlich-deutschen Bundesstaat» einführen wollte, beschwor er den Widerstand der Nationalsozialisten herauf. Ihrem Attentat erlag der Kanzler am 25. Juli 1934. Er hatte im Juni 1933 die N.S.D.A.P. verboten, aber diese wirkte und wühlte illegal weiter, um Österreich «sturmreif» zu machen. Wenn sich Adolf Hitler auch von den Putschisten und Mördern distanzierte, so wussten Eingeweihte doch, dass der Einbezug seiner österreichischen Heimat in seinen Machtbereich zu seinen geheimen Zielen zählte.

Um den ostalpinen Kleinstaat zu zermürben, verhängte Hitler die 1000 Mark-Sperre. Deutsche, die nach Österreich einreisten, mussten an der Grenze eine Zwangsabgabe von tausend Mark leisten. Dadurch ging der Fremdenverkehr, eine Lebensader Österreichs, empfindlich zurück. Auch die andern Wirtschaftszweige lagen darnieder. Im Vorarlberg waren 27% der in Frage kommenden Beschäftigten arbeitslos, in der landeswichtigsten Textilindustrie sogar 47%. Bei den Unternehmern, die auf ein grösseres Absatzgebiet bedacht waren, fehlte es nicht an einflussreichen Leuten, die mit dem Anschluss an das grosse deutsche Wirtschaftsgebiet liebäugelten. Sie sahen es auch nicht ungern, wie der grosse Trommler den Kommunisten im Reiche den Garaus gemacht hatte.

Die von der Arbeitslosigkeit besonders hart betroffene Jugend sah, wie die Beschäftigung im Dritten Reiche seit Hitlers Machtübernahme anwuchs. Dass diese Schaffung neuer Arbeitsplätze namentlich im Zeichen der Aufrüstung erfolgte, kümmerte die jungen Leute, die sich einfach nach Anstellung sehnten, nicht allzu-

sehr. Zudem verstand es die braune Propaganda, die Jugend mit Versprechen zu ködern. Man verhiess z.B. schon den Achtzehnjährigen raschen Zugang zur Fliegerei. So wuchs die Zahl derer, die sich von einem Anschluss an das Dritte Reich eine Besserung der allgemeinen und der persönlichen Lage versprachen. Vor Hitlers Machtantritt waren die Nationalsozialisten in Vorarlberg nach einer Schätzung von Dr. Gerhard Wanner noch eine ausgesprochene Minderheitspartei gewesen, die etwa 8% der Bevölkerung und 16% der Stimmberechtigten umfasste. Bei den Landtagswahlen von 1932 hatten sie jedenfalls nur 2 von 26 Sitzen errungen.

Der neue Bundeskanzler Dr. Kurt Schuschnigg, der in den Spuren von Dollfuss wandelte und dessen autoritäre Verfassung in Kraft setzte, versuchte in elfter Stunde ein neues Staatsbewusstsein zu schaffen. Allein an den Kleinstaat glaubten im Grunde nur wenige, jedenfalls allzuwenige, um die wachsende, drohende Gefahr rechtzeitig abzuwenden. Viele Österreicher verschmerzten es kaum, dass sie nicht mehr einer Grossmacht angehörten, umso weniger als Hitler sich anschickte, die Scharte der Niederlage von 1918 auszuwetzen und die «deutsche Ehre in der Welt» wiederherzustellen, ohne sich um die Einsprache der westlichen Grossmächte zu kümmern. Da in den Sommerwochen 1936 Mussolini im Rahmen der Olympischen Spiele in Berlin in den Bann Hitlers geriet und von ihm kaum mehr tatkräftige Hilfe für den Fortbestand Österreichs zu erhoffen war, versprach sich Schuschnigg von einem Gentleman-Agreement mit dem deutschen Führer selbst mehr. Das Deutsch-Österreichische Abkommen vom 11. Juli 1936 hob die Beschränkungen im Reiseverkehr auf. Eingedenk der Zugehörigkeit beider Staaten zum deutschen Kulturkreis sollten künftig Angriffe in Funk und Film, im Nachrichten- und Theaterwesen gegen das Nachbarland unterbleiben. Vor allem sollte sich die Presse beider Länder der politischen Einwirkung auf die Verhältnisse im andern Lande enthalten. Ein solcher «Maulkorb» war für die Grossmacht ein bescheidenes Zugeständnis, für den bedrohten Kleinstaat aber bedeutete es den Wegfall einer Waffe in der Abwehr, denn man musste nun dem Nationalsozialismus im Dritten Reiche ohne Kritik von Staatswegen zusehen. Im übrigen kam neben dem geschriebenen und gedruckten Wort der Presse das gesprochene Wort des Rundfunks zu immer grösserer Bedeutung. Die Hörerkreise der beschwörenden Hitler-Reden wuchsen in Österreich.

Die Frage, ob Hitler einen Landzuwachs im Osten anstrebte, ist zweifellos zu bejahen. In diese Richtung zielten schon seine Pläne im Buche «Mein Kampf». Nicht in Übersee wie die Kolonialmächte, sondern im Südosten des europäischen Kontinents wollte er seinem deutschen «Volke ohne Raum» neue Nährgründe öffnen. Dass dieser Weg über Österreich führen und gegebenenfalls mit Gewalt erzwungen werden sollte, erhellt das Hossbach-Protokoll vom 5. November 1937. Was für eine Bewandtnis hat es damit?

Oberst Hossbach war Hitlers Adjutant bei der Wehrmacht. Er hatte das Protokoll der Zusammenkunft zu führen, zu welcher der Führer den Kriegsminister, den Aussenminister und die Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtsteile eingeladen hatte. Wiewohl es sich nicht um ein eigentliches, von allen Beteiligten unterzeichnetes Protokoll handelt, das Originalcharakter hätte, zweifeln die Historiker nicht an der Echtheit der Abschrift Hossbachs, die er von der fünf Tage nach der Zusammenkunft verfassten Niederschrift machte. Jedenfalls nahm die Entwicklung den nach diesem Schriftstück von Hitler gewollten Verlauf. Er bezeichnete wörtlich als sein Ziel «die Erweiterung des deutschen Lebensraumes mit der Eingliederung Österreichs und der Tschechoslowakei» als erster Etappe. «Jede Raumerweiterung kann nur durch Brechen von Widerstand und unter Risiko vor sich gehen.» Es gebe nun einmal kein herrenloses Land. Der Angreifer stosse stets auf den Besitzer; zur Lösung der deutschen Frage könne es nur den Weg der Gewalt geben.

Der Aussenminister und zwei Generäle verschwiegen ihre Zweifel an der Lagebeurteilung des Führers nicht. Alle diese Zweifler verloren in den nächsten Monaten ihren Posten. Im Zuge dieser Umbesetzungen übernahm Hitler dann persönlich das neugeschaffene Oberkommando der Wehrmacht. Dass sich bei seiner Südostpolitik die Westmächte als die «Hassgegner Deutschlands» eines Tages zur Wehr setzen würden, kalkulierte Hitler ein, doch glaubte er nicht, dass es schon beim ersten Schritte geschehen werde. Und ehe ein halbes Jahr verflossen war, sah man beim Einmarsch seiner Truppen in Österreich, dass er recht hatte.

Im Spätwinter 1938 überstürzten sich die Ereignisse. Schon im Januar wurde die illegale N.S.D.A.P. immer aktiver. Mussolini riet Schuschnigg, Hitler entgegenzukommen, so dass das unheimliche Scherzwort, die Achse Rom-Berlin sei der Spiess, an dem Österreich braun gebraten werde, politischer Ernst werden sollte. Auf den 12. Februar 1938 wurde Schuschnigg mit Guido Schmidt aus Bludenz, dem Staatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten, vom Führer nach Berchtesgaden zitiert und so behandelt, als sei er zur Entgegennahme eines Befehls erschienen. Hitler verlangte unverzüglich, dass der «betont Nationale» Seyss-Inquart in die Regierung berufen und ihm das Sicherheitswesen übertragen werde; auch sollten sofort alle Nationalsozialisten, die sich in Österreich noch in Haft befanden, freigelassen werden.

Zögernd gab Schuschnigg nach seiner Rückkehr bekannt, was das Abkommen mit Hitler enthielt. Die Wirkung war grundverschieden. Flugs holten die

Anhänger Hitlers versteckte Parteiuniformen hervor und schwenkten bei Aufmärschen ihre Hakenkreuzfahnen. Wer aber ein unabhängiges Vaterland wünschte, war niedergeschlagen oder grimmig empört. Bange Tage folgten. Bundeskanzler Schuschnigg ergriff am 24. Februar vor dem Bundestag das Wort. In einer ebenso mutigen als auch rednerisch glänzenden Ansprache verteidigte er seine Politik, ein freies Österreich zu erhalten. Wiewohl diese Rede im Ausland grossen Eindruck machte, löste sie doch nirgends die Zusage von diplomatischem oder notfalls militärischem Beistand aus.

Nun holte Schuschnigg zu einem neuen Schlage aus. Am 9. März kündigte er in Innsbruck eine Volksabstimmung an, die schon am 13. März stattfinden sollte. Die Frage lautete, ob das österreichische Volk «ein freies und deutsches, unabhängiges und soziales, ein christliches und einiges Österreich» wolle. Der vierzigjährige Bundeskanzler handelte sehr impulsiv und hoffte fünf Minuten vor zwölf das Steuer des in der braunen Flut schwankenden Staatsschiffes noch herumreissen zu können. Stattdessen beschleunigte er seinen Untergang.

Um die offenbar als verseucht betrachtete Jugend von der Abstimmung fernzuhalten, wurde das Stimmrecht nur den mindestens Vierundzwanzigjährigen zuerkannt. Österreich aber hatte, da beim autoritären Kurs während der vorangegangenen fünf Jahre nie gewählt oder abgestimmt worden war, grossenteils gar keine Wählerlisten; solche liessen sich innert vier Tagen auch nicht mehr erstellen. Sozialistische Führer entschlossen sich immerhin zu einem Ja, sofern ihre Partei wieder hergestellt werde. Mit Ausnahme der Steiermark meldete man aus allen Bundesländern, es werde mit einer starken Mehrheit gerechnet.

Dr. Max Loewenthal-Chlumecki, Botschafter im Ruhestand, war bei seinem Vortrag vom 10. Februar 1988 über «Erlebte Geschichte aus österreichischer Sicht» in St.Gallen der Ansicht, es hätten sich wohl zwei Drittel bis drei Viertel zu einem unabhängigen Österreich bekannt. Es ist müssig, darüber zu raten, ob diese Annahme stimmt oder nicht, denn die Abstimmung fand nicht statt. Am vorgesehenen Abstimmungstag war nämlich Österreich schon fest in deutscher Hand.

Hitler betraute Göring mit dem Vorgehen. Dieser forderte am 11. März Schuschnigg auf, als Bundeskanzler zurückzutreten und Seyss-Inquart Platz zu machen. Widerstrebend musste Bundespräsident Miklas in der Nacht auf den 12. März der Gewalt weichen, und in der gleichen Nacht marschierten die deutschen Truppen bereits in Österreich ein.

Während die deutsche Heeresmacht an der Grenze bereitgestanden hatte, traf das bedrohte Österreich keine entsprechenden Massnahmen. Gewiss protestierten Frankreich und England in Berlin gegen diesen Einmarsch, aber ohne Gegenmassnahmen anzudrohen. Mussolini hatte Österreich ohnehin fallengelassen. Russland und die USA rührten sich nicht. Sie waren ja noch nicht die Supermächte, zu denen sie im Zweiten Weltkrieg emporwuchsen. Zudem waren die USA nicht im Völkerbund, und die Sowjetunion sah auch keinen Anlass, ein autoritäres Regime zu stützen, das die Sozialdemokratie bekämpfte, von den Kommunisten nicht zu reden. So wäre ein militärischer Widerstand, wie ihn Toni Ulmer, der Führer der Vorarlberger Heimwehr, plante, wohl von kurzer Dauer gewesen. Das Heer zog sich kampflos zurück und wurde aufgelöst. So wurde dem Volke ein Blutvergiessen erspart.

Am 13. März wurde in Linz ein Reichsgesetz verkündet, dessen erste beiden Artikel lauteten: «Österreich ist ein Land des Deutschen Reiches. – Sonntag, den 10. April 1938, findet eine freie und geheime Volksabstimmung der über 20 Jahre alten deutschen Männer und Frauen Österreichs über die Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reich statt.»

Das gedemütigte Österreich blieb nicht einmal in Form eines «Landes» erhalten, wie z.B. Bayern oder Preussen; die Bundesländer wurden zu Reichsgauen. Der Ausgang der Abstimmung durfte nicht zweifelhaft sein. Sie ergab 99,73 % Ja für den Anschluss, im Vorarlberg 98,07 %. Die Gegner hatten kein Sprachrohr, denn es gab nun nur noch nationalsozialistische Zeitungen. Schwankende wurden durch die «feierliche Erklärung» der österreichischen Bischöfe zu «Ja-Sagern». Diese erklärten «aus innerster Überzeugung und mit freiem Willen» freudig, dass der Nationalsozialismus in der Sozialpolitik «Hervorragendes geleistet» und den «alles zerstörenden gottlosen Bolschewismus abgewehrt» habe. Die Bischöfe begleiteten dieses Wirken mit besten Segenswünschen und ermahnten die gläubigen Christen zum Bekenntnis zum Deutschen Reiche. Auch der Sozialdemokrat Dr. Karl Renner erklärte eine Woche vor der Abstimmung, er werde «als erster Kanzler der Republik Deutschösterreich und gewesener Präsident der Friedensdelegation zu St.Germain» mit Ja stimmen.

So peinlich diese Zeugnisse aus heutiger Sicht anmuten, so muss ein Urteil darüber doch die Gegebenheiten vom Vorfrühling 1938 in Betracht ziehen. Glaubte die katholische Kirche ernsthaft daran, sich mit dem Nationalsozialismus verständigen zu können? Der Vorarlberger Generalvikar Franz Tschann hatte die Einsicht und den Mut, sich von der Erklärung der Bischöfe zu distanzieren. Gewisse Politiker wollten durch ihre Empfehlung der Zustimmung bei den neuen Machthabern gut angeschrieben sein. Schuschnigg wurde verhaftet und wanderte nach sechs Jahren, die er in deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern verbrachte, nach den USA aus.

Die Juden erwartete schlimmste Verfolgung. Von den 203 000 Juden, die man 1938 in Österreich zählte, gab es

1946 noch rund 5000. Rund ein Drittel rettete sich rechtzeitig in neutrale Länder, besonders oft dann weiter nach Übersee, wie z.B. Stefan Zweig, der das Exil aber nicht aushielt. Carl Zuckmayer, dessen Grossvater ein evangelischer Kirchenrat namens Goldschmidt war, hat seine Ausreise von Feldkirch nach Buchs fesselnd geschildert (Als wär's ein Stück von mir). Statt einer Verhaftung kam es dank vorgezeigter Tapferkeitsorden zu einer «Heldenehrung», die den Dramatiker an seinen «Hauptmann von Köpenick» erinnerte. Ohne diese Orden und vielleicht ohne die stille Anerkennung des zuständigen Offiziers wäre der Dichter wohl unter die weit über Hunderttausend Juden und Nichtreinarischen geraten, die in Vernichtungslagern starben.

Wir haben das Schicksal des östlichen Nachbarstaates in den Grundzügen und auf den Hauptstufen eingehend dargestellt, weil kein Kanton der Schweiz davon so betroffen wurde wie St.Gallen. Sein Rheintal ist ja eine offene Grenzlandschaft, während Graubünden durch das hohe Rhätikon-Gebirge vom Vorarlberg abgeschrankt ist. Seit dem Anschluss Österreichs an das Dritte Reich herrschten dessen Anhänger jenseits des Talflusses, und der Ton an den Zollposten wurde zusehends schärfer, so dass man die Besuche in der Nachbarschaft auf das notwendigste beschränkte.

Unmittelbar nach den ereignisreichen Tagen zog ich mit einer Gruppe von Schülern in das erste Skilager, das die Kantonsschule auf Anregung des Musikprofessors Siegfried Fritz Müller im Bündner Skigebiet von Arflina eingerichtet hatte. Wenn mich auch die Erinnerung an Einzelheiten im Stiche lässt, so liegt es doch auf der Hand, dass die Gespräche an Hüttenabenden um die Gefahr kreisten, welche nun von Vorarlberg her drohte. Nach der Rückkehr nach St.Gallen gehörte unsere politische Aufmerksamkeit ganz der neuen Lage. Das Volk erwartete eine Erklärung von höchster Stelle. Bundespräsident Johannes Baumann nahm am 21. März Stellung vor der Vereinigten Bundesversammlung. Es geschah ohne ein Wort des Protestes, wohl aber mit Bedauern im Hinblick auf das Verschwinden des Nachbarstaates und gipfelte im Willen, die Neutralität der Schweiz einzuhalten. Wenige Wochen danach gewann die Schweiz angesichts der schwindenden Kraft des Völkerbundes die uneingeschränkte Neutralität zurück, wie sie vor 1920 bestanden hatte.

Die Neutralität des Staates bedingte indessen keine Gesinnungsneutralität der Bürger. Zu Beginn der Frühlingssession betonten die Präsidenten der grössten Parteien die innere Einigkeit des Volkes, hatte es doch Österreich gerade daran gefehlt.

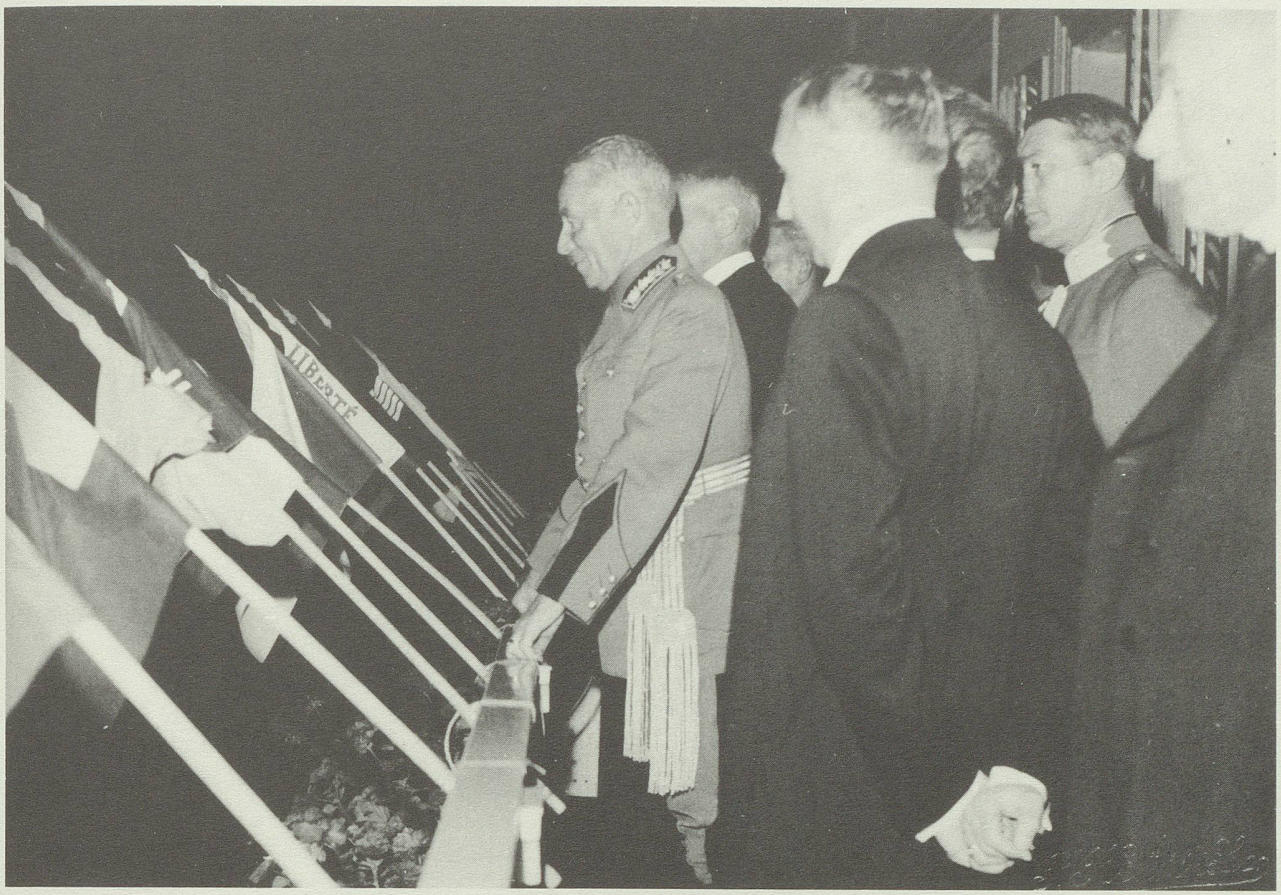
Nicht nur unter der Bundeshauskuppel erfolgte der Aufruf zur innern Geschlossenheit. Am 7. April 1938 rief Bundespräsident Johannes Baumann an der 550-Jahrfeier der Schlacht bei Näfels dem Volk in Erinnerung, was ein kleines Bergvolk gegenüber einer vielfachen und besser gerüsteten Übermacht ausgerichtet hatte, um seine Freiheit zu wahren. Wir hörten damals den spätmittelalterlichen «Fahrtsbrief» so ergriffen an wie kaum jemals zuvor und danach, konnte doch von der ja nur wenige Wegstunden entfernten Grenze her der Staatsgedanke der Herrschaft in neuer Form unsern Grundsatz der Genossenschaft bedrängen.

Der Monat April ging nicht zu Ende, ohne dass der Bundespräsident nochmals in seiner Ostschweizer Heimat erschien. Mit dem Degen an der Seite übte er an der Landsgemeinde in Trogen seine Bürgerpflicht aus. Alle seine Kollegen begleiteten ihn. Als man sie am Vorabend im Hotel «Hecht» in St.Gallen beisammen wusste, versammelte sich viel Volk auf dem Bohl, und als die sieben Bundesräte auf die Terrasse heraustraten, war die Freude der Bürgerinnen und Bürger echt und gross. Nicht wenige unter uns mochten bedenken, wie sich hier die Mitglieder der obersten Landesregierung ohne ein Aufgebot uniformierter Schutzleute und geheimer Detektive zeigten, wie sie ja auch in Bern unbewacht durch die Gassen der Altstadt an ihren Arbeitsplatz im Bundeshaus gingen.

Der Ruf zur Wachsamkeit wurde immer eindringlicher. Die städtische Jungliberale Bewegung lud zu einem Vortrag und offener Aussprache in den «Schützengarten» und Vertreter verschiedener Richtungen überfüllten den Saal, in welchem ich am 4. April das Thema behandelte «Der Fall Österreich – ein Nachruf und ein Aufruf». Den zweiten Teil fasste ich in zwölf Thesen zusammen. Da diese dann nicht nur in der Kantonsregierung zur Sprache kamen, sondern in einer Reihe von Zeitungen veröffentlicht wurden, mochten sie zur Bildung der öffentlichen Meinung beitragen, weshalb wir sie im Wortlaut folgen lassen.

1. Durch das Ausscheiden des selbständigen Nachbarstaates Österreich stellt die alemannische Schweiz nebst Böhmen den grössten deutschsprechenden Volksstamm ausserhalb des Dritten Reiches. Da auch in der Tschechoslowakei, deren Sprachenspannung von unserm eidgenössischen Sprachenfrieden weit entfernt ist, die Verhältnisse durchaus noch in der Schwebe sind, werden wir Deutschschweizer im Kampfe gegen das Alldeutschtum (der zugleich ein Kampf gegen die Diktatur ist!) immer mehr zum Sonderfall. Je weniger «unerlöste Deutsche» es nun hat, um so gefährdeter sind diese.

Zum Empfang von General Henri Guisan 1939 in St.Gallen schreibt Ernst Ehrenzeller in seiner «Geschichte der Stadt St.Gallen»: «Am 4. Oktober besuchte General Guisan auf dienstlicher Inspektionsfahrt erstmals St.Gallen. Zunächst in der Pfalz oben von der Kantonsregierung empfangen, begab er sich nachher in den 'Hecht', vor dem sich eine unübersehbare Menge eingefunden hatte. Selbst die sozialdemokratische 'Volksstimme' schrieb anderntags: 'Es braucht schon viel, bis die St.Galler aus ihrer Reserviertheit heraustreten; gestern taten sie es einmal. [...] Man darf ohne Übertreibung behaupten, die Hälfte der Bevölkerung war hier versammelt. Mit nicht enden wollendem Beifall wurde der General empfangen, als er auf den Balkon des Hotels trat.'» (Seite 504) Stadtarchiv (Vadiana) St.Gallen.


LIBERTÉ

2. Das Verschwinden des Ostalpenstaates bedeutet in geopolitischer Hinsicht nicht nur einen Verlust, sondern auch eine Gunst. Wohl ist grundsätzlich jede Verminderung der Zahl der Nachbarstaaten unseres neutralen Kleinstaates zu bedauern. Über dieser allgemeinen Erwägung darf aber nicht vergessen werden, dass in unserm besondern Fall fortan keinerlei Versuchung mehr besteht, die Verbindung zwischen der Kleinen und der Grossen Entente über den Korridor Österreich-Schweiz herzustellen. Auch Deutschland und Italien brauchen im Falle des Wunsches einer direkten Verbindung nicht mehr die Schweiz als Laufgraben in Aussicht zu nehmen: Sie haben fortan am Brenner ihre eigene Berührungsfläche (und Reibungsgelegenheit!).

3. Im wirtschaftlicher Hinsicht wirkt sich die direkte Verbindung Italien-Deutschland wohl als Verlust aus, der auch durch den Ausbau unserer Nordsüdbahnen kaum wettzumachen ist. Es wird die Aufgabe unserer Zollpolitik und Eisenbahntechnik sein, dafür zu sorgen, dass die Benützung der schweizerischen Linien Rhein–Po nicht wesentlich teurer zu stehen kommt als der Brennerweg und auf alle Fälle einen Zeitgewinn bedeutet.

4. In rechtlicher Hinsicht ist die Eidgenossenschaft, der Sitz des Völkerbundes, – ohne ihr Zutun! – in den letzten Jahren zu einer Art Halbinsel der völkerbundstreuen Demokratien Westeuropas geworden. Die Tatsache, dass unser Land nun von drei Seiten von völkerbundsfremden Staaten umgeben ist, zwingt uns leider, unsere Stellung im Rahmen des Völkerbundes so festzulegen, dass unsere Neutralität unbeschadet bleibt. Nachdem selbst England die Kleinstaaten vor der Vertröstung auf die Völkerbundshilfe warnte, müssen wir in strittigen Fällen unsere altbewährte Neutralitätspolitik über die in der letzten Zeit nicht mehr überzeugende Völkerbundspolitik stellen.

5. Unser Grenzkanton St.Gallen hat mit einem Schlage eines der heikelsten, gewiss das ungeschützteste Stück der Landesmark erhalten. Das Rheintal muss befestigt und Sargans zu einer Schlüsselstellung ausgebaut werden, welche ungefähr St.Maurice im Wallis entspricht. Eine zweite Verbindung vom Walensee zum Bündner Oberland ist fortan das strategisch wichtigste Problem des schweizerischen Strassenbaus. Das Fürstentum Liechtenstein hat für uns erhöhte Bedeutung erlangt, da es ein wichtiges Vorland der zu verstärkenden Luziensteig und der Rheinpforte darstellt.

6. Im Falle eines vermehrten Andranges von Flüchtlingen soll darauf verwiesen werden, dass unser Asylrecht nur einzelnen verfolgten Politikern und deren Angehörigen, aber nicht ganzen Volksschüben gewährleistet ist.

7. Österreich ist von innen heraus erobert worden; hüten wir uns daher vor fremden Agenten in jeder Form! Ausländer, welche das Gastrecht unserer freien Demokratie missbrauchen, um sie auszuhöhlen, sollen ihrer Heimat entschiedener als bisher wieder zur Verfügung gestellt werden. Einheimische, welche unsere demokratische Staatsform oder gar die Berechtigung unserer politischen Selbständigkeit verneinen, dürfen weder in der Verwaltung noch im Heer Posten von Belang erhalten.

8. Das klerikale Österreich hatte seit je eine zu schmale Regierungsbasis. Seitdem es auf die Sozialisten geschossen hatte, fehlte ihm der gegebene Bundesgenosse im Kampf gegen den Nationalsozialismus. Unsere Lehre vom traurigen österreichischen Beispiel kann nur sein, uns eine Regierungsbasis zu schaffen, welche alle Hauptparteien des Landes zur Mitverantwortung heranzieht. Der Bundesrat ist daher um zwei sozialistische Mitglieder zu vermehren, wovon eines ein Welscher sein soll. Der gespreizte Föderalismus, der bei jeder Mahnung an geschriebene oder ungeschriebene Bundespflichten die Kantonsfahne hochzieht, ist ebenso verwerflich wie die überbetonte Absonderung der Klassen. Auch das übertriebene liberalistische Bestreben, das Privatleben, in Gleichgültigkeit gegenüber dem Staate, über alles zu stellen, ist ein unzeitgemässer Luxus.

9. Die Gelegenheiten, den Staat als Vaterland zu erleben, sollen vermehrt und vertieft werden. So ist, um nur zwei Beispiele zu nennen, unser Rundfunk politisch gesprochen, ein Kind geblieben und das Lichtspiel ein Guckkasten des europäischen Jahrmarktes. Wir sollten endlich eine schweizerische Wochenschau haben und im Radio in der Woche mindestens eine «Stunde der Eidgenossenschaft», in welcher einsichtige Politiker aller staatsbejahenden Richtungen zu unserem Volke sprechen würden. Das ist der einzig mögliche geistige Luftschutz gegen Diktatorenreden.

10. Der oberste Grundsatz der schweizerischen Innenpolitik muss, allgemein ausgedrückt, in der Vorsorge bestehen, dass kein Schweizer Lust bekommt oder gar von Not gezwungen wird, sein Heil eher vom Ausland zu erwarten als vom eigenen Vaterland. Die Arbeitsbeschaffung ist daher die dringendste Bürgerpflicht und Staatsaufgabe.

11. Der schlimmste Feind ist der Defaitismus, die Selbstaufgabe. Wer den Mut verliert, verrät das Land. Der Zweifler am Willen unserer Selbstbehauptung ist ein Totengräber der Nation.

12. Die Sendung der Schweizerischen Eidgenossenschaft ist, der Welt das Beispiel eines bei aller Vielfalt zur Einigkeit willigen und fähigen Freistaates zu bieten, dessen Grundgedanken wir auch als Christen und Weltbürger bejahen können. Nicht der totale Staat, sondern der totale Mensch ist unser Ziel! – Es kann indessen nicht die Aufgabe unserer Tage sein, die demokratischen Bewegungen in anderen Ländern in einem Masse

zu unterstützen, das die Neutralität gefährden könnte. Daher müssen wir in der Beurteilung der Staatsformen der benachbarten Länder in der Zweckmässigkeit für die betroffenen Völker selbst eine heute dringend gebotene Zurückhaltung beobachten. Wir sagen dies nie und nimmer infolge einer Erschütterung unseres Glaubens an die Demokratie, sondern gerade aus Sorge, ihre älteste Stätte, die Schweizerische Eidgenossenschaft, in eine Zeit hinüber zu retten, in welcher die Botschaft ihres Beispiels wieder zünden kann.

Zwei Tage nach diesem Vortrag und der anschliessenden, sehr offenen und doch einmütigen Aussprache fand in der Tonhalle eine machtvolle Kundgebung statt, zu welcher die Neue Helvetische Gesellschaft und die politischen Parteien eingeladen hatten. Die vier Redner, Nationalrat Ludwig Rittmeyer, Oberstkorpskommandant Ulrich Wille, Nationalrat Johannes Huber und Regierungsrat Josef Riedener, bekannten sich eindringlich zur Demokratie mit ihren freiheitlichen Einrichtungen und zu deren Verteidigung. Es blieb mir im Gedächtnis haften, wie Johannes Huber den Waffenchef der Infanterie fragte, ob die Armee ausreichend gerüstet sei. Der Offizier antwortete zunächst mit der Gegenfrage, was denn die Sozialdemokraten zu einer genügenden Rüstung beigetragen hätten, hatten sie doch bis 1935 den Militärausgaben nicht zugestimmt. Johannes Huber gab offen zu, dass er den Wert der Friedensbemühungen in weiter Welt überschätzt habe; es wäre aber traurig, wenn man die Menschheit nicht auch einmal überschätzen dürfte. Ich stimmte ihm im stillen bei, hatte ich doch Ende Juni 1936 auf einer Tagung in Olten, die der Vorbereitung eines Welt-Jugendkongresses diente, einen Vortrag über die Losung «Die Jugend will den Frieden» gehalten, der nachher in der Zeitschrift «Die Zeit» erschien, die Traugott Vogel und Albin Zollinger herausgaben. Ich hatte den Vortrag übernommen, um vor wirklichkeitsfremdem Pazifismus zu warnen und die Verteidigung einer redlichen Demokratie zu rechtfertigen.

Unsere Forderung, die Neutralität der Schweiz im Völkerbund neu zu überdenken, wurde nicht nur von wachsenden Kreisen der Bevölkerung, sondern auch vom Bundesrat geteilt. In seiner Denkschrift vom 29. April 1938 an den Völkerbundsrat forderte Bundesrat Motta die Rückkehr zur unbeschränkten Neutralität, die der Schweiz denn auch am 14. Mai zugestanden wurde. Damit war sie auch von der Pflicht zu wirtschaftlichen Sanktionen befreit. Sie blieb aber gleichwohl im Völkerbund, wie denn auch dieser seinen Sitz in Genf beibehielt.

Unter den vielen Flüchtlingen, welche damals die Schweizergrenze zu erreichen hofften, gab es zahlreiche Juden. Sie gemäss dem Befehl der eidgenössischen Instanzen rücksichtslos über den Rhein zurückzuschicken, brachte Paul Grüninger, der kantonale Polizeihauptmann, nicht übers Herz. Auf eigene Verantwortung gestattete er rund zweitausend Flüchtlingen hier zu bleiben. Da er bundesrätliche und kantonale Weisungen nicht befolgt hatte, wurde er 1939 fristlos entlassen, wegen fortgesetzter Verletzung der Amtspflicht verurteilt und musste eine Busse von 300 Franken bezahlen. «Konnten die Richter, juristisch betrachtet, anders entscheiden, als sie es getan?» So fragt sich Arnold Jaggi in seinem Buche «Bedrohte Schweiz» (1978) und erklärt: «Höchstwahrscheinlich nicht. Aber damit, das fühlen wir, ist das zu Grunde liegende Problem nicht aufgehellt [...]. Es gibt im Leben der Einzelnen und der Gemeinschaften nicht nur eindeutiges Recht oder Unrecht, es gibt, oft unlösbar mit beidem verquickt, noch etwas Drittes: Tragische Verwicklungen, denen der Mensch unter Umständen nicht ausweichen kann oder darf.» Beschämend schleppend wurde später dem Manne, der wohl Hunderten von Flüchtlingen das Konzentrationslager ersparte und damit den meisten das Leben rettete, eine gewisse Rehabilitation zuteil. Andere Schweizer haben sich ohne Rücksicht auf ihre Gesundheit für die Eidgenossenschaft eingesetzt, wie z.B. Bundesrat Obrecht in der Kriegsvorsorge. Es galt, in letzter Stunde zu handeln, auch im geistigen Bereich.

Im Dienste der RES PUBLICA

Kaum je hat ein schweizerischer Hochschullehrer eine so grosse Hörerschaft zu vereinigen vermocht wie Prof. Dr. Karl Meyer, wenn er an der Eidgenössischen Technischen Hochschule über Fragen der Zeitgeschichte sprach. Je gespannter die politische Lage wurde, umso eifriger und dichter drängten sich die Scharen in den grössten Hörsaal, wo man auch ausländische Diplomaten oder deren Vertreter sah, welche die Ansichten des tiefblickenden Beurteilers der sich überstürzenden Ereignisse kennenlernen wollten. Dabei war der aus der Innerschweiz stammende Gelehrte von Haus aus Erforscher des Mittelalters. Er war Ordinarius an der Universität Zürich von 1920 bis 1947 und lehrte an der ETH von 1928 bis 1947.

Als ich im Sommersemester 1928 an der Universität Zürich mein Studium begann, fesselte mich die Persönlichkeit Karl Meyers dergestalt, dass ich die Frage, ob ich in seinem Seminar als Zaungast dabei sein dürfe, an ihn zu richten wagte. Wie nun in der ersten Stunde die Themen für Vorträge verteilt wurden, dachte er mir ebenfalls eine Arbeit zu, und ich getraute mich nicht zu sagen, dass ich die notwendigen Semester für den Seminarbesuch noch nicht aufweisen konnte. Da zudem mein Vortrag über Bismarcks «Gedanken und Erinnerungen» zu den beiden ersten gehörte, musste ich beinahe Tag und Nacht arbeiten, um einigermassen bestehen zu können. In der Mitte von Karl Meyers Forschungsbereich stand die junge Eidgenossenschaft, deren Leitgedanken er mit Scharfsinn und Hingabe entwickelte. Man spürte, wie die Wissenschaft bis in die Gegenwart hinein zündete.

Karl Meyer sprach mit der Urgewalt der freien Rede. Keiner, der ihn je hörte, vergisst den kräftig gebauten, tiefschwarzen Mann, wie er dem langen Pult entlang schritt und dann wieder an dessen Enden stillstand und seine Sätze förmlich türmte. Nicht wenigen war es zumute, als ob sie einen Mahner oder Seher aus alter Zeit vor sich sähen. Wer zum ersten Male in seine Vorlesungen kam, mochte sich zunächst an seiner sehr alemannisch getönten Rede stossen – allein die fesselnden Zusammenhänge schlugen einen bald in seinen Bann.

Bei meiner kulturgeschichtlichen Dissertation aus der frühen Neuzeit wurde Prof. Dr. Ernst Gagliardi mein «Doktorvater», und ich wusste seine feinsinnige Art sehr zu schätzen. Mit Prof. Karl Meyer blieb ich indessen auch nach meinem Studienabschluss in Beziehung, und es freute mich, dass ich ihm meinen dramatischen Erstling «Das Spiel von St.Gotthard» widmen durfte.

Seit der Verschärfung der politischen Spannungen wurde Karl Meyer immer wieder um Vorträge gebeten. So sprach er auf einer grossen vaterländischen Kundgebung Ende November 1938 in Wattwil über «Weltlage und Schweizerpflicht». Eine Resolution forderte verstärkte und beschleunigte wirtschaftliche, geistige und militärische Verteidigung, und eine Abordnung sollte den Bundesrat um rasche Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und Hilfe für die Kleinbauern ersuchen.

Solche Vortragsarbeit in auswärtigen Gemeinden, die neben der Lehrtätigkeit an zwei Hochschulen zu leisten war, musste die Kräfte eines einzelnen Mannes übersteigen. Er plante ein Widerstandszentrum gegen totalitäre Einflüsse und zur innern Festigung der Eidgenossenschaft. Bei der Jahreswende 1938/39 berief mich mein Lehrer in den Dienst der sofort zu gründenden Res publica. In der Überzeugung, dass es jetzt zu handeln galt, sagte ich ihm meine Mitwirkung zu, was meine Lehrtätigkeit sehr einschränkte, da ich mich meiner neuen Arbeit hauptberuflich widmen musste. So bezog ich denn meine alte Studentenbude hoch oben am Zürichberg, wo die drei alten Schwestern, bei denen ich wohnte, kaum ahnten, in welchem Masse sich der einst eher romantische Student nun der unerbittlichen Politik verschrieben hatte.

Über meine Tätigkeit in der Res publica möchte ich Alice Meyer berichten lassen, welche in ihrem Aufsehen erregenden Buche «Anpassung oder Widerstand – Die Schweiz zur Zeit des deutschen Nationalsozialismus» (1965), z.T. gestützt auf Dokumente aus dem Nachlass von Karl Meyer, auf dieses Arbeitsfeld zu sprechen kommt.

Am 19. Januar 1939 gründete Karl Meyer zusammen mit Dr. Werner Ammann, Dr. Hans Bosshardt, Dr. Adolf Guggenbühl und Dr. Hermann Weilenmann die Vereinigung Res publica. Als Aktuar zeichnete der Sozialdemokrat Dr. Emil J. Walter, als Quästor der Direktor der Nordostschweizerischen Kraftwerke, Dr. E. Fehr-Oechsli. Als Sekretär stellte sich bis zum Krieg Dr. Georg Thürer, Lehrer an der Kantonsschule St.Gallen, zur Verfügung, der vom Rektorat der Kantonsschule und vom Erziehungsdepartement St.Gallen zu diesem Zweck beurlaubt wurde. Die Res publica erhielt wiederholt grössere Beiträge vom Stadtrat von Zürich, von der Schweizerischen Nationalbank und von der Direktion der Nordostschweizerischen Kraftwerke. Die Vereinigung setzte sich die «Festigung des schweizerischen Abwehrwillens und die Förderung der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft gegen aussen» zum Ziel. Wie Karl Meyer selber keiner Partei angehörte und sich bei seiner öffentlichen Vortrags- und Aufklärungstätigkeit überall zur Verfügung stellte, wo er eine Möglichkeit sah, der Schweiz als ganzer zu dienen, war die Res publica streng neutral und identifizierte sich mit keiner politischen, konfessionellen,

sozialen oder wirtschaftlichen Gruppe. Sie erklärte sich auch bereit, im Rahmen ihrer allgemeinen Zweckbestimmung mit öffentlichen und privaten Institutionen und Einzelpersonen zusammenzuarbeiten und Anregungen oder Forderungen, die sie für dringend hielt, aufzugreifen und weiterzugeben.

Bis zum Kriegsausbruch stand die Vortrags- und Aufklärungstätigkeit im Vordergrund, die neben Karl Meyer, Guggenbühl und Weilenmann vor allem Thürer besorgte. Er organisierte, zum Teil zusammen mit Studierenden der beiden Zürcher Hochschulen, Kurse und Ausspracheabende für Studenten aller Fakultäten und wirkte an Kursen der Freien Vereinigung für nationale Erziehung und der Arbeitsgemeinschaft für demokratische Erziehung mit. Er sprach an Veranstaltungen von Jugendorganisationen, wie Pfadfindern und der Tatgemeinschaft, und an grossen Grenzlandkundgebungen in Basel, Brugg, Schaffhausen, Winterthur und Arbon. Anlässlich der Aktion «Zürcher Jugend ruft der Schweizer Jugend» hielt er auf dem Festplatz der Schweizerischen Landesausstellung eine Rede über «Grund und Grat». Im Geiste der Res publica verfasste er auch die Texte in Otto Baumbergers Wandbild auf dem Höhenweg der Landesschau. Am 13. August 1939 sprach er am Auslandschweizertag der «Landi» als Vertreter der deutschen Schweiz neben Bundesrat Motta und Oberstkorpskommandant Henri Guisan: «Nicht der totale Staat, sondern der totale Mensch ist unser Wunsch und Wille, dem Worte Pestalozzis folgend, der uns anwies, den Staat zu vermenschlichen und nicht den Menschen zu verstaatlichen. Es ist mir eine Bürgerfreude ohnegleichen», rief er den Landsleuten aus dem Ausland zu, «Ihnen zu sagen, dass dieser Wille zum Bunde der Freien im unabhängigen Staate in uns wach und wehrhaft ist wie kaum je zuvor. Nehmen Sie die Zuversicht mit sich über die Grenze, über die Meere, dass das Schweizervolk als tapfere Besatzung die Hochburg der Freiheit halten wird, damit der Welt ein Herd erhalten bleibe, an dem andere Völker, wenn ihre lichte Stunde der Freiheit anbricht, die Fackel neu entzünden können.»

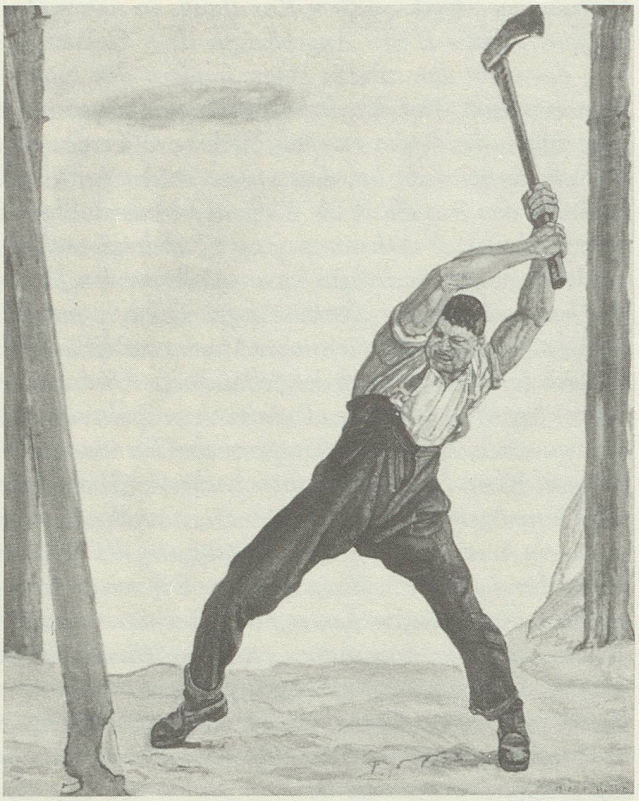
Thürers Vorträge dienten im Sinne der «geistigen Landesverteidigung» dem doppelten Ziel, «das Schweizervolk einen Schritt weiterzuführen auf dem Weg von der ‹naiven› zur bewussten Demokratie» und es zur Wachsamkeit und zum Widerstand gegen die «erweiterte Strategie» des deutschen Nationalsozialismus aufzurufen. Mit seiner Formulierung «Ein Diktator frisst keinen Igel» nahm er die Konzeption vorweg, auf welcher im Sommer 1940 der Rütlirapport General Guisans beruhen sollte.

Eine wichtige Forderung, die damals in der Luft lag, betraf den Rundfunk. [...] Schliesslich verfasste Thürer im Auftrag der Res publica am 11. März 1939 zuhanden von Generaldirektor Glogg der Schweizerischen Radiogenossenschaft ein Exposé, betitelt «Die gegenwärtige Lage und Haltung des schweizerischen Rundfunks in nationalen Fragen»: «Wenn es uns Angehörigen eines Gemeinwesens, das nicht den totalen Staat, sondern den totalen Menschen zum Ziel hat, im Grunde genommen auch widerstrebt, das Radio zu «politisieren», so werden wir doch die Sorge nicht los, dass unsere verantwortlichen Behörden den Rundfunk als Waffe in fremder und eigener Hand einfach verkennen; unsere Bundesräte sollten sich häufiger und eindringlicher ans Volk wenden. [...] Es gibt keinen besseren Luftschutz gegen Diktatorenreden als das mutige Bekenntnis unserer Verantwortlichen zur Freiheit der Schweiz und des Schweizers.» Und weiter stellt er fest: «Die Scheu, den Rundfunk zu «politisieren», artet nur zu leicht und zu oft in peinliche Charakterlosigkeit aus. Wenn ein Sprecher nicht mehr Vergleiche zwischen fremden Staaten und der Schweiz anstellen darf, so ist das ein krasser Anfang der Selbstaufgabe, der unseren Protest herausfordert... Warum soll ein Schweizer Arbeiter nicht wissen dürfen, dass er sich mit seiner Arbeitslosenunterstützung noch besser stellt als ein deutscher Arbeiter in unterer Lohnkategorie? Warum soll unsere Jugend nicht hören dürfen, was für ein Raub an Freizeit ihrer im Falle der Eingliederung unseres Vaterlandes in eine Diktatur warten würde?»

Das Drängen der Res publica dürfte wohl dazu beigetragen haben, dass beim Radio am 5. Juli 1939 um 7 Uhr ein Frühnachrichtendienst und seit Kriegsbeginn um 22.15 Uhr ein Spätnachrichtendienst eingeführt wurde, nachdem vorher bei unserem Nachrichtendienst ein Leerraum von siebzehn Stunden bestanden hatte, den ein grosser Teil der Hörer damit auszufüllen pflegte, dass er seine Informationen – zum Teil auch diejenigen über die Schweiz – bei fremden Sendern holte.

Eine Tätigkeit der Res publica, die sich während des Krieges als sehr wertvoll erweisen sollte, war die Herstellung eines intensiveren Kontaktes mit den Vereinigten Staaten.

Am 5. November 1938 war in der grossen amerikanischen Zeitung «New York Post» ein Artikel mit der Überschrift «Die Schweiz ist reif, von den Nazis gepflückt zu werden» erschienen. Der Verfasser, der sich auf einen «arischen schweizerischen Emigranten» berief, schilderte die Schweiz als ein Land, das im Begriff war, von seiner reaktionären Regierung und einer Kamarilla, bestehend aus deutschlandhörigen Grossindustriellen und hohen Offizieren, an das nationalsozialistische Deutschland ausgeliefert zu werden. Diese und ähnliche Presseäusserungen zeigten, dass es dringend nötig war, die Amerikaner besser über die Schweiz zu unterrichten. Auf Anregung der Res publica wurde hierauf, unter dem Vorsitz von Dietrich Schindler, ein Ausschuss zur Behandlung schweizerisch-amerikanischer Fragen geschaffen, der am 20. Januar 1940 dann zur Gründung der Swiss-American Society for Cultural Relations führte. Diese Gesellschaft trug dazu bei, dass in amerikanischen Zei-



Ferdinand Hodler. Der Holzfäller (1910)
Museum Winterthur. Mit Genehmigung des Verlages Rascher & Co. AG., Zürich

WIR WOLLEN FREI SEIN

Ein vaterländisches Brevier

Herausgegeben von
Adolf Guggenbühl und
Georg Thürer

1.—14. Tausend

Schweizer Spiegel Verlag

tungen und Radiosendungen auch während des Krieges kopfklärende Berichte über die Schweiz erschienen, die der grössten Demokratie bezeugten, dass ein grosser Teil des Schweizervolkes zwar deutsch spricht, aber keineswegs politisch grossdeutsch empfand. In den letzten Wochen vor Kriegsausbruch führte Hermann Weilenmann Kurse und Reisen für Ausländer aus Europa und Übersee durch, welche den Gästen die Eigenart der Schweizerischen Eidgenossenschaft in Gemeinde, Kanton und Bund zeigten.

Soweit der Rückblick von Alice Meyer, die begreiflicherweise manche Aufgaben nur stichwortartig andeuten konnte und von manchen Begegnungen kaum etwas erfuhr. Erwähnen wir nur eine Einzelheit von der eben gestreiften «Fahrt durch die Demokratie» im August 1939 (so überschrieb ich meinen Bericht in der NZZ Nrn. 1471 und 1474). Unter der Leitung von Dr. Hermann Weilenmann, dem Leiter der Zürcher Volkshochschule, wurden alle Sprachgebiete besucht. Es lag ihm auch daran, dass die Teilnehmer die Kleindemokratie der Gemeinden kennenlernten, die sich ja in unserer «Nation der Gemeinden» viel grösserer Selbstverwaltung erfreuen als sonstwo in der Welt. An Ort und Stelle erklärten uns Amtsleute, wie sie ihre eigenen und auch die vom Staate übertragenen Aufgaben lösten. So sahen wir uns in kleinen Ortschaften wie im Walserdörflein Davos-Monstein, aber auch in Städten um. Der Zürcher Stadtpräsident Dr. Emil Klöti erklärte uns auf dem Stadthause, er kenne keine andere Stadt Europas von gleicher oder grösserer Einwohnerzahl, die demokratischer regiert würde als sein Zürich. Da zupfte mich ein Engländer am Ärmel und sagte, nun möchte er doch auch die Slums von Zürich sehen. Wir zeigten ihm das Arbeiterviertel. Er aber schüttelte den Kopf. Das seien doch keine Slums! Nun, das war für mich einer der schönsten Augenblicke meines Bürgerlebens: Unsere grösste Stadt hat keine Slums. Gewiss verdanken wir diese Gunst mancherlei Umständen, aber der Sachverhalt spricht doch dafür, dass unsere Demokratie sich bemüht, lebenswahr zu sein.

In der Zeit politischer Hochspannung wurden wir oft um eine Sammlung von Kernworten von Staatsdenkern über das Wesen der Eidgenossenschaft gebeten. Unter dem Titel «Wir wollen frei sein» gaben Adolf Guggenbühl und ich im Schweizer Spiegel Verlag ein «vaterländisches Brevier» heraus. Es erschien im September 1939 – gerade bei Kriegsausbruch.

Vor Bundesgericht – Zwischenfälle bei Medien

Schon bald nach Beginn meiner Tätigkeit in der Res publica führte mich ein Vortrag von einer Kanzel vor die Schranken des Bundesgerichts. Auf Einladung der Zürcher Pestalozzi-Gesellschaft sprach ich in der St.Peterskirche über «Belagerung und Befestigung der Demokratie». Darüber berichtete der verschlagene Frontist Benno Schäppi in der süddeutschen Presse unter dem knalligen Titel «Schweizer Hetze von der Kanzel» und bezichtigte mich, ich hätte Adolf Hitler als Lügner hingestellt. Hätte ich nun dieses ehrenrührige Wort gebraucht, so hätte eine solche Beleidigung eines fremden Staatsoberhauptes allerdings üble Folgen haben können, zumal bei der jähzornigen und unberechenbaren Wesensart des «Führers».

Was war denn vorgefallen? Ich hatte in meiner frei gehaltenen Mundartrede Hitlers Beteuerung, er habe nach der Eingliederung der Sudetendeutschen ins Dritte Reich keine weitern Landansprüche in Europa mehr, mit seinen seitherigen Forderungen verglichen und nicht verschwiegen, dass ein Widerspruch aufklaffe. Und dann fasste ich den Unterschied zwischen Versprechen und Verhalten in den Satz zusammen: Wer so rede und so ganz anders handle, sei doch «e-n- uusgmachte - Politiker». Gerne gebe ich zu, dass ich dabei an einen skrupellosen Machtpolitiker dachte, auch dass nach einer landläufigen Wendung das Wort «Lügner» auf vielen Lippen lag, aber über meine Lippen kam es nicht.

Die irreführende Berichterstattung gab im In- und Ausland viel zu reden. Regierungsrat Dr. Briner liess den Frontisten verhaften und bezeugte im Prozess vor Bundesstrafgericht, dass ich das belastende Wort «Lügner» nicht gebraucht habe; er hatte den Vortrag selber angehört. Auch andere Zeugen entlasteten mich.

In der Pause, die der Verkündung des Urteils im Saal des Zürcher Obergerichts voranging, versuchte ich mit meinem Verleumder ins Gespräch zu kommen. Benno Schäppi machte mir den Eindruck eines unbedeutenden, aber sehr geltungssüchtigen Menschen. Er glaubte, dass ich eine Haft von mindestens anderthalb Jahren zu gewärtigen habe. Das Gericht war anderer Meinung...

Der Zwischenfall mahnte mich allerdings zu einer gewissen Zurückhaltung. Wollte ich meine Mitwirkung in der Res publica nicht gefährden, so durfte ich eben niemand unnötigerweise vor den Kopf stossen. Aber ein Leisetreter durfte ich ja doch auch nicht sein. Es war nicht immer leicht, deutlich und doch nicht unbedacht zu sprechen.

Am 28. April 1939 hielt ich an der Eidgenössischen Technischen Hochschule einen öffentlichen Vortrag «Von Sattheit zu heimlichem Adel – unser Weg zu demokratischer Freiheit», worin ich versuchte, die Bereitschaft zu freiwilligem Einsatz wachzurufen. Da inzwischen Mitte März Adolf Hitler und der tschechische Staatspräsident Dr. Emil Hácha in Berlin übereingekommen waren, dass den deutschen Truppen beim Einmarsch in das neue Reichsprotektorat Böhmen – Mähren kein Widerstand geleistet werde, bezeichnete ich Hácha als Verräter.

Dr. Jakob Job, der Direktor des Radio-Studios Zürich, hatte sich den Vortrag zustimmend angehört und mich flugs eingeladen, ihn in seinem Studio zu wiederholen. Als ich dort erschien und ihm sagte, der Rundspruch habe nun wirklich Mut, sah er mich fragend an. Da wies ich ihn auf etliche Stellen hin, die man in einem Vortrag freimütig sagen, am Radio aber, der immerhin halboffizieller Natur war, wenigstens noch zu bedenken habe. Direktor Job erschrak und schickte sich gleich an, meinen Text durchzukämmen. Ich musste freilich sofort zur festgesetzten Zeit mit der Lesung beginnen, während der Direktor die weitern Blätter mit dem Rotstift behandelte, und ich hatte die liebe Not, die abgesegneten milden Stellen zusammenzuflicken.

Gegen Ende meiner Tätigkeit in der Res publica gab es noch einen kleinen Presseskandal. Am Auslandschweizertag vom 13. August hatte Bundesrat Motta für den Staat, Oberstkorpskommandant Henri Guisan für die Armee und ich für die Jugend zu sprechen. Unsere Texte hatten wir schon vor der Veranstaltung der Presse übergeben.

Wie nun unser Bundesrat Motta eine ja interne Auseinandersetzung mit einem Plakat der Sozialdemokraten vor den aus der Fremde zugereisten Mitbürgern erwähnte, fand ich dies als unangebracht und nahm mir die Freiheit, es – in Abweichung vom eingereichten Text – in meiner Ansprache «Unser Bund der Mitte» auch offen zu sagen. Als ich nach dem Festakt den Journalisten Dr. Fritz Heberlein antraf, sagte ich ihm, er habe hoffentlich diesen Unterschied zwischen der geschriebenen und der gehaltenen Rede bemerkt. In seinem Bericht für die «Nationalzeitung» hob er denn auch die eingeschaltete Stelle gebührend hervor. Das löste in einem sehr rechtsstehenden Blatt die Rüge aus, dass diese Basler Zeitung wieder einmal aus der Reihe tanze. Natürlich bat mich Dr. Heberlein sofort, dass ich ihn decke. Das habe ich denn auch gerne getan, und ich freute mich, dass ein Journalist nicht den bequemen Weg gegangen war, nur den zum voraus bezogenen Text auszuwerten. Jenes Blatt polterte nun auf mich los, indem es mir vorwarf, ich hätte mir herausgenommen, einen Magistraten zu schulmeistern.

Kurz darauf hätte noch mehr Grund dazu bestanden, war Bundesrat Motta doch nach beschwichtigenden Worten der deutschen Vertretung in Bern der Auffas-

sung, es gebe keinen Krieg, der dann doch wenige Tage später ausbrach.

Da ich meinen Marschbefehl erhielt, trat ich Ende August aus dem Dienst der Res publica in den militärischen Aktivdienst über.

Meine Arbeit in Zürich führte Hans Nef, der spätere Rechtslehrer und Rektor der Universität Zürich, weiter, dem Simon Frick, der spätere St.Galler Regierungsrat, zur Seite stand.

Im Aktivdienst

Bei der militärischen «Musterung», zu der ich mich im Sommer 1928 hatte stellen müssen, wurde ich infolge meiner Kurzsichtigkeit als hilfsdiensttauglich befunden. So hatte ich während der nächsten Jahre keinen Dienst zu leisten. Erst bei drohender Kriegsgefahr bekamen wir Hilfsdienstpflichtigen unsere Uniform und Bewaffnung. Ich wurde dem Fliegerabwehr- und Meldedienst zugeteilt und hatte als Telefon-Soldat der MZ 7 A im militärischen Telefonnetz Gespräche zu vermitteln.

Das war nun gewiss kein heroischer Dienst. Es galt Verbindungen herzustellen, besonders zwischen den Fliegerbeobachtungsposten und den Kommandostellen. Diese erfolgten zunächst vor allem bei Tag. Als aber die nächtlichen Überfliegungen, ja auch Bombardierungen sich in hellen Nächten häuften, gab es in unserer Zentrale recht viel zu tun. Da wir die Gespräche mitanhören konnten, vernahmen wir mitunter die Stimmen hoher Offiziere. Als z.B. Bomben auf das thurgauische Buhwil fielen, wollte der General im Hauptquartier der Armee aus erster Quelle Bescheid wissen.

Mein bescheidener Dienst vertiefte meine Einsicht, dass es im militärischen wie im zivilen Leben darauf ankommt, dass man jeden Dienst gewissenhaft leistet. Das fällt einem leichter, wenn man einsieht, dass auch eine kleine Aufgabe in einem grossen Zusammenhang steht und dass man gleichsam als Glied in einer Kette steht, bei der auch das schwächste Glied intakt bleiben muss.

Dazu kam das Erlebnis der Dienstkameradschaft. Man lernte Leute aus verschiedenen Berufen kennen, die sonst wohl seitab vom Lebensweg geblieben wären. Sie brachten besondere Berufskenntnisse mit, und man blickte in vertraulichen Gesprächen auch in ihre Familien mit ihren Freuden und Sorgen hinein. Tröstlich war, dass die häuslichen Nöte nicht so hart waren wie während der Grenzbesetzung im Ersten Weltkrieg, als es noch keinen Lohnersatz für den Wehrmann gab. Das hatte denn auch eine Missstimmung erzeugt, die sich im Generalstreik von 1918 entladen hatte. Nun hatte man wahrhaftig etwas aus der Geschichte gelernt.

Die Kameradschaft unserer kleinen «Truppe» überdauerte den Krieg um etliche Jahrzehnte. Alljährlich finden sich die «Veteranen» in erstaunlicher Vollzähligkeit zu einer Neujahrsbegrüssung ein. Freilich haben sich die Reihen gelichtet. So konnte bei der letzten Zusammenkunft nur das noch letzte Viertel das Lied «Ich hatt'einen Kameraden» zu Ehren der im Vorjahre verstorbenen Kameraden anstimmen. Im Laufe des Jahres treffen sich viele Kameraden mehrmals. Ja, sie führen auch mehrtägige Reisen durch die Schweiz und ins Ausland durch. So hält eine Freundschaft durch, welche vor einem halben Jahrhundert geschlossen worden ist.

Ich erlebte den Kriegsausbruch in der Abwartswohnung der Kantonsschule St.Gallen, wo ein paar Lehrer und Schüler die neuesten Nachrichten aus dem Radio vernahmen. Keiner der Hörer wusste an jenem 1. September 1939, dass der Krieg über zweitausend Tage dauern werde. Es war auch ungewiss, ob unser Vaterland vom Kampfgeschehen verschont bleibe.

Die Stätte, wo ich meinen bescheidenen Dienst leistete, war immerhin ein «hervorragender» Ort, nämlich hoch oben im Turm des Postgebäudes am St.Galler Bahnhofplatz. Es gab auch Stunden, in denen ich mich ein wenig als «Türmer» fühlte. Das war dann der Fall, wenn sich die Weltlage verfinsterte. War dann eine Nacht infolge dichten Nebels besonders dunkel, so dass keine Bombenflüge zu gewärtigen und Verbindungen herzustellen waren, so durfte der Soldat in der Telefonzentrale lesen oder etwas schreiben. Mehr als einmal habe ich auf diese Weise im Nachtdienst einen Leitartikel für die «Neue Zürcher Zeitung» geschrieben, den ich, sobald mich frühmorgens mein Kamerad ablöste, auf die nahe Bahnpost trug; so konnte er günstigenfalls noch im Abendblatt des gleichen Tages erscheinen.

Heer und Haus

Rund die Hälfte meiner Diensttage verbrachte ich nicht im Postturm in St.Gallen, sondern im Einsatz der Sektion «Heer und Haus» in den verschiedensten Landesgegenden. Diese Arbeit war gewissermassen die Fortsetzung meiner Tätigkeit in der «Res publica», deren Sekretariat ich beim Aufgebot in den Aktivdienst nicht fortführen konnte. Die Unterbrechung meines Dienstes in der «geistigen Landesverteidigung» dauerte somit nur kurze Zeit.

Schon nach dem Untergang der Tschechoslowakei stimmte das eidgenössische Parlament der bundesrätlichen Vorlage über Kulturwahrung und Kulturwerbung zu, indem es am 9. April 1939 eine Stiftung Pro Helvetia mit einem Kredit von einer halben Million Franken errichtete. Diese sollte der «geistigen Landesverteidigung im weitesten Sinne und auf lange Sicht» dienen. Man dachte dabei an die Förderung von Bühne und Film, von Radio und Kunst, des Heimatschutzes sowie der Presse und der Literatur. Das war unmittelbar vor der Eröffnung der Landesausstellung, die den Schweizer Geist bezeugte und förderte. Hatten welsche Schriftsteller im Vorjahre noch erklärt: «Il n'y a pas d'esprit suisse – il n'y a que d'Esprit en Suisse», so gaben sie nun angesichts der Schau gerne zu: «Oui, il y a un esprit suisse.»

Als die «Landi» ihre Tore geschlossen hatte und der Krieg ausgebrochen war, fragte man sich, wie dieser «Geist der Schweiz» im zivilen und im militärischen Bereich von Staats wegen gefördert werden könnte. Anstelle der vorgesehenen Stiftung wurde am 20. Oktober 1939 zunächst eine Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia geschaffen. Sie umfasste zwei Abteilungen, die eine für das Haus und die andere für die Armee. Während die Abteilung «Haus» beim Departement des Innern blieb, unterstellte General Guisan am 3. November 1939 die Abteilung «Armee» mit der Sektion «Heer und Haus» der Generaladjutantur der Armee. Oberst Oskar Frey leitete als starke Persönlichkeit diese geistige Landesverteidigung.

Die Arbeit von «Heer und Haus» zeigte, dass man sich während des Zweiten Weltkrieges ernsthafter um den Geist der Truppe kümmerte, als es im Ersten Weltkrieg der Fall gewesen war. Damals hatte der junge Korporal Josef Ammann in der «Engadiner Post» geschrieben, es sei sehr bedauerlich, dass man die sehr lange Dienstzeit nicht zur staatsbürgerlichen Bildung der Truppen benütze. Dieser Vorstoss wurde als Vorwurf abgetan, und der Anreger musste drei Wochen Arrest absitzen. Nach der Entlassung fragte er sich bei einer Besteigung des Piz Palü, ob er überhaupt in die Niederung zurückkehren sollte, wie er mir gestand. Er entschloss sich dann, sich an den General zu wenden, und Ulrich Wille hatte Verständnis für seine Enttäuschung. Ammann wurde später Hauptmann.

Die Sektion «Heer und Haus» hatte ihre grosse Aufgabe. In Vorträgen und Aussprachekreisen erfuhren die Teilnehmer das Wesentliche über die wirtschaftliche, militärische und politische, aber auch über die geistige Lage des Landes. Dabei verfügten die Referenten über Angaben, die man weder in der Tagespresse lesen noch am Radio hören konnte, welche aber doch wesentlich waren, um den Durchhaltewillen zu festigen und falsche Gerüchte wirksam zu bekämpfen. Manchmal sah man nur einen kleinen Kreis von ausgewählten Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten vor sich, welche dann die Mitteilungen, wenn sie zur Truppe zurückkehrten, weitergaben.

Mein Beitrag bestand in der Regel in einer Rechenschaft über die Lebens- und Gewissensfrage «Was verteidigen wir?». Gewiss dachte mancher Wehrmann zunächst an Haus und Hof, an seine Familie und seinen Arbeitsplatz. Da galt es, auch auf weitere innere Werte hinzuweisen, die z.T. Besonderheiten der Eidgenossenschaft darstellen wie die im Geiste der Genossenschaft immer weiter ausgebaute Demokratie, die soziale Gerechtigkeit, den Sprachfrieden, die Toleranz und die Neutralität. Wenn Hitler skrupellos erklärte, «Recht ist, was Deutschland nützt», so betonten wir im Rechtsstaat: Der Schweiz nützt, war recht ist. Gefällt uns die Ordnung des Zusammenlebens nicht mehr, so braucht es keinen Umsturz, sondern wir können sie im freien politischen Gespräch überprüfen und in einer Abstimmung ändern. Wir wählen direkt oder doch indirekt unsere Vertrauensleute in Rat und Gericht. Unsere Armee ist nur zur Notwehr da, und diese ist sittlich gerechtfertigt, wenn man sich für etwas einsetzt, was sich vor dem Gewissen verantworten lässt. Das Schweizerkreuz soll eingedenk bleiben, dass es vom Kreuz Christi stammt. Der waagrechte Balken bedeutet die Nächstenliebe zu den Mitmenschen; der senkrechte Balken aber ist ein Wegweiser zu Gott.

Diese Leitgedanken durften indessen weder pathetisch noch abstrakt vorgetragen werden, sondern natürlich und anschaulich, womöglich in Mundart, wenn man nur alemannische Leute vor sich sah. So kam auch die ja sehr erwünschte Aussprache in Gang. Wir Referenten der Sektion «Heer und Haus» waren dabei keineswegs nur die Gebenden, sondern gewannen neue Einsichten in die Stimmung der Truppe und erfuhren, wo den Wehrmann der Schuh besonders drückte.

So denke ich dankbar an viele Begegnungen zurück. Als ein Beispiel für zahlreiche ähnliche Zusammenkünfte denke ich daran, wie uns Divisionär Nager aus dem Urserental einst unter Kastanienbäumen am rau-

schenden Tessin versammelte, wo Oberst Frey über die militärische Verteidigung und Dr. h.c. Arnold K. Muggli, der Schöpfer des Mahlzeitencoupons, über die wirtschaftliche Lage sprach. August Lindt war in politischen Fragen besonders gut orientiert. Natürlich benützten wir die Tatsache, dass ausgewählte Leute aus den Beständen von hüben und drüben der Alpen vor uns waren, um auf den Passweg hinzuweisen. Meinen Aufsatz «Der St.Gotthard als Wegweiser», der im August 1943 in der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 1311 und 1313) erschien, gab die Sektion «Heer und Haus» als Sonderheft heraus.

Gelegentlich wurde man auch an die Grenze gerufen. So hatte ich im Mai 1940 nacheinander vor drei Bataillonen am Rhein oberhalb Basel zu sprechen – auf dem Ufer gegenüber sah man die deutschen Posten auf der Wache.

Nationaler Widerstand

Im Ersten Weltkrieg war die schweizerische Armee zur «Grenzbesetzung» aufgeboten. Das entsprach dem herkömmlichen Leitbild. Man wollte einen Angreifer, der unsere Neutralität nicht achtete, an der Landesgrenze aufhalten. Dieses Leitbild wich gegen Ende des ersten Jahres des Zweiten Weltkrieges einer neuen Konzeption. Dieser Wechsel erfolgte aus zwei Gründen.

Der erste Beweggrund ergab sich aus dem Wandel der Kampfweise. Der Landkrieg trat gegenüber dem Luftkrieg zurück. Der Luftraum war nun viel schwieriger zu verteidigen als der Boden mit seiner z.B. durch Bunker befestigten Grenze. Waren einst im Hochmittelalter die Städte als Stätten der Zuflucht gegründet worden, wo sich der Bürger gegenüber dem Bewohner der offenen Landschaft in grösserer Sicherheit geborgen fühlte, so waren nun die Städte, zumal die Industrieorte als Waffenschmieden, der Bombardierung viel stärker ausgesetzt als die Landschaft. Man musste, um im Kampfe zu überleben, Gegenden suchen, wo Felsen selbst Bombenangriffen trotzten. Der alteidgenössische Plan, auf Schlachtfeldern den «Bund mit dem Berge» neu zu schliessen, gewann in bezug auf die landesweite Verteidigung neue Bedeutung.

Der zweite Beweggrund, vom Bestreben, schon bei der Landesgrenze jeden Fussbreit Boden zu verteidigen, abzuweichen, ergab sich aus der strategischen Lage im Laufe des Jahres 1940.

Die deutsche Wehrmacht hatte im September 1939 mit ihren Panzern den polnischen Widerstand niedergewalzt. Die Westmächte England und Frankreich hatten Deutschland zwar den Krieg erklärt, aber das Dritte Reich nicht angegriffen. Die Franzosen, die sich hinter der Maginotlinie in Sicherheit wiegten, sprachen von einer «drôle de guerre». Im Osten wollte die Sowjetunion nicht ohne Landgewinn bleiben. Sie marschierte in Ostpolen ein und unterwarf die Ostseestaaten Litauen, Lettland und Estland. Ja, die rote Faust ballte sich auch über Finnland, das sich aber im Winterfeldzug 1939/40 tapfer hielt, so dass es in einem achtbaren Frieden seine Selbständigkeit wahren konnte.

Im Frühling 1940 holte das Dritte Reich zunächst zu einem wuchtigen Schlag nach Norden aus. Armee, Flotte und Luftwaffe griffen am 9. April Dänemark und Norwegen an. Während das wenig gerüstete Dänemark in wenigen Tagen besetzt wurde, leisteten die von der englischen Flotte unterstützten Norweger hartnäckigen Widerstand, der indessen vom Verräter Quisling geschwächt wurde. Nun unterstand ganz Westskandinavien dem Dritten Reich.

Der Überfall Hitlers auf die friedlichen nordischen Staaten bewirkte in der Schweiz einen grossen Schock. Drohte unserm Kleinstaat ein gleiches Schicksal? Da man wusste, wie man im Norden das Volk mürbe gemacht hatte, gaben Armee und Bundesrat am 18. April 1940 klare Weisungen heraus: «Wenn durch Radio, Flugblätter und andere Mittel Nachrichten verbreitet werden sollten, die den Widerstandswillen von Bundesrat und Armeeleitung anzweifeln, so sind solche Nachrichten als Erfindung der feindlichen Propaganda zu betrachten... Unser Land wird sich gegen jeden Angreifer mit allen Mitteln aufs äusserste verteidigen.»

Wir bezeichneten diese «Weisungen bei Überfall» in einem Leitartikel der NZZ als herrlich klar, nachdem wir zwei Monate zuvor «das finnische Beispiel» als Beweis, dass ein wehrwilliger Kleinstaat eine Spanne Zeit durchzuhalten vermöge, ausdrücklich gewürdigt hatten.

Nachdem das Dritte Reich sich im Norden festgesetzt hatte, trat es im Westen zu einem umfassenden Angriff an. Die neutralen Staaten Holland, Belgien und Luxemburg wurden am 10. Mai jählings überfallen, wobei die Luftlandetruppen die Verkehrswege in ihre Hand brachten. Frankreichs Front wurde am 14. Mai durchbrochen. Die auf dem Kontinent eingesetzten englischen Truppen konnten sich mit knapper Not vom Brückenkopf Dünkirchen über den Kanal in die Heimat retten, wohin auch rund 100000 Franzosen zogen. Frankreich aber musste am 22. Juni im Walde von Compiègne, im gleichen Salonwagen, in welchem 1918 Marschall Foch die deutsche Kapitulation entgegengenommen hatte, den Waffenstillstand unterzeichnen. Wohl blieb Frankreich im Süden noch ein Rumpfstaat, den Pétain, einst der umjubelte Held von Verdun, von Vichy aus verwaltete. Da er aber von Hitlers Gnade abhängig war und Mussolini seine Truppen in das geschwächte Frankreich einmarschieren liess, war die demokratische Schweiz nun rings von der Macht der Diktatoren umgeben. Da musste die Verteidigung neu überdacht werden.

Sollte auch die Politik neue Wege einschlagen? Bundespräsident Pilet-Golaz, der als Nachfolger des Ende Januar 1940 verstorbenen Bundesrates Motta an der Spitze des Politischen Departements stand, hielt am 25. Juni nach siebenwöchigem Schweigen eine Radio-Rede, in welcher er seine Erleichterung ausdrückte, weil die Nachbarn der Schweiz nun den Weg des Friedens beschritten hätten. Auch bei uns sollte unverzüglich eine teilweise und stufenweise Demobilmachung ins Auge gefasst werden. Er versprach dem Schweizervolk Arbeit, unter allen Umständen, koste es, was es wolle. «Der Zeitpunkt der Wiedergeburt ist gekommen. Jeder von uns muss den alten Menschen ablegen.»

Ein solcher Satz, der übrigens an eine Stelle aus den paulinischen Briefen anklang, war in einer Zeit, da die deutsche Propaganda lauthals vom neuen Europa

sprach, mehr als verfänglich. Kam die Aufforderung von Pilet-Golaz, das Volk müsse «gewaltige Anstrengungen ausserhalb veralteter Formen unternehmen», nicht der Preisgabe unserer angestammten Demokratie gleich? Gab es denn nur noch eine Anpassung an die Diktatoren, welche die militärische Macht rundherum ausübten?

Ein ganz anderer Geist wehte einem aus dem Rütlirapport des Generals vom 25. Juli entgegen. Dort auf der Waldwiese über dem Vierwaldstättersee, wohin die Sage den ersten Bundesschwur der Eidgenossen angesiedelt hatte, gab General Guisan den versammelten hohen Offizieren den Plan der Alpenfestung bekannt. Im Réduit der Hochalpen sollte der Widerstand fortdauern, auch wenn die Vorlande geräumt werden müssten. Also nicht klein beigeben. Nicht Kleinmut, sondern hochgemuter Widerstand aus der Überzeugung, für eine gerechte Sache einzustehen!

Es ist weithin üblich geworden, Pilets Rede zu schmähen und Guisans Ansprache zu loben. Wir halten es nicht anders, doch möchte ich immerhin zweierlei bedenken. Ein englischer Politologe sagte mir vor wenigen Jahren, es sei für die Schweiz ein Glück gewesen, dass beide Männer sprachen: Der Aussenminister habe Hitler beschwichtigt und der General den Widerstandswillen bekräftigt. Sodann war die Auffassung, das Dritte Reich breche jeden Widerstand, inzwischen erschüttert worden. England, wo Winston Churchill seit dem Ausbruch des Westkrieges das Steuer des Staatsschiffes fest in der Hand hatte, liess sich nicht sturmreif machen. In der «Schlacht um England» schwächte die englische Luftwaffe die deutsche derart, dass das Dritte Reich den Plan einer Invasion des Inselreiches aufgeben musste.

Wie war nun die Stimmung in der Schweiz im Hochsommer 1940? Als wir Mitte Mai unter dem Titel «Die Schweiz – inwendig» in der NZZ ein sehr entschiedenes Bekenntnis zum unbedingten Wehrwillen ablegten, waren wir der Zustimmung eines grossen Teiles der Leserschaft gewiss. Als aber im Westen die deutsche Wehrmacht von Sieg zu Sieg eilte, begann ein Achselzucken überhand zu nehmen. War es nicht realistisch, sich mit der Sachlage abzufinden, zumal es einem ja auch aus bundesrätlichen Munde nahegelegt wurde? Es zählt zu meinen grössten Enttäuschungen, dass Leute, auf die man sich gerne verlassen hätte, damals zu schweigen begannen, um bei einem Wandel der Dinge ja nichts gesagt zu haben.

Nun gab es aber einen Kerntrupp Unbedingter, welche den Fahneneid «alles zu tun, was die Ehre und die Freiheit des Landes erfordert» sehr ernst nahmen. Es waren die drei Hauptleute Alfred Ernst, Hans Hausamann, Max Waibel und der Korporal Dr. August Lindt. Sie beriefen auf den 21. Juli rund drei Dutzend Offiziere nach Luzern, wo sie vereinbarten, einen Abwehrkampf

Immer dichter wurde die prächtige Stimmung, welche die geduldig ausharrende vieltausendköpfige Menge beherrschte, und mit der in Glarner Dialekt gehaltenen, tief packenden Rede von

Professor Dr. Georg Thürer (St. Gallen)

erklomm die Kundgebung einen Höhepunkt von wahrhaft gewaltiger Grösse. «Hie Basel, hie Schweizerboden», so hat vor mehr als 400 Jahren die Basler Jugend gerufen und gejubelt. Das war die Basler Tatgemeinschaft von 1501. Und jetzt werde Musterung gehalten, ob die Tatgemeinschaft von 1939 auch so währschaft sei und ebenfalls ein Werk schaffe oder bewahre, das einen vierhundertjährigen Bestand habe. Damals — im Schwabenkrieg — war von Dornach weg bis hinauf ins Münstertal die ganze Grenze zur Front geworden. Das gleiche Grenzgebiet also, das die Tatgemeinschaft heute geistig befestigt. Auch damals wollten sich die Schweizer nicht gleichschalten und vogten lassen. Ihre Freiheit wollten sie behalten wie heute. Wir Eidgenossen haben und wollen eine dreieinige Freiheit. Die erste Freiheit ist die Unabhängigkeit des Landes. Die alten Schweizer haben für diese Freiheit die letzten Opfer gebracht. Sie zeigten, dass sie nicht nur Kühe hüten konnten, sondern auch die Pässe ihrer freien Berge! «Si händ der Habsburger-Adler grupft.» Die zweite Freiheit ist die innere Freiheit des Landes, der föderative Aufbau des eidgenössischen Staates. Der «Kantönligeist» ist ein missratenes Kind dieser Freiheit. Der Kanton ist der Vorname, der Familienname heisst Schweiz. Die dritte Freiheit, das ist die Freiheit des Menschen — die Grundlage alles Guten. Darum ist die Demokratie die politische Form der Menschlichkeit. Der Staatsgedanke macht unseren Kleinstaat gross.

Wer die Schweiz verteidigt, verteidigt nicht nur den innerhalb der rot-weissen Grenzpfähle gelegenen Flecken Erde, der verteidigt nicht nur Haus und Hof, nein, der verteidigt eine geistige Heimat, ein Stück von jenem Reich, das wir im Unservater erbeten.

Die Unabhängigkeit des Landes ist heute die erste und wichtigste schweizerische Freiheit. Sie zu verteidigen, nehmen wir notfalls auch das Gewehr zur Hand, gleich wie heute die Fackel. Demokratie heisst sich selber aufbieten. Wir stehen heute hier als Regimenter des geistigen Grenzschutzes, der nie besser geklappt hat als gerade in den letzten Wochen. Wenn die Schweiz von innen her nicht erobert wird, dann auch nie von aussen. Jedes Ausland muss es wissen, wer auch die Schweiz einzusacken vermöchte, ein Wespennest im Hause hätte. Es gibt keinen Diktator, der einen Igel frisst und verdaut. Neutralität heisst vor allem auch die Hand zur Hilfe bieten, wenn andere, in Kriege verbissen, selbst keine Hand mehr frei haben zu Werken der Güte und des Friedens, heisst aber auch militärische Bereitschaft, wenn ein Nachbar unsere Güte als Schwäche auslegen sollte. Wir brauchen kein Bündnis, wir sind ein Bund. Unsere Politik ist die der offenen Augen und der offenen Ohren. Gut, dass die Demokratie keine Modesache mehr ist, dass sie wieder Männer und Frauen erfordert, die bereit wären, eine helvetische Legion zu gründen, wenn unser Land überrumpelt würde. Der Redner liess die beispielhaften Lebensbilder eines Winkelried, eines Louis Favre und eines Escher erstehen und schloss mit den sinnigen und beste eidgenössische Gesinnung und Haltung beschwörenden Versen des «Schweizer Lehen».

Beifall dröhnte über den Platz, und nach einigen Schlussworten von Dr. Alfred Stoecklin drang der machtvolle Chor des von allen mitgesungenen Vaterlandsliedes hinaus in die Nacht, in die fest und sicher die Türme des hell erleuchteten Münsters ragten. Die Fackeln sind erloschen. Mächtiger aber denn je lebt in uns das Bekenntnis zu einer unabhängigen und demokratischen Schweiz!

Ausschnitte aus «Das Bekenntnis der 15000: eine unabhängige und demokratische Schweiz, Gewaltige Grenzjugend-Kundgebung», in: National-Zeitung, Basel, Donnerstag, 1. Juni 1939.

unter allen Umständen zu führen, also notfalls auch gegen den Befehl, die Kampfhandlungen einzustellen. Als diese «Verschwörung der Offiziere» ruchbar wurde, wurden die drei erwähnten Hauptleute verhaftet und mussten einen scharfen Arrest in der Kaserne Thun absitzen. Der General erklärte, dass er wohl das Ziel ihrer Absichten achte, dass sie sich aber in den Mitteln vergriffen hätten. Im Schlussbericht an die Bundesversammlung anerkannte er 1946 ihre Haltung ausdrücklich.

Nach der Entlassung aus dem Arrest begann Hans Hausamann den Widerstand mit andern Mitteln vorzubereiten. Zusammen mit dem sozialistischen Nationalrat Dr. Hans Oprecht berief er auf den 7. September eine Zusammenkunft ein, an der u.a. auch der Theologe Karl Barth, Dr. August Lindt und der Basler Journalist Ernst von Schenck teilnahmen. Die von ihnen gegründete Vereinigung nannte sich «Aktion Nationaler Widerstand».

Die Zugehörigkeit zu dieser «Widerstandsgruppe» war strenge Vertrauenssache. Man konnte ihr nicht beitreten wie einem Verein. Vertraulich waren auch die Mitteilungen, welche man als «Information der Woche» von Ernst von Schenck erhielt. Daraus konnte man vieles erfahren, was nicht in der Presse stand.

Ich gehörte der «Aktion Nationaler Widerstand» ebenfalls an, wusste aber wie die allermeisten Einsatzbereiten nicht, wer sonst noch das Gelübde abgelegt hatte, das lautete:

«Ich bin entschlossen und bereit, ich gelobe unter Einsatz von allem und jedem, zu kämpfen:
für die Freiheit, Ehre und Unabhängigkeit der Schweizerischen Eidgenossenschaft, geworden auf christlicher Grundlage;
für die Freiheit der Person und des Gewissens;
für die Freiheit der Gemeinschaft auf föderalistischer Grundlage;
für die Volksherrschaft auf Grund der persönlichen Verantwortung;
für die Sicherung von Arbeit und Brot jedes Eidgenossen;
gegen jeden Defaitisten, stehe er, wo er wolle.»

Die unterzeichneten Erklärungen verwahrte Hauptmann Hans Hausamann in seinem Appenzellerhause in Teufen. Dort war das berühmt gewordene «Büro Ha», wo dank einem grossen Nachrichtennetz die Standorte der deutschen Truppen schon vor dem Kriege auf Landkarten eingetragen wurden. Als Bundesrat Minger einst dieses Büro Ha besuchte, erklärte er, dass man so etwas in Bern haben sollte. Und Hauptmann Hausamann erwiderte, gerade weil es in Bern nicht bestehe, habe er es in Teufen eingerichtet und ausgebaut.

Hausamann war das Beispiel eines Mannes, der sich in Notzeit auch als Bürger zu grosser Leistung aufbot. Da ich 1984 im Gedenkheft, das zur Einweihung eines Gedenksteines anlässlich des zehnten Todestages des unerbittlichen Vorkämpfers erschien, meine «Erinnerungen an Hauptmann Hans Hausamann» veröffentlichte, möchte ich sie hier nicht wiederholen. Seit meiner Heirat im Jahre 1941 wohnte ich in Teufen, kaum drei Minuten vom «Büro Ha» entfernt. Hauptmann Hausamann und ich sahen uns aber nicht so häufig, wie man angesichts solcher Nachbarschaft annehmen konnte, und wir hatten vereinbart, dass man sich jederzeit anrufen könne, womöglich mit einer Schonzeit von nachts 2 bis 5 Uhr.

Das entscheidende Jahr 1941: Kriegswende und Bundesfeier

Hatte das Dritte Reich 1939 Polen niedergewalzt und 1940 Dänemark und Norwegen, die Niederlande und Belgien samt Luxemburg überfallen, ja auch Frankreich besiegt und besetzt, so brachte ihm das Jahr 1941 zunächst eine ungeahnte Höhe als Militärmacht. Die Fahne mit dem Hakenkreuz wehte nicht nur von den Türmen der Notre-Dame in Paris und am Nordkap, sondern nach dem Angriff auf Jugoslawien und Griechenland auch auf der Akropolis in Athen. Der am 22. Juni ausgelöste Angriff auf die Sowjetunion, mit welcher das Dritte Reich noch Ende August 1939 einen Nichtangriffsvertrag abgeschlossen hatte, führte in raschen Stössen zur fast völligen Umzingelung Leningrads, und in der Herbstsonne sahen die vordersten Truppen dieses Blitzfeldzugs die Kuppeln des Kremls in Moskau aufleuchten. Im Süden wurden ganze russische Armeegruppen «eingekesselt».

Allein es zeigten sich doch schon Anzeichen der Grenzen solcher Ausdehnung der Militärmacht. Je weiter die Front sich vom Mutterlande entfernte, umso mehr Truppen brauchte man in der Etappe, um den Nachschub aufrechtzuerhalten und stets lauernde Aufstände niederzuschlagen. Wohl frohlockte Hitler, die Weite des russischen Raumes sei im Zeitalter der Panzer und Flugzeuge nicht mehr kriegsentscheidend wie beim Feldzug Napoleons, und der gefürchtete «General Winter» sei zum Korporal degradiert worden – an der Front fror der Soldat eben doch.

Als schlimmste Bombe aber platzte für die deutsche Wehrmacht die Nachricht, dass die Vereinigten Staaten von Nordamerika (USA) noch vor Ablauf des Jahres in den Krieg eintraten, der sich damit zum Weltkrieg erweiterte. Präsident Roosevelt hatte als überzeugter Demokrat schon am 6. Januar 1941 verkündet, wie er sich die zukünftige Welt vorstelle, und dabei die vier Freiheiten als grosse Botschaft verheissen, nämlich die Freiheit der Rede und Meinungsäusserung, die Freiheit des Glaubens, die Freiheit von Not und die Freiheit vor Furcht. An Bord des Schlachtschiffes «Prince of Wales» erklärte er im August 1941 mit Winston Churchill in der Atlantik-Charta, dass nach der endgültigen Vernichtung der nationalsozialistischen Tyrannei ein Frieden aufgerichtet werde, der allen Völkern die Sicherheit biete, in ihren Grenzen zu leben, und man das Recht achte, dass sie die Regierungsform, unter der sie leben wollen, frei wählen können.

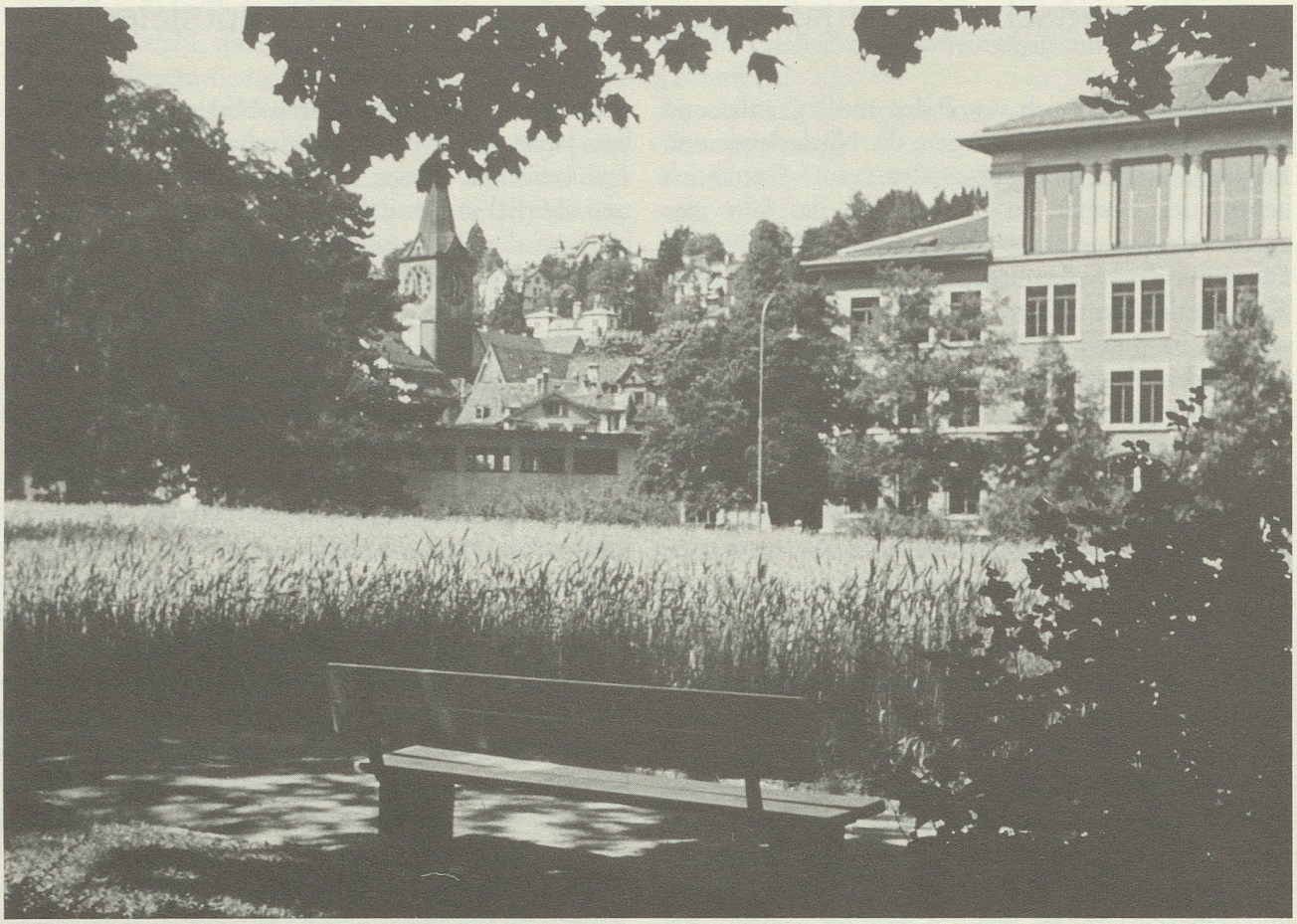
Ein Jahr zuvor aber hatten Deutschland, Italien und Japan ihren Dreimächtepakt geschlossen, in welchem Japan die Führung seiner Partner bei der Neuordnung Europas anerkannte, aber dafür die entsprechende Führung im grossasiatischen Raum zugestanden erhielt. Im Vertrauen auf die Rückendeckung durch die ja militärisch erfolgreichen Diktatoren Hitler und Mussolini liess Japan seine Truppen nach dem Zusammenbruch Frankreichs in dessen Kolonie Indochina einrücken und überfiel in hämischer Weise am frühen 7. Dezember 1941 die allzu sorglose amerikanische Flotte vor Pearl Harbour (Hawaii). Die USA traten nun sofort in den Krieg. Damit erhob sich für das Dritte Reich das vom Ersten Weltkrieg bekannte Gespenst des Zweifrontenkrieges, das sich freilich diesmal nicht durch Ausschaltung Russlands verscheuchen liess wie 1917, als das revolutionierte Zarenreich ausgeschieden war. Im Gegenteil, die Sowjetunion leistete erbitterten Widerstand und wuchs gerade in der Abwehr des Hitlertums mit der Zeit zur Supermacht empor.

Freilich konnten die USA nicht ohne weiteres auf dem Kontinent eingreifen wie 1917. Da aber im Spätsommer 1940 der deutsche Luftangriff auf England gescheitert war, liess sich das britische Inselreich mit der Zeit in einen riesigen Flugzeugträger umwandeln, von dem aus über kurz oder lang eine Invasion über den Kanal hinweg gewagt werden konnte. Jedenfalls waren die Jahre der deutschen Vorherrschaft im Abendlande gezählt.

Wer diese Zusammenhänge einsah, atmete in der Schweiz gegen Ende des Schicksalsjahres 1941 auf. Wohl stand die ganze Nachbarschaft noch unter der Herrschaft der Diktatur und sollte es noch über drei Kriegsjahre lang bleiben, aber der eherne Ring würgte doch nicht mehr wie zuvor.

Das Jahr 1941 brachte der Schweizerischen Eidgenossenschaft die 650-Jahrfeier des Ewigen Bundes. War im Bundesbrief von 1291 von der «Arglist der Zeit» die Rede, so konnte man diesen Notstand damals nachempfinden wie selten zuvor und danach. Die Bundesfeiern standen denn auch im Zeichen der Bedrohung und des Willens, der Gefahr zu trotzen. Das Bekenntnis zur Freiheit des Landes war aus den Erklärungen des Bundesrates und aus dem Tagesbefehl des Generals deutlich herauszuhören.

Auch wer in kleinern Kreisen sprechen musste, hob hervor, was die Bundesgründer von 1291 befähigt hatte, in schwieriger Zeit zum Rechten zu sehen und durchzuhalten. Die Hochschule St.Gallen, an der ich seit dem Herbst 1940 wirkte, beauftragte ihren Geschichtslehrer, an der 650-Jahrfeier, der auch Bundesrat Karl Kobelt beiwohnte, über «Die wirtschaftlichen Grundlagen der Bundesgründung» zu sprechen. Dabei betonte ich die Bedeutung des Gotthardpasses, der seit etwa 1200 wegbar war, und den Leitgedanken der Genossenschaft, der zur Urdemokratie der Landsgemeinde führte. Auch in jener Zeit war rund um die junge Eidgenossenschaft der Grundsatz der Herrschaft massgebend. Die Urschweiz



Tonhalle-Park mit Kornfeld gegen St.Mangen, 1944; Stadtarchiv (Vadiana) St.Gallen.

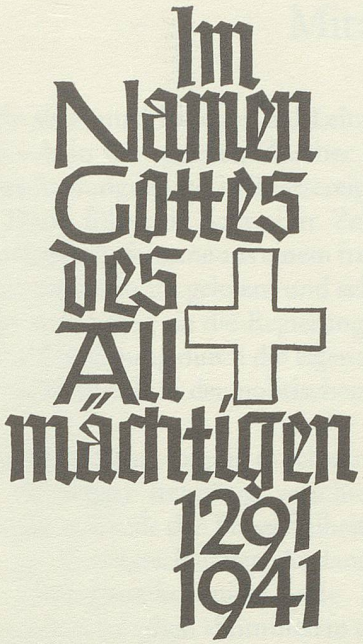
wagte den Weg der «Gegenläufigkeit», um einen Ausdruck von Freund Karl Schmid zu verwenden, der diesen Willen zu einem andern Weg als die staatliche Umwelt, nämlich zu dem eigenen Weg in der Geschichte der Schweiz, immer wieder feststellte. War es auch uns vergönnt, ihn zu gehen? Daran dachten gewiss manche Zuhörer auf dem Heimweg, der sie an den Anlagen bei der Tonhalle vorbeiführte, wo im Zeichen des Anbauwerkes die Grünflächen in Äcker verwandelt wurden.

Bei den Jungbürgerfeiern in St.Gallen wurden zum ersten Male auch die Jungbürgerinnen eingeladen. Die Frau wurde als Miterhalterin der Freiheit gewürdigt. Ohne ihren erhöhten Einsatz hätte das Anbauwerk nicht die erhofften Früchte getragen. In Schaufenstern sah man, welche Rolle sie auch in der Geschichte der Schweiz gespielt hatte.

Der Schweizer Spiegel Verlag gab zur 650-Jahrfeier ein sehr schmuckes Bändchen in den drei Hauptsprachen heraus «Gang, lueg d'Heimet a» («Va, découvre ton pays, Ammira la tua patria»), bei der sich Adolf Guggenbühl und ich der Mitarbeit von Paul Budry und Giuseppe Zoppi erfreuten. Gemeinsam mit Oskar Bauhofer und Arnold Jaggi besorgte ich unter dem Titel «Standhaft und getreu 1291-1941» eine Sammlung kurzer Texte, welche bei Ansprachen vor Soldaten oder in zivilen Kreisen der innern Festigung dienen konnten. Bundesrat Philipp Etter und General Henri Guisan schrieben die Geleitworte für das Bändchen, das ebenfalls in französischer und italienischer Fassung, aber auch rätoromanisch («Sulom patern- muossavia patriotic») erschien.

Von den zahlreichen Veranstaltungen, bei denen ich mitzuwirken hatte, sei eine erwähnt, weil sie ein ungewöhnliches Nachspiel hatte. Die «Junge Kirche» rief auf den 6. Juli 1941 die evangelische Jugend zu drei grossen Tagungen zusammen, um sich auf die christlichen Grundlagen unseres Staatswesens zu besinnen. Prof. Karl Barth sprach in Gwatt, Prof. Emil Brunner in Zürich und ich hatte ebenfalls vor Tausenden junger Menschen in Frauenfeld zu sprechen. Die drei Vorträge erschienen unter dem Titel «Im Namen Gottes des Allmächtigen 1291/1941» – so beginnt nach dem Vorbild des Bundesbriefes von 1291 unsere Bundesverfassung – im Druck. Nachdem 16000 Hefte verbreitet worden waren, verbot die Sektion «Presse und Funkspruch» am 29. Juli den weitern Verkauf.

Das Jahr 1941 brachte auch in meinem persönlichen Leben die wichtigste Wende. Unter den Gymnasiastinnen, welche im Herbst 1938 die Maturität erwarben,



KARL BARTH
EMIL BRUNNER
GEORG THÜRER

Die Abteilung Presse und Funkspruch verbot aus neutralitätspolitischen Gründen am 29. Juli 1941 die Auslieferung des Heftes mit den Vorträgen, welche die Professoren Karl Barth (Basel), Emil Brunner (Zürich) und Georg Thürer (St.Gallen) am 6. Juli auf Regionaltagungen der evangelischen Schweizer Jugend gehalten hatten.

war Maria Elisabeth Tobler von Teufen, die meine Frau werden sollte. Die Appenzeller Familie, welche in der Blütezeit der Stickerei weithin bekannt geworden war, hatte zwar ihre Auslandpläne mit ihrer Tochter. Zu einem Sommersemester an der università per stranieri in Perugia reichte es noch. Dann aber ballten sich bald nach ihrer Heimkehr im Hochsommer 1939 die dunkeln Wolken am politischen Horizont, die sich anfangs September im Kriegsausbruch entluden. Da war nicht mehr an weitere Studien im Auslande zu denken. Ein schönes Wintersemester in Genf erlaubte meiner Braut wenigstens die Weiterbildung in der französischen Sprache, welche sie schon als kleines Mädchen zu lernen begonnen hatte.

Ich hatte meine Braut meinen Eltern bei der Uraufführung des Beresina-Spieles in Glarus vorgestellt. Nachdem sie bei meiner Mutter mit der Führung des Haushalts vertraut geworden war, entschlossen wir uns zur baldigen Heirat. Die zivile Trauung fand am 5. April 1941 in meiner ersten Bündner Bürgergemeinde Valzeina, einem kleinen Walserdorf im vordern Prättigau, statt. Dann traute uns mein Vater in der Kirche St.Martin unserer Vaterstadt Chur. Dass eine Freundin meiner Frau die Feier an der Orgel mit dem Appenzeller Landsgemeindelied und dem Beresinalied umrahmte, mochte den Gästen andeuten, dass auch diesem Fest der Familie die politischen Bezüge nicht fehlten. Und eine hübsche Fügung brachte es mit sich, dass gerade an diesem Tag, den wir in unsern beiden Heimatgemeinden verbrachten, die «Neue Zürcher Zeitung» im Rahmen der Folge «Eidgenössische Rechenschaft und Verpflichtung» meinen Beitrag «Vom Sinn der Gemeinde» veröffentlichte.

Dass an jenem Palmsamstag noch Krieg herrschte und viele Männer im Aktivdienst standen, sah man beim Hochzeitszug durch die Churer Altstadt. Als wir zu Fuss durch die Reichsgasse zum Gotteshaus schritten, nahmen Soldaten in den Reihen der Zuschauer Achtungstellung an. Ich glaubte, die Ehrenbezeugung gelte meiner jungen schönen Braut. Sie wurde aber ihrem Vater erwiesen, der als Major aus dem Militärdienst zur Feier gekommen war und in Uniform hinter dem Brautpaar schritt.

Wir hatten unsere Gäste, unter denen viele bäuerliche Verwandte aus Graubünden waren, mit Bedacht nach Chur eingeladen. So konnte man einander noch einmal sehen, komme dann, was da wolle. Meine junge Frau wusste mit mir gut genug, dass bei einem Einbezug der Schweiz in das Kriegsgeschehen für uns gefahrvolle Tage anbrechen konnten, denn meine politische Haltung war – spätestens seit dem Urteil des Bundesgerichts von 1939 – im Dritten Reiche gewiss vermerkt worden, und niemand konnte Gewähr dafür bieten, dass die Schweizergrenze als einzige Landgrenze Deutschlands vom unberechenbaren Führer geachtet werde.

Am Morgen, der auf unsere Einsegnung folgte, spürten wir indessen eine Wendung, welche sich auf lange Sicht hoffnungsvoll erweisen konnte. Als wir erwachten, dröhnte durch Gänge und Zimmer des Gasthofs die Radiomeldung, dass das Dritte Reich an der Seite Italiens zum Angriff auf den Balkan angetreten sei. Man möge es uns nicht verargen, dass wir bei dieser Nachricht etwas aufatmeten, denn nun mussten ja deutsche Streitkräfte aus Mitteleuropa nach Südosten abkommandiert werden. Dass dann, ehe ein Vierteljahr vorüber war, auch der Angriff auf die Sowjetunion erfolgte, ahnten wir so wenig als der «Weltchronist» J.R. von Salis, der erklärte, dass er von diesem Ereignis vollkommen überrascht worden sei.

Meine Frau und ich erlebten diesen welthistorisch bedeutsamen Tag in Schwyz, wo ich im alten Rathause auf einer Tagung führender Frauen aus der ganzen Schweiz die Erinnerung an den Ewigen Bund von 1291 wachzurufen und seine Bedeutung für die Gegenwart aufzuzeigen hatte. Man brauchte nicht Historiker zu sein, um an jenem 22. Juni 1941 an Kaiser Napoleon zu denken, den sein russisches Abenteuer zu Fall gebracht hatte. In England fühlte sich Churchill sehr erleichtert.

Im Hinblick auf seinen neuen Waffengefährten im Kampfe gegen die deutsche Diktatur sagte er, gewiss sei er deswegen kein Kommunist; wenn indessen Herr Hitler eines Tages die Invasion der Hölle begänne, so würde er selbst dem Teufel einen freundlichen Blick zuwerfen...

Der 1. August, also der eigentliche Gedenktag des 650jährigen Bundes, war für mich ein feldgrauer Tag. Wir mussten den nächsten Urlaub abwarten, um das Festspiel von Cäsar von Arx in Schwyz zu besuchen. Es wurde vom Spielmeister Oskar Eberle vor der Kulisse aus Baumstämmen eindrucksvoll aufgeführt. Dann fuhren wir auf das Rütli hinüber. Dort hatte General Guisan vor den hohen Offizieren durch seinen Réduit-Plan den «Bund mit dem Berg» geschlossen, der sich schon oft in früher Geschichte als Gunst für die Eidgenossen erwiesen hatte. Bei unserm Besuche auf dem Rütli waren wir eine Weile die einzigen unter dem dort wehenden Schweizerbanner. Stille kehrten wir heim.

Wir wohnten seit unserer Heirat im geräumigen Elternhaus meiner Frau. Das Haus war einst von Landammann und Ständerat Dr. Arnold Roth bewohnt gewesen, der später zur Zeit Bismarcks und seiner Nachfolger als Minister die Eidgenossenschaft in Berlin vertreten hatte. Ich bin meinen Schwiegereltern Tobler-Fenkart stets dankbar dafür gewesen, dass ich im gemeinsamen Heime sehr günstige Arbeitsverhältnisse genoss und dass unsere Söhne und Töchter in einem schönen, gepflegten Hause mit einem grosszügig angelegten Garten mit vielen alten Baumbeständen aufwachsen durften.

Mitarbeit im Pressewesen

Schon mehr als einmal habe ich auf Leitartikel hingewiesen, die ich in der «Neuen Zürcher Zeitung» als unmittelbare Stellungnahme zu Tagesereignissen veröffentlichte. Diese führende Schweizer Zeitung wurde auch im Auslande als Stimme aus einem freien und neutralen Lande aufmerksam gelesen, und selbst dort, wo sie verboten war, bezog sie die Regierung, weil sie ihr half, bei aller Einfärbung durch die eigene Propaganda ein klares, sachliches Bild der politischen Weltlage zu gewinnen.

Dem totalitären Denken ging es schwer ein, dass die Schweizer Zeitungen freimütig verschiedene Standpunkte vertraten. Dank der Pressefreiheit waren – im Gegensatz zur gleichgeschalteten Auslandpresse – die einzelnen Zeitungsartikel nicht «die Stimme der Schweiz», sondern lediglich «Stimmen in der Schweiz». Hätte der Bundesrat eine Vorzensur eingeführt, so hätte man alles, was in der Tagespresse zu lesen stand, als behördlich gebilligt angesehen, und leicht hätte man dann der Schweiz Verletzung der Neutralität vorwerfen können. Mit gutem Grund hat daher die Regierung die Neutralität als Sache des Staates aufgefasst und den Zeitungen keine Gesinnungsneutralität auferlegt. Gewiss hat der Staat die Redaktionen zu einer gewissen Zurückhaltung ermahnt, und Blätter, welche sich nicht daran hielten, wurden einer Vorprüfung unterstellt. So erschien z.B. die «Nation» oft mit weissen Flecken und dem Vermerk, die Vorzensur habe den für diese Stellen vorgesehenen Beitrag gesperrt.

Auch der «Nebelspalter», den Ständerat Ernst Löpfe-Benz in Rorschach herausgab, stand in Gefahr, einen Maulkorb zu erhalten. Im Jahre 1939, als der Herausgeber die Kleine Kammer in Bern präsidierte, veröffentlichte seine humoristisch-satirische Wochenschrift, die vom Wort- und Bildredaktor Carl Böckli mannhaft und geistreich geleitet wurde, eine aufrüttelnde Gegenüberstellung. Sie zeigte einerseits die Erschiessung tschechischer Studenten durch die 1939 in Prag einmarschierten Deutschen und anderseits Hodlers «Auszug der Jenenser Studenten» in die deutschen Freiheitskriege. Der Kreischef der Abteilung Presse und Rundspruch tadelte diese Veröffentlichung und stellte den Antrag, den «Nebelspalter» der Presseüberwachung zu unterstellen. Deren Chef, Oberst Plancherel, verschloss sich aber den Beweggründen von Ernst Löpfe-Benz nicht, der erklärte: «Schweigen schien mir in diesem Falle Schwäche. Schwäche aber fördert den Respekt vor uns nicht.» Es kam indessen später zur Übereinkunft, dass Adolf Hitler nicht mehr als Zerrbild in der Zeitschrift erscheine, welche in beträchtlichen Stössen immer wieder über die deutsche Grenze geschmuggelt wurde.

Während einer Reihe von Jahren arbeitete ich an der «Nation» und am «Genossenschaftlichen Volksblatt» gelegentlich mit, regelmässig aber am freisinnigen «Winterthurer Tagblatt», das von Georg C.L. Schmidt geleitet wurde. Das war der Bruder von Franz Schmidt, dem begabten und mutigen Leiter der St.Galler «Volksstimme». Ihn traf ich, solange ich ledig war, jeden Morgen beim Frühstück im alkoholfreien Restaurant «Habsburg» neben der Kantonsschule, wo er mir mitteilte, was an neuesten Meldungen in der Morgenfrühe in seine nahe Redaktion gekommen war.

Die Buchdruckerei der «Volksstimme» hat mich später in beruhigter Zeit um «Politische Erinnerungen aus den Jahren 1933-1941» gebeten, die unter dem Titel «Im Widerstand gegen den Ungeist» 1967 als Heft erschienen. Sie wurden in der Folge erweitert und als Rechenschaft über die «RES PUBLICA» von Dr. Peter Metz in sein «Schweizer Jahrbuch für Politik und Kultur» (Curia Verlag) 1969 aufgenommen.

Schopenhauer hat einmal die Tagespresse als Sekundenzeiger der Weltgeschichte bezeichnet. Als Wissenschafter empfindet man aber auch in Zeiten bedrängender Aktualität das Bedürfnis, den Blick nicht nur auf das Allerneueste zu richten, sondern die Schau auf weitere Zusammenhänge freizuhalten. Aus diesem Grunde übernahm ich es, für das Nationale Jahrbuch «Die Schweiz/La Suisse» das 1940/41 als Doppelband erschien, den grundlegenden Leitartikel «Innere Straffung» zu schreiben. Er wurde im September 1940 abgefasst und warf die Gewissensfrage auf: «Wie verträgt sich der Querschnitt durch die Zeitlage mit dem Längsschnitt unserer Geschichte, d.h. dem Schweizertum, dem wir die unentwegte Treue zu halten haben?» Die innere Straffung bedeutete erstens den Zusammenschluss der Parteien und der Parteilosen angesichts der Pflicht zum unbedingten Durchhalten und zweitens auch die innere Straffung der einzelnen Eidgenossen. Vertrauensleute sollten überall Lässigkeit überwinden helfen. Falschen Gerüchten und unsinnigen Vergleichen müsse man allerorten entgegentreten. Nicht aus Selbstgerechtigkeit, sondern aus Selbstachtung beherzige man: «Das Schicksal Frankreichs soll uns daher beileibe nicht an der Demokratie verzweifeln lassen, sondern uns gerade ermuntern, der Welt und uns das Gegenbeispiel vorzuleben: die gesunde Demokratie übersteht die Arglist der Zeit.»

Es war mir mitten im Kriege ein stetes Anliegen, darauf hinzuweisen, dass die Schweiz mit ihrer Unabhängigkeit und innern Freiheit nicht nationalistisch, sondern nur auf ihre Selbstbehauptung erpicht sein solle. Gewiss war diese vordringlich, aber nie sollte die Sicht auf eine freie Zukunft verhängt werden. Die Eidgenos-

senschaft erschien mir in solcher Schau wie ein Speicher, in dem man ausser dem Notvorrat für die bedrängende Zeit auch das Saatgut für Ackerfluren anderer Zonen wusste. Dass dabei die Wissenschaft als Ergründerin und Lehrerin der Wahrheit und damit die akademischen Lehrer und ihre Studenten ihren besondern Auftrag hatten und haben, zeigte ich in einer ernsten Rechenschaft «Schweizer Wissenschaft am Neubau der Kultur» am Schweizerischen Hochschultag in St.Gallen auf. Dieser Vortrag vom 24. Mai 1943 erschien in der Schweizerischen Hochschulzeitung, welche mein Freund Dr. phil. Eduard Fueter leitete, der den Zusammenhang von politischer und geistiger Freiheit nie aus den Augen verlor.

Im Hochschullager der polnischen Internierten

Die St.Galler Hochschule war vor dem Ersten Weltkrieg oft als académie polonaise bezeichnet worden. Manche Polen, deren eigenes Staatswesen ja im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts unter die drei benachbarten Grossmächte Russland, Preussen und Habsburg-Österreich aufgeteilt worden war, wollten Deutsch ausserhalb des Deutschen Reiches lernen. Dass die Studenten mit besonderer Liebe an die schweizerischen Hochschulen kamen, entsprach ihrem Wunsche nach Freiheit. In der Schweiz wurde auch das Herz des polnischen Nationalhelden Thaddaeus Kosciusko aufbewahrt. Zusammen mit andern polnischen Nationalheiligtümern harrte es in einem besondern Mausoleum des Schlosshofes zu Rapperswil der Heimkehr in den auferstandenen Staat Polen, die 1927 erfolgte. Unvergessen war sowohl in Polen wie auch in der Schweiz die Polenhilfe im Zusammenhang mit dem gescheiterten Aufstand von 1863 geblieben. Kein Geringerer als der Zürcher Staatsschreiber und Dichter Gottfried Keller stellte sich der Bewegung, welche sich der mittellosen Flüchtlinge annahm, zur Verfügung. Ja, er war auch vor Waffenhilfe nicht zurückgeschreckt gemäss seiner Losung: «Wo immer in der Welt Freiheit untergeht, da hat auch die Schweiz eine Schlacht verloren.»

Wie lebendig in Rapperswil die Freundschaft mit den Polen geblieben war, zeigte sich, als dort wenige Wochen nach der Niederlage des westslawischen Staates im Rahmen des Hilfswerkes Pro Polonia ein regionales Komitee für die Ostschweiz gegründet wurde. Eine grosse Kundgebung vereinigte in der Rosenstadt gebefreudige Teilnehmer. Der temperamentvolle Redner Prof. Dr. Linus Birchler begeisterte sie für die polnische Kunst, und ich versuchte Verständnis für die von tiefer Tragik beschattete polnische Geschichte zu wecken, in der mehr als einmal die Klage ertönte: Francus longius – Deus altius, d.h. der Franzose, von dem man Hilfe erhofft hatte, sei zu fern, der angeflehte Gott aber zu hoch droben gewesen.

Noch ist Polen nicht verloren! Das sagten sich Tausende, als sie Ende September ihr zerschlagenes Vaterland verliessen, um sich an der ja bisher nahezu untätigen Westfront durch tapfern Einsatz den moralischen Anspruch auf eine neue Auferstehung des heimatlichen Freistaates zu erkämpfen. Nicht weniger als 13000 Mann dienten als polnische Division in einem französischen Armeekorps. Allein auch das Schicksal Frankreichs schien bald genug besiegelt, und Mitte Juni 1940 war seine Niederlage unabwendbar. Um deutscher Gefangenschaft zu entgehen, erschien das französische Armeekorps, in welches die polnischen Freiwilligen eingegliedert waren, im Raume zwischen Belfort und den jurassischen Freibergen an der Schweizergrenze und bat um die Internierung, welche ihnen nach der Entwaffnung gewährt wurde wie siebzig Jahre zuvor der Bourbakiarmee. Die Deutschen erlaubten indessen den nahezu 30000 Franzosen bald die Rückkehr in ihre nahe Heimat, nicht aber den Polen, von denen die meisten etliche Jahre, andere gar dauernd in der Schweiz blieben.

Gewiss gehörten viele der internierten Polen zur nationalen Elite. Jedenfalls waren zahlreiche Studenten darunter, die den Wunsch hegten, ihr Studium in der Schweiz fortzusetzen, und unser Land wollte Hand dazu bieten. Es gab ja späterhin ein Hilfswerk für kriegsnotleidende Studenten aus andern Staaten, in dessen Vorstand ich mitwirkte und es während einiger Zeit auch leitete.

Bei den Polen handelte es sich zwischen dem Sommer- und dem Wintersemester 1940 nicht um einzelne Gesuche um Stipendien, sondern auch im Hinblick auf die Studenten um eine sehr grosse Truppe, die zudem der Armeeleitung unterstand. Diese war indessen bereit, einige «Felduniversitäten» zu eröffnen.

Es entsprach nun dem Wesen unserer Fachhochschule, dass sie sich der Studenten annahm, welche dem wirtschaftswissenschaftlichen Studium obliegen wollten. Das Kommando der Internierten-Region Thur richtete ein Internierten-Hochschullager in Sirnach ein. Es wurde Ende Oktober 1940 eröffnet und bekam in Prof. Dr. Max Wildi einen geistig führenden und menschlich teilnehmenden Rektor, der wusste, wie schwer es war, in Uniform fern vom Vaterland ohne Möglichkeit des Eingreifens das Exil zu ertragen. Die geistige Arbeit sollte eine neue Mitte bilden, um dem Schicksal einen Sinn abzutrotzen.
Der erste Lagerbericht verzeichnete 85 Studierende, 15 Assistenten, 2 Hilfsassistenten, 13 Hospitanten und 14 Ordonnanzen.

Im Gegensatz zu den andern Hochschulen, die sich mit dem Patronat und der freiwilligen Mitarbeit der Dozenten begnügten, verpflichtete sich die St.Galler Hochschule grundsätzlich zum Einsatz aller Lehrkräfte. Sie reisten jede Woche für einen halben Tag in den hintern Thurgau, selbstverständlich ohne jegliches Entgelt. Auch sollte die akademische Lehrtätigkeit im Hochschulgebäude an der Notkerstrasse nicht eingeschränkt werden, womöglich auch nicht durch den eigenen Militärdienst.

Dass mein Einarbeiten in die akademische Lehrtätigkeit gleich schon im ersten Semester durch die zusätzliche Arbeit im Internierten-Hochschullager belastet wurde, führte mich gelegentlich an die Grenze des Leistungsvermögens. Meine Aufgabe als Lehrer der deutschen Sprache hatte zudem ihre Schlüsselstellung. Da

mit Ausnahme der Fremdsprachen alle Vorlesungen und Übungen in deutscher Sprache geboten wurden, mussten die Polen diese Unterrichtssprache so rasch als möglich erlernen. Dabei stand mir nun in Oberleutenant Paul Mierzwa ein sehr tüchtiger Assistent zur Seite. Er hatte noch vor dem Ersten Weltkrieg ein deutschsprachiges Gymnasium durchlaufen und dann in der deutschen Armee gedient.

In persönlichen Gesprächen erfuhr ich manche eigenartige Züge, ja Geheimnisse der polnischen Seele. Als Patriot erklärte Mierzwa, es sei in Polen eine geringere Schande, im Einmaleins nicht sattelfest zu sein, als sich in der nationalen Geschichte nicht auszukennen. Gewiss gab er beim Betrachten eines Militäralbums zu, dass die polnische Armee zuviel von der stolzen Reiterei und zu wenig an Panzerwaffen gehabt habe. Die Verfolgung der Juden durch die Nazi verurteilte er bei weitem nicht so heftig wie wir. Als der deutschrussische Krieg ausbrach, brach er in Jubel aus und knirschte dann: «Jetzt hat der liebe Gott zwei Teufeln die Schwänze zusammengebunden.» Einmal musste ja das höllische Ringen zu Ende gehen. Nach einem Traume erklärte er in fester Überzeugung, an der nächsten Auffahrt sei es so weit. Es störte ihn keineswegs, dass wir noch etliche Kriegsauffahrten erleben mussten, bis man an der Auffahrt 1945 den Waffenstillstand feiern konnte. Auf die Frage, woher er bei aller Unbill, welche seine Heimat seit etlichen Geschlechtern erleiden müsse, stete Zuversicht hole, erklärte der gläubige Katholik, die Kraftquelle, aus der sein Volk schöpfe, sei der Messianismus: So wie Christus als Messias für die Mitmenschen gelitten habe, müsse das polnische Volk eben auch für andere Völker leiden.

Der Weg von der Hochschule zum Interniertenlager wurde vom zweiten Semester an verkürzt. Zuerst räumte die Schulgemeinde Gossau für den Lehrbetrieb fünf grosse Schulzimmer ein. Dann folgte die Übersiedlung nach Herisau, wo im Heinrichsbad der endgültige und zweckmässige Standort gefunden wurde. Schliesslich durften die Polen die Lehrveranstaltungen an der Hochschule selbst besuchen; in strammem Aufmarsch erschienen sie jeweils vor dem Hochschultor an der Notkerstrasse.

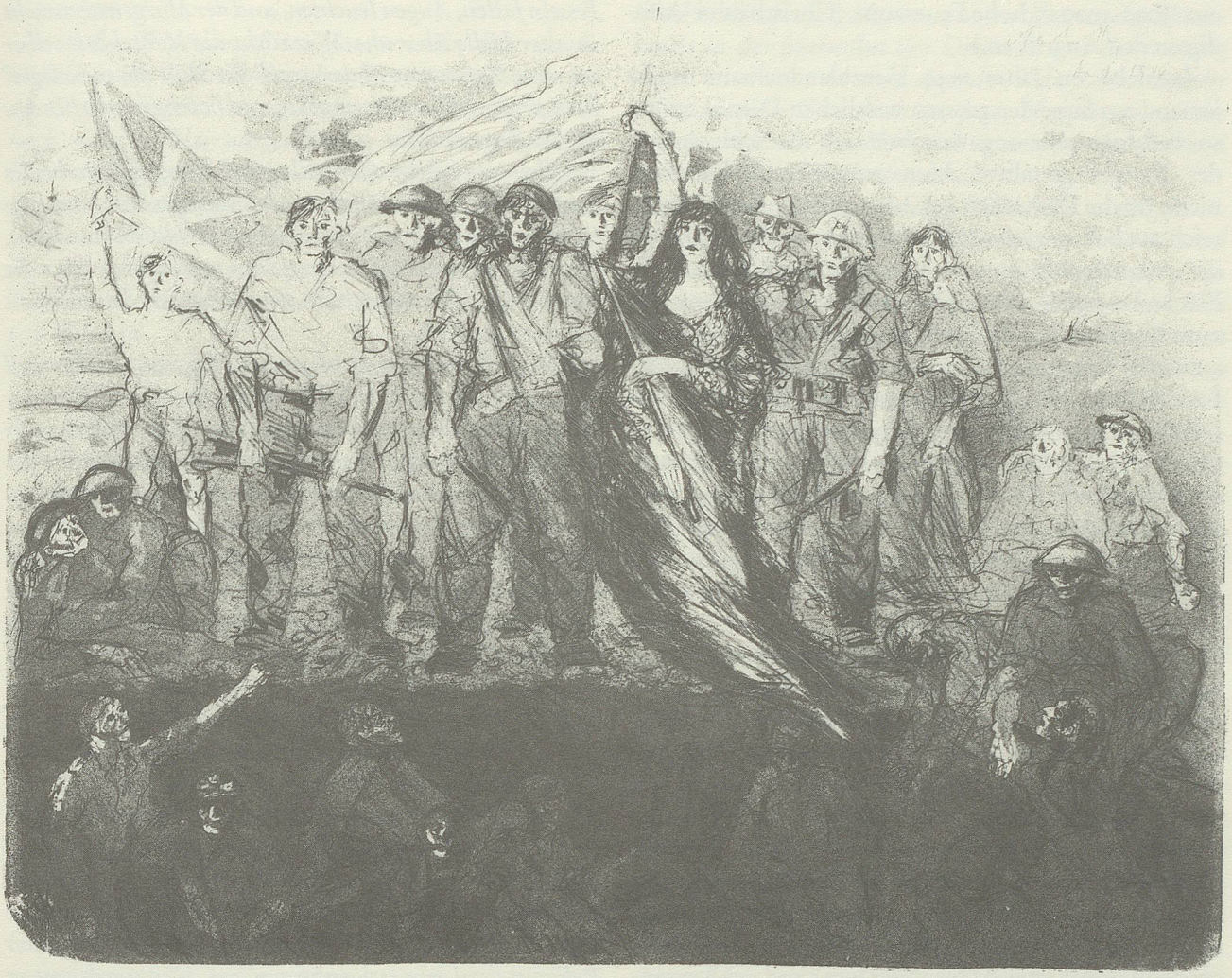
Da die Polen bei den Prüfungen den gleichen Bedingungen wie die andern Studierenden unterstellt wurden, nahm ihre Zahl bald um ein Drittel ab. Eine stattliche Anzahl beschloss die St.Galler Semester mit dem Lizentiat und eine Auslese mit dem Doktorat.

Dann und wann fragte ich mich, ob wohl auch junge Schweizer in jahrelangem Exil so durchgeharrt hätten wie unsere Polen. Ihr Los wurde freilich durch die freundliche Haltung der Zivilbevölkerung erleichtert, wie es denn auch mehrfach zu Heiraten mit Schweizerinnen kam. Bewundernswert war der treue Zusammenhalt der Polen untereinander, was wir auch bei Feiern feststellen konnten. Einmal fiel eine meiner Vorlesungen aus, weil ein polnischer General erschien, um einige Polen für besondere Tapferkeit mit einem Orden auszuzeichnen. Ergreifend waren die Weihnachtsfeiern, bei denen ein Chor mit weichen Stimmen erklang. In den Semesterferien arbeiteten unsere polnischen Studenten im Rahmen des Anbauwerkes, indem sie z.B. Rodungsarbeiten im Thurtal besorgten. Sie verbesserten auch Alpböden und erstellten Strassen und Wege in Graubünden; den welschen Jura lernten sie ebenfalls als Werkleute kennen.

Als wir die Arbeit mit unsern polnischen Studenten aufnahmen, sahen wir in manchem unter ihnen einen künftigen Staatsmann, welcher dereinst in seiner Heimat ein Amt mit hoher Verantwortung bekleiden werde, und wir hofften, dass ihm dabei Einsichten in den Aufbau der Eidgenossenschaft und Beobachtungen unseres politischen Lebens anregenden Wert besässen.

Diese Hoffnung auf die Entstehung eines wahrhaft freien Polens verblasste aber in der letzten Kriegszeit. Wohl sah man mit Befriedigung, wie das Dritte Reich nach seiner Niederlage vor Stalingrad aus dem slawischen Raume verdrängt wurde. Die unaufhaltsam vordringenden Russen durchzogen Polen, und da sie das grösste Blutopfer des Krieges brachten, war für die Nachkriegszeit zu erwarten, dass sie den mittlern Osten Europas unter ihrer Führung behalten wollten. Nur sehr wenige unserer polnischen Studierenden sind denn auch später in ihre Heimat zurückgekehrt. Eine Gruppe wanderte nach Frankreich aus, einzelne nach Belgien, Kanada und Australien. Für die Mehrheit wurde die Schweiz zur zweiten Heimat. Jahr für Jahr treffen sie sich aus dem In- und Ausland und bleiben der Hochschule St.Gallen treu verbunden.

Waffenruhe



Libération, Lithographie von Charles Hug, 1945; Dr. Ernst Schegg, Schloss Greifenstein, Staad SG.

Im Laufe des Jahres 1943 wurde es der Mehrheit des Schweizervolkes offenbar, dass die Würfel im Kriegsgeschehen gefallen waren. Unaufhaltsam drangen die Russen nach Westen vor. Die Truppen der USA waren schon 1942 in Westafrika gelandet und suchten die Verbindung mit den aus Ägypten vorstossenden Engländern. Darüber brach die deutsch-italienische Front in Nordafrika zusammen, und die Ausgangslage für die Invasion Siziliens und der südlichen Halbinsel Italiens war gesichert. Nun folgte der Sturz Mussolinis, und sein Nachfolger, Ministerpräsident Badoglio, unterzeichnete die Kapitulation Italiens, doch hielten sich die Deutschen noch in der Poebene. Zweifellos spielte es für die deutsche Wehrmacht eine grosse, wenn nicht gar entscheidende Rolle, dass die grossen Tunnel der Schweizer Alpen ihrem Materialtransport von Norden nach Süden benützbar blieben. Gewiss wurde die Schweiz auch aus diesem Grunde verschont, denn bei einem Angriff auf die Schweiz wären diese wichtigen Schienenstränge zerstört worden. Von langer Hand vorbereitet, begann am 6. Juni 1944 die von General Eisenhower geleitete Invasion Frankreichs, was die Westfront wieder in wuchtige Bewegung brachte.

Neben dem Landkrieg donnerte der Luftkrieg unablässig. Auch die neutrale Schweiz erlitt Schäden. Aus offensichtlichem Irrtum wurde am 1. April 1944 die am nördlichen Ufer des Hochrheins gelegene Stadt Schaffhausen bombardiert. Wiewohl dieser Angriff aus der Luft am meisten Opfer kostete, war es unserm Volk doch klar, dass die deutsche Nachbarschaft ungleich härtere Schläge erlitt. Erinnern wir uns nur an die Nacht vom 27. auf den 28. April 1944, als die Bodenseestadt Friedrichshafen zur Hälfte zertrümmert wurde. Die englische Luftwaffe hatte es auf diese deutsche «Waffenschmiede» abgesehen und die Industrieanlagen in Schutt und Asche gelegt. Nur ein Drittel der 26000 Einwohner hauste weiterhin in den Ruinen.

Auch bei uns erzitterten Wände und Türen. Unsere kleine Familie suchte im Keller Zuflucht. «Nachher sahen wir» – so meldet das Tagebuch – «von der Schäflisegg aus 35 Feuerherde am deutschen Ufer und eine 3000-4000 m hohe Feuerzone. 'Christbäume' kündigten den Angriff an.»

Zweifelte im Jahre 1944 hierzulande kaum mehr jemand am Siege der grossen westlichen Demokratien, so war doch sehr ungewiss, wie sich die Schlussphase des Krieges gestaltete. Man wusste schlechterdings nicht, ob die Deutschen bei ihrem Rückzug aus Frankreich auf Schweizerboden ausweichen wollten oder ob die Atlantikmächte, um dem Dritten Reich in die Flanke zu fallen, einen Durchmarsch vom Genfersee zum Bodensee in Erwägung zögen. Zum Glück achteten beide Kriegsgegner die schweizerische Neutralität. Französische Truppen drängten die Deutschen im Frühling 1945 nördlich der Schweizergrenze nach den Ostalpen, wo kein rettendes Réduit sie aufnahm. Angelsächsische Truppen stiessen vom Rhein her nach und vereinigten sich mit den Russen, die anfangs Mai Berlin zur Kapitulation gezwungen hatten. Das Schicksal des «Tausendjährigen Reiches» war im 13. Jahre seiner unseligen Herrschaft besiegelt.

Unvergesslich bleibt uns die Landsgemeinde von 1945. Ehe die Appenzeller Mannen den Landsgemeidedegen zur Hand nahmen, erfuhr man aus den Frühnachrichten, dass Mussolini hoch über dem Comersee von italienischen Partisanen erschossen worden sei, und bei der Heimkehr von der Tagung erreichte uns die Kunde, dass auch Hitler nicht mehr lebe. Fürwahr bewegte und bewegende Tage und Stunden!

Da mir die «Neue Zürcher Zeitung» schon vor dem Kriege die Würdigung der «Höhenstrasse» der Landesausstellung anvertraut (Nr. 1196/1939) und seither eine Reihe von Lageberichten veröffentlicht hatte, bat sie mich um den Leitartikel der Sonderbeilage «Waffenruhe» vom 8. Mai 1945 (Nr. 757). Diese Rechenschaft in historischer Stunde kommt mir als unmittelbares Zeugnis der Stimmung und Haltung immer noch bedeutsam vor, und ich möchte sie im Wortlaut einfügen.

Die Kanonen schweigen. Die Glocken erklingen. Das Geläute, das nicht in die Schmelze wandern und dem Kriege dienen musste, darf nun zwischen Ostern und Pfingsten die Vorzeichen des Friedens verkünden. Der Tag ist der Arbeit zurückgegeben, die Nacht hat ihre von keinem Alarm durchschrillte Stille und die traulichen Lichter menschlicher Geborgenheit zurückgewonnen: die Verdunkelung des Abendlandes hat aufgehört.

Wir atmen tief auf. Wohl weiss hierzulande jedermann, dass die Waffenruhe noch nicht den Frieden und dieser dereinst wohl kaum den Beginn eines goldenen Zeitalters bedeutet, weshalb unsere Truppen auch nicht schon morgen entlassen und übermorgen gar entbehrt werden können. Dennoch ist von unser aller Seele ein Alpdruck gewichen. Jeder Mensch, der seinen Sinn für Freiheit nicht verkümmern liess, kann im innersten Herzen leise nachempfinden, was in diesen Wochen Millionen Brüder und Schwestern überkam: ein Tor geht auf, Fesseln fallen, Augen leuchten, und der Morgenstern steht in alter Helle über uns. War nicht die Menschheit selber wie eine Gefangene in der unseligen Haft dieses Krieges? Nun prüft sie ihren Herzschlag und horcht in sich hinein: die Waffen ruhen!

Sollen wir jubeln oder stille sein? Wir möchten beides und dürfen es auch, wenn wir den Jubel in Dank und die Stille in Sammlung, in Bereitschaft für das verwandeln, was morgen not tut. Für heute lasst uns auf dem Marsche durch diese Zeit einfach zu einem kurzen Stundenhalt zusammentreten.

Wir suchen Worte zum grossen Tag, und keines will uns als Inschrift auf den Meilenstein passen, an dem wir frei und heil angekommen sind. Das Eine spüren wir: was die Welt heute hinter sich hat, war grimmer als der erste Weltkrieg und grauser als die Feldzüge Napoleons. An die zehn Menschenalter müssen wir zurückdenken, um am Ende des Dreissigjährigen Krieges das alte Europa vom Kriegselend erst so gebodigt und dann von der Botschaft der Waffenruhe so erhoben zu sehen. Damals bekannte Paul Gerhardt ergriffen:

Gott Lob! Nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenswort
Dass nunmehr ruhen sollen
Die Spiess' und Schwerter und ihr Mord.

Wem kämen in dieser Stunde nicht solche Worte in Erinnerung! Wuchtige Einsätze von Chorälen, trutzige Psalmstellen und die tröstlichen Verheissungen unserer Religion der Liebe steigen in uns auf. Wir werden sie in den vom Bundesrate angeregten Gottesdiensten vernehmen, als wären sie aus der Not gerade unserer Zeit heraus gesprochen worden. In solcher Prüfung erweist sich, was ewig gilt. Da steht über den «neuesten Nachrichten» die ewige Botschaft, über Menschensatzungen Gottes Gebot. Ihm, dem Schöpfer, beugen wir uns um so williger, je steifer unser Rücken war, als sich ein Geschöpf hienieden vermass, das «Heil» an sich zu reissen, sich mit Übermenschenmacht zu krönen, um andere zu knechten, kurzum, sich zum «Herrn der Erde» aufzuwerfen.

Das Gericht ist ergangen. Der «alles einkalkulierende» Führer des Dritten Reiches, der sich Liebkind der Vorsehung wähnte und nicht müde wurde, die Verantwortung vor dem «Forum der Geschichte» zu übernehmen, schied auf irgendeine Weise und an irgend einem Ort aus diesem politischen Leben, in den gleichen ersten Maitagen, an dem sein Geburtsort Braunau im Vorfeld der Alpenfestung in die Hände der Amerikaner fiel. Unterdessen war die Leiche seines Freundes vom Schaugerüst in Mailand genommen und in die italienische Erde gebettet

worden, welche so oft vom Schritt des Duce erdröhnt hatte, als er sie zur Plattform eines Imperiums zu machen gedachte und die er schliesslich in unwürdiger Vermummung auf der Suche nach einer letzten Zuflucht durchirren musste.

So enden Tragödien. Einst glaubten wir, dass nur die Völker an der Schwelle der abendländischen Kultur, wo die Grenzzone, die Stufe zwischen Mensch und Gottheit noch nicht so klar ausgeschieden war, Zeugen solcher Übermarchungen sein könnten. Nun haben wir als Zeitgenossen mitangesehen, wie der überheblichste Mensch Gott in die Schranken forderte. Aber Gott war gefeit, er liess sich vom Frevler nicht sturmreif machen. Er eichte die Masse der Menschen vor aller Augen aufs neue an ewigen Normen.

Erschüttert stehen wir vor solchem Geschehen. Wo das Schicksal so deutlich gesprochen hat, ist Schweigen das Rechte. Wir Eidgenossen haben uns nie bemüht, Steine zum Babelturm der Diktatoren zu tragen, und wollen in dieser Stunde auch keine Steine auf ihr Grab werfen.

Noch weniger aber wollen wir unser eigenes Denkmal bauen. Die Obdachlosen bedürfen unserer Bausteine weit eher als der helvetische Nationalstolz. Wenn uns Kind und Kindeskind dereinst fragen werden, was denn unser kleines Vaterland, sechs Jahre eingeklemmt zwischen den beiden zugriffigsten Reichen, sechs weitere Jahre umbrandet und umdonnert vom schonungslosesten aller Kriege, durch all diese Fährnis behütete, so wollen wir der Gnade nicht vergessen, deren unser Geschlecht teilhaftig wurde.

An uns ist es nun zu zeigen, ob diese Bewahrung einem würdigen Volke widerfuhr. Nicht wir sind wunderbar, sondern das «Wunder Schweiz» wurde an uns offenbar. Unsere Sonderstellung ist den meisten Lands- und Zeitgenossen ja noch gar nicht gehörig bewusst: seit dem Ausscheiden Napoleons gibt es mitten in Europa, dem an politischen Erdbeben reichsten Teile der Welt, nur einen einzigen Staat, der seine Grenzen wahren konnte und wollte: unsere Eidgenossenschaft, welche die verschiedenen Sprachen, die sich anderswo verketzerten, in gegenseitiger Achtung vereinigte. Die schweizerische Neutralität, welche ja auch das Rote Kreuz, das Herz der Weltwohltätigkeit, schirmte, erscheint heute gewiss im Interesse der ganzen Welt wie 1815 im «Interesse von ganz Europa» und sollte im künftigen Völkerrecht entsprechend verankert werden. Nirgends in Europa war der Bürger freier, nirgends der Kurs der Regierung fester als bei uns, denn seit der Gründung unseres Bundesstaates sah man ringsherum Throne aufrichten und stürzen, Tyrannen anhimmeln und verfluchen, Ministerien kommen und gehen, aber nie zwei, drei oder gar alle sieben Bundesräte von den Vertretern des Schweizervolkes abberufen. Und in den dunkelsten Stunden dieses Krieges, die sich bald zum fünften Male jähren, zeigte die Grundwelle der Nation, dass sie aus freiem Bergbach stamme und ihr jedes Einströmen in das Kanalsystem des sogenannten neuen Europas widerstrebe. Damals liess sich das Volk vom General mit seinen Offizieren auf den Rütligrund führen; es suchte und fand den Rückhalt der Alpenburg. Diese bildete fünfzig Monate eine Inselfestung der Demokratie in der Sturmflut der Diktatur. Die Erinnerung daran wird uns und wohl auch der Weltgeschichte mehr gelten als jedes Gutachten aus jener Hauptstadt, wo die Presse – um nur ein Merkmal zu nenen – vorderhand mehr Befehle als Freiheiten erhält.

Wer in der Härteprobe von 1940/42 aus eidgenössischen Gründen sich nicht an Hitlers Sonne bräunte, wird nun auch nicht den roten Stern im Osten anbeten. Dem Kommunistenschreck aber begegnen wir nach dem Rate Karl Meyers am besten dadurch, dass wir als Christen und Erben wahrhafter Humanität aus freiem Willen in unserm Lande die notwendige, gegenseitige Hilfe üben und gewährleisten, welche die Anbeter einer Grossmacht, von der wir ausser ihrer militärischen Stärke recht wenig wirklich wissen, dem Schweizervolk als Abfallprodukt internationaler Entwicklungen verheissen. Auf diesem Wege zur echten Eidgenossenschaft sind wir seit dem November 1918 ein gutes Stück vorwärtsgekommen.

Auch unser Bescheid über das tatsächliche Deutschland ist erschreckend dürftig. Sicher ist nur, dass es besonnene und wachsame Hilfe nötig hat. Gewiss traut es der helfenden Schwester in der Suppenküche mehr als einer Flugzeugladung von Aposteln, die als pädagogische Fallschirmspringer vor dem deutschen Schulhaus landen möchten. Unsere Gewissensfrage ist die: wie helfen wir heute dem deutschen Nachbarn, seine Seele in dem furchtbaren Zusammenbruch nicht ganz zu verlieren, und wie stützen wir morgen die Vertreter jener deutschen Kultur, die auch uns traut und wert geblieben ist, wenn es gilt, die Jugend, zumal die frühe, zum Volk der Dichter und Denker heimzuerziehen?

Am klarsten ist unsere Haltung gegenüber den Angelsachsen. Das Inselvolk hat unserm Bergvolk, als wir zum politischen Inselvolk wurden, die Treue der Freiheit gehalten, und die grösste Demokratie hat die Wege zur ältesten geebnet. Mögen auch die Bombeneinschläge auf Schweizerboden wie Tintenkleckse im Weissbuch dieser Freundschaft anmuten, so weiss doch jeder Einsichtige, dass die Flieger mit ihrer unheimlichen Last für Ziele aufstiegen, die höher waren als ihre geographischen Kenntnisse. Nichts offenbarte dies deutlicher als unsere unbefohlene Landestrauer um Roosevelt, diesen grossen Demokraten. Seine vierfach verstandene Freiheit war ihm «tausendmal mehr wert, als was sie kostet». Er lebte und starb nach diesem Worte, eine Mosesgestalt, die das Ziel noch sah, aber nicht erreichte.

Auch unserm Lande fehlte es nicht an Opfern für den Bestand und die Würde der Nation. Nicht in einem heldenhaften Augenblick wie einst Winkelried, aber in ste-

ter, aufzehrender Hingabe ist eine lange Reihe von Männer, die ihren Eid todernst nahmen, nicht mehr unter uns, angefangen vom grossen Vorsorger Bundesrat Obrecht bis zum unentwegten Obersten Oskar Frey, dessen Herz so lange für das Land schlug, bis die Gefahr an seiner Schaffhauser Heimat vorübergezogen war.

Lebende zu rühmen verbietet uns die Stunde. Wo halb Europa verwüstet liegt, sind wir als Abendländer unter den Leidtragenden. Da kann und darf keine Neutralität die Trauer hindern. Die beste Trauer aber ist die Treue. Diese Treue wollen wir, als Säer von Friede und Freiheit, dem besten Schweizer Saatgut, unserm Erdteil Europa, dem leidgepflügten Acker der Welt, halten. Grübeln wir also daher nicht rückblickend allzusehr, weshalb und wodurch wir frei und heil blieben, sondern fragen wir uns, wozu uns das Geschick verschonte.

Der Arbeit wartet übergenug. Noch haben wir erst ein Drittel des Jahres hinter uns, zu dessen Beginn uns Ständerat Wahlen ermahnte, sich über die Erde zu beugen, damit uns die Reverenz vor andern Herren erspart bleibe. Mögen diese auch inzwischen selber dahingefallen sein, so möchten wir uns doch nicht vor der Majestät des Hungers beugen, auch nicht mitschuldig werden, dass ihr Tausende erliegen, die zu retten in unsere Hand gegeben ist.

Niemand missgönnt dir das Kaninchen noch die Sardinen vom schwindenden Beiglein, die du dir zur Feier des heutigen Tages auftischest. Aber schalte einmal im Laufe der nächsten Woche ein holländisch Mahl von heute ein oder denk es dir doch aus: eine Kartoffel, knapp 100 Gramm Brot und eine Prise Salz dazu – im Tag! Wenn du so à la hollandaise gegessen hast, dann weisst du es: heute kann wirklich jeder Schweizer zum Lebensretter werden. Ein kleiner Verzicht, etwas Mehrarbeit erlaubt es dir, einen bereits gezeichneten Menschenbruder dem Totenvolk von wohl über zwanzig Millionen (das wäre eine Marschkolonne von Bern bis über Jerusalem hinaus!) in letzter Stunde zu entreissen. Es ist vielleicht ein tapferer Vater, die Mutter dreier Kinder, ein hoffnungsvoller Mensch im Friedenswerk von morgen. Feiere den Frieden daher durch eine handfeste Gabe an die Schweizer Spende! Eine ferne Familie weiss dir Dank.

Bald hebt die grösste Völkerwanderung der Geschichte an, denn nie zuvor war die Heimatlosigkeit der Kriegsgefangenen und Arbeitssklaven, der Flüchtlinge, der versiedelten und ausgebombten Familien so gewaltig. Manche kommen auf ihrem Heimweg zum ersten und vielleicht einzigen Male auf Schweizerboden. Landsleute, tragt gemeinsam Sorge dafür, dass unsere Gäste ein rechtschaffenes Bild unseres Vaterlandes heimtragen! Tatkräftig Beistand zu leisten, an Leib und Seele, sei uns Bürger- und Christenpflicht. Die Stunde, unsern Landesdank für den Schweizerfrieden an den Opfern dieses Krieges zu erstatten, ist da.

Sollen wir heute den Dank auch an unsere wackern Landsleute richten? «Die Schweizerfrau will nicht vergoldet sein», sagte neulich eine Zürcher Bäuerin. Der Bauer, der Arbeiter, der Wehrmann auch nicht, fügen wir hinzu. Wer aber seinen Silberstreifen haben möchte, der halte es so wie jener kleine Vogel, der einen von einem fremden Flugzeug abgeworfenen Glitzerstreifen in sein neues Nest verflocht. Ja, darum geht es: wir müssen den Zeichen der Not den Segen abtrotzen. In schweizerischer Zähigkeit und mit der in unserm neutralen Lande aufgestauten Kraft. Der in nahe Sicht gerückte Friede kann nicht in San Francisco allein gestiftet werden. Er wird überhaupt nie ein Zustand der Menschheit sein, wenn er nicht erst in vielen Menschen zur Haltung geworden ist. Das ist der schlichte erste und stete Tagesbefehl des Friedens an alle, die guten Willens sind.

Erziehung zum Frieden

Wie sollte nun der Weg in die Zukunft gesehen und angetreten werden? Als Schweizer waren wir uns natürlich bewusst, dass unser Kleinstaat nicht an einem grossen Hebel der Weltgeschichte sass. Auch mahnte die Neutralität, welche uns immerhin wiederum einen Weltkrieg heil überstehen half, zur Zurückhaltung, bot aber doch die Chance, dass man unsern Beitrag zur Lösung anstehender Fragen nicht zum vornherein als parteibelastet ansah. Wir wollten auch nicht als blosse Zuschauer die Hände in den Schoss legen und dort schweigen, wo man von uns einen Rat erhoffte. So konnten wir jedenfalls beim Stiften einer neuen Gesinnung nach Kräften helfen.

Während des Krieges hatte ich oft vor den Truppen und in zivilen Kreisen gesprochen. Besonders oft war ich von der Lehrerschaft um den Vortrag über das Thema «Die Schweizergrenze geht durch die Schulstube» gebeten worden. Das mochte der Grund dafür sein, dass mich der Schweizerische Lehrerverein bat, seinen Delegierten zu sagen, wie ich die Aufgabe der Erzieher in der Nachkriegszeit sehe. Der Präsident Prof. Dr. Paul Boesch eröffnete die St.Galler Tagung vom 7. Oktober 1945. Darüber berichtete die «Schweizerische Lehrerzeitung», und der Bericht ihrer Spalten erschien bald danach als Sonderheft, dem wir den Wortlaut entnehmen, um uns die Schau jener Tage zu vergegenwärtigen.

Mit starkem Beifall dankten die vielen Hörer für die klaren programmatischen Worte des Zentralpräsidenten, auf dessen elegante Einladung der jugendlich anmutende Referent, Prof. Dr. Georg Thürer, zu seiner vollkommen frei gesprochenen Rede antrat. In lautloser Stille angehört, wurde sie allen Anwesenden zum Erlebnis. Aus dem Manuskript gedruckt, steht sie an der Spitze dieses Hefts. Was ihr dort fehlt, ist die eindrückliche Gewalt des überzeugend erklingenden Wortes, die unmittelbare Nachgestaltung des ausgearbeiteten Referates durch einen wahrhaft geisterfüllten Menschen, dem alle Mittel der guten Rede aus langer Tradition, aus bestem Vätererbe mitgegeben sind und aufs schönste gepflegt wurden.

Es war eine feierliche Stunde, erfüllt von innerem Gelöbnis, mit allen Kräften sich des Glückes würdig zu erweisen, in einem Lande wirken zu können, dem hohe Aufgaben gestellt und zu lösen möglich sind.

Lassen Sie mich zuerst für Ihr Vertrauen danken, womit Sie mich zum zweiten Male in Ihre Mitte gerufen haben. Das erstemal durfte ich Ihnen in Heiden oben im Herbst 1938 meine Gedanken über «Sprachenspannung und Sprachenfriede» vortragen. Es sind nicht sieben fette Jahre, die inzwischen über die Erde gegangen sind. Die Ernte einer Zeit wird aber weder an Freud noch Leid bemessen, sondern nach Art und Mass der Einsicht, welche ein Geschlecht dem nächsten bereithält. An uns Zeitgenossen ist es also, dafür zu sorgen, dass der Mensch, der zwei Weltkriege erlebte, nicht litt, ohne zu lernen. Bloss mit überbordenden Tränenkrügen hinterliessen wir den Nachkommen ein übles Erbe. Wir sollten insgemein durch den Weltschaden klug, womöglich weise werden. Die Kriege von gestern und vorgestern können wir nicht mehr ungeschehen machen, vielleicht aber aus ihrem Ertrag an Wissen und Wollen einen Krieg von morgen verhüten. Unsere Erfahrung wird um so nachhaltiger ausgewertet, je gewissenhafter wir sie dem künftigen Geschlecht mitteilen. Was uns als Krieg bedrängte, soll unsern Kindern im Heranwachsen weder ein Greuelmärchen noch eine Heldensage sein, sondern eine Tatsache, die es zu kennen gilt, um sie zu bannen. Statt der Beschwörer und Ammen sollen die Erzieher antreten. Daher danke ich Ihnen dafür, dass ich zu Ihnen, den Berufenen, über die «Erziehung zum Frieden» sprechen darf, wie ich es Ihrem Vertrauensmann im vorletzten Sommer vorschlug, als wir uns in der hiesigen Arbeitsgemeinschaft für vaterländische Erziehung zusammengefunden hatten. Sie mögen schon diesem Umstande entnehmen, dass uns die Eidgenossenschaft nicht als Brennstoff erscheint, mit dem der Hochofen des Weltfriedens geheizt werden soll. Dazu sind wir als Eidgenossen zu nüchtern und als Zeitgenossen allzusehr der Stufe bewusst, auf welcher wir auf der Treppe zum ewigen Frieden, einer wahren Jakobsleiter, einstweilen stehen.

Dennoch erscheine ich manchen von Ihnen bereits überkühn. Mein Thema, jedenfalls die Weise, wie ich es anpacke, setzt offenbar stillschweigend voraus, dass die Erziehung zum Frieden grundsätzlich möglich sei, was wiederum auf dem Glauben fusst, dass der Mensch überhaupt zum Guten geführt werden könne. Ich möchte kein Hehl aus meinen philosophischen und religiösen Voraussetzungen machen und bekenne gerne, dass ich diese beiden Vorfragen bejahe. Ich verstehe unter der «Erziehung zum Frieden» nicht, wie die Anhänger der Lehre vom durch und durch erbsündigen Menschen das Thema verstehen müssten, die Vorbereitung auf einen jenseitigen Frieden, sondern ich werde vom Frieden als Haltung und Zustand im Diesseits sprechen, als der Lebensform der Mitmenschen und Mitvölker. Jene andere Frage, ob Erziehung überhaupt möglich sei, brauche ich in der heutigen Versammlung wohl nicht aufzuwerfen. Wer sie verneint, wäre innerlich bereits aus unserm Stande ausgetreten. Der radikale Skeptiker kann ja nicht mit gutem Gewissen Erzieher sein; denn allerenden Wegweiser in die Wüste allgemeiner Sinnlosigkeit aufzustellen, würde ja wiederum einen Sinn voraussetzen, den der Geist, der stets verneint, ein für allemal leugnet.

Hingegen kann man es keinem verargen, wenn er nach den zehn Jahren Weltkrieg (1914-1918 und 1939-1945) Zweifel an der Möglichkeit, gerade zum Frieden zu erziehen, hegt. Als Historiker bitte ich indessen um zeitlichen Abstand. Hätte man vor einem Jahrhundert einen Freischärler oder einen Sonderbündischen gefragt, ob die

innere und die äussere Schweiz sich wohl eines Tages verständigen können, so wäre der Bescheid gewiss nicht gerade tröstlich ausgefallen. Heute ist uns der eidgenössische Binnenfriede so selbstverständlich geworden, dass man einen Feldzug der Urschweizer in den Aargau oder einen Aufmarsch der Zürcher und Berner vor Luzern kaum mehr zu den schweizerischen Möglichkeiten rechnet. Sollte dem Weltbürger auf ewige Zeiten völlig versagt sein, was sich dem Staatsbürger im Laufe von nicht einmal hundert Jahren aufs schönste erfüllte? Wenn Sie auch zaudern, dieses schweizerische Beispiel auf Europa zu übertragen, also anzunehmen, dass unsern Urenkeln ein Kampf zwischen Moskau und einem andern Staatswesen widersinnig erschiene, so werden Sie mir doch zugeben, dass unser Schweizer Friede nicht ohne Erziehung erreicht wurde. Als Erzieher endlich betrachte ich die Wegleite zum Frieden als die Krone aller Erziehung. Sie ist ja die Frucht der Erziehung zu Freiheit, Wahrheit, Mut, Geduld, Rechtlichkeit, Gemeinschaft und vor allem der vorgelebten Liebe.

Der Weg zum Frieden erscheint freilich heute weiter und dornenvoller als vor einem Vierteljahrhundert, da die Bewegung: «Nie wieder Krieg!» aufbrach wie ein Frühling der Herzen. «Nie wieder Erdbeben!» spottete damals eine Zeitschrift Japans, das offenbar gesonnen war, seinen Nutzen aus der Kriegsmüdigkeit der weissen Rasse zu ziehen. Für ein Volk, das sich auf unfruchtbarer Inselwelt jährlich um nahezu eine Million vermehrte, erschien der Krieg ein Naturgebot. Entweder darbte man friedlich in eine immer drückendere Hungersnot hinein, oder man schlug den Weg des Krieges ein, der wenigstens im Falle eines Sieges Neuland erschloss. Daher erschien nur der zweite Weg, seiner lichten Möglichkeit wegen, sinnvoll. Die Erziehung zum Kriege wurde religiös verbrämt. Auch in Italien, wo einst die franziskanische Bewegung den Kreuzfahrerfanatismus segensreich gedämpft hatte, fehlte es dem Faschismus nicht am bischöflichen Segen für seine nach Abessinien ausfahrenden Geschütze. Mussolini gab die Losung aus, es sei besser, eine Stunde als Löwe zu leben denn hundert Jahre als Lamm. Im Dritten Reich wurde der Jugend ins Gewissen geredet, dass eine Generation, die nicht wie die Untertanen des grossen Friedrichs, die Gegner Napoleons und die Soldaten der beiden Wilhelme «ihren» Krieg gehabt habe, um die Erfüllung ihres Lebens geprellt sei. Die Geschichte der letzten Jahre enthebt mich wohl der Aufgabe, diese Deutung des Daseins zu widerlegen. Soweit die Jünger dieser ehernen Lehre noch leben, haben sie ihren Irrtum wohl selber längst abgeschworen. Dennoch zwingt das Beispiel von Völkern ohne das Existenzminimum an Lebensraum, die sich wirklich todernst vor der furchtbaren Entscheidung sehen, entweder zu hungern oder zu hauen, zur Einsicht, dass ein starrer, ungerechter, nicht lebensgemässer Friede verwerflicher ist als Krieg aus wahrhafter Notwehr, der bessere Zustände anstrebt. Es sei auch unbestritten, dass der Krieg auf der Schwelle von Leben und Tod grossartige Gelegenheiten der Bewährung bietet; wir gedenken solcher Tugenden in unsern Schlachtfeiern eifrig und dankbar. Die Frage ist nur, ob diese Tugenden an den Krieg gebunden seien und dieser damit gerechtfertigt sei. Wer dies verficht, pflegt sich auf ein Wort zu berufen, das schicksalshaft über der Frühe des Abendlandes steht:

Der Kampf ist der Vater aller Dinge. Dieser Satz des griechischen Philosophen ist Frechen und Faulen ein willkommener Freibrief. Dem Angriffslustigen rechtfertigt er sein Draufgängertum. Den Bequemen enthebt er der Pflicht, sich für den Frieden einzusetzen; denn wer wollte, ja wer dürfte den Kampf auszuschalten versuchen, der doch aller Dinge, also wohl des ganzen Lebens Vater ist!

Diese Schlüsse aus dem antiken Kernwort zwingen uns zur Rechenschaft, was denn eigentlich unter Kampf zu verstehen sei. Die alten Griechen dachten gewiss an ein Messen der Kräfte, an eine heftige Auseinandersetzung. Eine solche kann aber zweierlei Form annehmen: Dem Kampf aufs Messer steht der Wettkampf gegenüber. Nennen wir den Kampf auf Leben und Tod der Einfachheit halber Krieg, den Kampf um die beste Leistung Wettbewerb. Der Krieg entspricht zumeist dem Triebleben, der Wettbewerb eher dem Willen zur Vollkommenheit. Krieg vernichtet, Wettbewerb steigert. Natürlich ist jeder Wettbewerb stets in der Gefahr, in Krieg auszuarten, wie anderseits auch dem Kriege die Möglichkeit innewohnt, sich zur Ritterlichkeit und damit zum edeln Wettbewerb zu erheben. Der Krieg trachtet nach dem Tode des Widersachers, der Wettbewerb aber weiss um das Geheimnis der Partnerschaft, um den Ansporn, der wegfiele, wenn der Partner auf der Strecke bliebe. Der Krieg kennt keine andern Gesetze als das Faustrecht; der Wettbewerb hat Spielregeln, die sich um so feiner gestalten, je geistbetonter eine Gemeinschaft ist.

Damit ist schon einiges abgeklärt. Wir finden uns bereits in der Einsicht, dass aller Kampf entgiftet, d.h. aus der dumpfen Ebene des Krieges in die lichte Luft des Wettbewerbes empor entwickelt werden sollte.

Aber da erhebt sich die Frage, ob man nicht auch diesen Wettbewerb, der ja Stärkere und Schwächere erweist, ganz ausschalten sollte. Ich glaube nicht. Wenn das Ideal des Wettkampfes so hoch verstanden wird, dass es sich mit Verantwortung paart, geht es ja nicht um Demütigung. Im Gegenteil, der echte Partner wird gerade aus seiner Stärke die Verpflichtung zur Hilfe ableiten.

Wer jedes Messen der Kräfte ablehnt, der lehrt am Leben vorbei. Die Freude daran ist dem Menschen, zumal dem jungen, so naturgegeben wie der Abenteuerdrang. Es kann also nicht um die Ausrottung, sondern nur um die Veredelung dieses Urtriebes gehen. Auch die Völker wollen den offensichtlichen Vergleich. Besser, sie treten sich auf dem Sportplatz als auf dem Schlachtfeld gegenüber.

Doppelt schön, wenn sie sich in Leistungen der Kunst, Wissenschaft und wohlerwogener Gesetzgebung zu überbieten suchen!

Mit diesen Hinweisen möchten wir das künftige Bemühen um den Frieden vor der Lächerlichkeit bewahren, welche in den Augen ernster Männer vor einem Vierteljahrhundert vielen Pazifisten anhafteten. Manche Mutter glaubte, mit dem Verstecken der Bleisoldaten den Kriegsteufel für ihren Knaben gebannt zu haben. Andere eiferten gegen den Sport, obgleich er doch ein Friedenshelfer sondergleichen sein könnte. Wenn er in Deutschland zum Drillmeister der Rüstung entartete, so war es vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil man die Nation in der Empfindung sehr vieler Deutscher, die sich von der kleinen Reichswehr ausgeschlossen sahen, allzusehr entmannt hatte. Dass Waffenrecht und Wehrpflicht ja nicht ohne weiteres zur Kriegshatz führen, kann jedenfalls am Beispiel des schweizerischen Volksheeres belegt werden.

Ein Bekannter hatte an seinem Jagdrevier wenig Freude, weil ihm ein Wilderer ins Waidwerk pfuschte. Nie konnte er ihn beim Frevel ertappen. Hätte er ihm auch den Stutzer nehmen oder ihn gar verhaften und büssen können, so wäre es doch kaum auf die Dauer ruhig geworden! Da entschloss er sich, den Verdächtigen – zum Jagdaufseher zu machen. Und siehe: Kein Pächter in der Runde erfreute sich fortan eines aufmerksameren Wildhüters als dieser kluge Mann, der den Trieb der Ordnung dienstbar gemacht hatte... Wenn wir auch nicht die Jagdgründe Europas einem einzigen Aufseher überantworten möchten, so erkennen wir doch, dass der Hinweis auf neue Aufgaben, welche Urtriebe zähmen, besser ist als eine Lawine von Verboten.

Wird ein Mensch oder ein Volk auf unabsehbare Zeit von jeder Aufgabe ausgeschlossen, welche seine Kräfte voll beansprucht und damit steigert, so vergeht sich die Macht, welche Mitmenschen derart aus dem gesunden Wettbewerb ausschaltet, an Natur und Kultur. Ein solcher Sieger glaubt Ruhe zu säen und wird Rache ernten. Denn wo die offene Türe des Rechtes verriegelt wird, wird die Hintertüre der Gewalt eines Tages mit elementarer Wucht aufgesprengt. Es waltet eine Weisheit in unserer Satzung, dass einem Gepfändeten das Werkzeug sowie Bett und Tisch belassen werden müssen, damit er im Wettbewerb der Arbeit wenigstens nicht ganz vom Start ausgeschlossen bleibe. Sollte diese Bestimmung, welche sich im Zusammenleben der Einzelmenschen bewährt hat, ihre Geltung im Zusammenspiel der Völker nicht auch erweisen?

Nachdem wir Bescheid über brutalen Krieg und edeln Wettkampf wissen, sei noch ein Wort über den Frieden angeschlossen. Wer in das heutige Friedensgespräch hineinhört, vernimmt immer wieder zwei Meinungen. Die einen Leute versprechen sich den Himmel auf Erden von neuen Gesetzen, die andern von neuen Menschen. Beide Auffassungen verdammen sich eifrig. Wer auf Satzungen schwört, der erklärt: «Was nützen uns die besten Menschen, ja Engel, wenn die Weltordnung höllisch ist!» Die andern wiederum beteuern, dass man die Gemüter wandeln müsse, ehe man bessere Zeiten und Zustände erwarten dürfe. Wer hat nun recht? Als Erzieher und Hörer der tagtäglich geforderten Umerziehung erwarten Sie wohl das Meiste und Beste vom Erzieher, nicht vom Gesetzgeber. Bedenken Sie aber, dass unsere Ordnungen, seien es nun ausdrücklich geschriebene oder stillschweigend gehaltene, uns alle mitformen, so dass dem Werk des Gesetzgebers eine erzieherische Kraft innewohnt, die deshalb nicht schwächer ist, weil sie in der Stille wirkt, gleichsam zu unserm politischen Klima gehört. Martin Buber hat recht: «Das wahrhaft Neue ist nie eine Änderung, sondern ein Ewiges, das erscheint. Es ist, als ob zwei Chöre die Bühne des Welttheaters umschritten: der Chor, der nach bessern Ordnungen, und der Chor, der nach besseren Menschen ruft; sie errufen sich nicht, eh sie in eins anstimmen: Veni creator spiritus.»

Da stehen wir vor der klärenden Schau. Nicht der Friede als Zustand, als politische Ruhe, kann unser letztes Ziel sein, sondern der Friede als Haltung, die vom schöpferischen Geiste her bestimmt und willens ist, den gerechten Frieden immer wieder zu suchen und zu finden. Es ist also kein Frieden «um jeden Preis». Der echte Friede als Haltung billigt z.B. den Satz, dass jeder Vertrag noch besser sei als der Griff zur Waffe, keineswegs, denn wir erlebten aufgenötigte Abkommen, welche Menschen ärger schändeten als ein Waffengang. Es gibt also einen Frieden, der Haltung hat und der eine Haltung ist: diejenige nämlich jener Menschen, die im tiefsten Sinne guten Willens sind.

Wenn wir nun die Friedenssucher mustern, so sehen wir Legionen, die auf den Frieden als Zustand warten, Gewehr bei Fuss oder die Hände im Schoss. Nur wenige Einzelgänger versuchen aber mit dem Frieden als Haltung Ernst zu machen. Jene Vielen der ersten Gruppe glauben im Grunde, unsere biblische Frohbotschaft sei eine Art Gutschein, den das Menschengeschlecht bei der Börse des Schicksals einlösen könne. Der Friede müsse über Nacht ohne unser Zutun kommen. Wenn das aber nicht der Fall sei, so habe Gott der Menschheit eben den falschen Wechsel ausgestellt, die Weihnachtsbotschaft sei also bestenfalls eine Falschmeldung.

Wer aber den Frieden als Haltung begreift und erlebt, der weiss, dass nie hienieden ein absoluter Friede «herrschen» kann, sondern ein echter Friede vom Gläubigen tagtäglich errungen und in immer wacher Seele gesichert werden muss. «Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn», gilt auch vom Ringen mit dem Engel des Friedens. Dieser stete Kampf ist nie fertig, aber auch nie trostlos. Man hört z.B. hierzulande viele Gutmeinende sagen: «Wenn wir auch nur etwas für den Frieden tun könnten!» Man möchte ihnen zurufen: «O, ihr Blinden, seht ihr denn nicht, dass in Familie, Gemeinde und im gan-

zen Lande, von seiner Nachbarschaft ganz zu schweigen, viele Gelegenheiten, für den Frieden etwas zu tun, auf euch warten? Lasst nur euren Helferwillen nicht nur zu Weihnachten aufflackern wie eine Kerze am Baum.» Ich hörte unlängst von einem Bergdorf, das mehr Mütter und Kleinkinder aus armen Flüchtlingsscharen aufnehmen musste, als Lagerstätten bereitstanden. Es fehlte vor allem an Kinderbettlein. Alle Wiegen und Zeinen waren besetzt, als noch ein Knäblein zur Welt kam. Da hatte ein Kind den sinnigen Gedanken, man könnte doch die Krippe verwenden, welche alleweil beim Weihnachtsspiel benutzt werde. Gesagt getan. Und so wiederholte sich's im Schweizer Dorf, was wohl hier noch niemals geschehen war: in der Weihnachtskrippe lag ein Kind armer jüdischer Eltern wie damals in jener Weihnachtsnacht. Das Gerät war zu seinem Sinn zurückgekehrt, aus dem Spiel früherer Jahre wurde Ernst. Und es war wohl nie so weihnachtlich um diese Krippe wie in diesem Frühherbst. Die Frohbotschaft ist ja an kein Datum gebunden. Hier war Friede eingekehrt, weil sich Menschen fanden, welche die Türe öffneten.

Ich bin noch einen Bescheid schuldig geblieben, nämlich die Antwort auf die Frage: Wann kommt der ewige Friede? Ich kann zwar kein Jahr nennen, wohl aber ein Merkmal: wenn die massgebenden Menschen (das müssen nicht die Grössen des Tages sein!) mit dem Frieden als Haltung Ernst machen, so sind wir dem Frieden als Zustand nicht mehr allzu fern. Dabei denken wir nicht wie viele Schwärmer gering von Recht und Ordnung, die diesen Frieden näher rücken sollen, wohl aber betonen wir, dass alle Satzung vom Gebot erfüllt und immer überwacht sein muss, das uns auferlegt, Nebenmenschen und Nebenvölker brüderlich zu lieben.

Hier erhebt sich vor uns das schwerste aller Gebote. Die Nächstenliebe fällt uns dann unsagbar schwer, wenn der Nächste nicht unser Freund, auch kein Fremder, sondern unser Feind ist. Da widersteht unsere ganze Natur. Ein holländischer Pfarrer, der in der fünfjährigen Besetzungszeit in seiner Gemeinde gepredigt hätte: «Hitler ist unser Feind und Christus heisst uns in der Bergpredigt die Feinde lieben», hätte noch am gleichen Sonntag Märtyrer werden können. Und doch können wir das Heilandswort nicht aus der Bibel tilgen. Richtig verstanden, gebietet es wohl nicht, den Widersachern um den Hals zu fallen und ihre Hörner und Klauen zu streicheln. Solch heuchlerisches Liebtun stürzte uns nur in neue Sünde. Nein, es gilt den Feind als Geschöpf des gleichen Vaters zu erkennen und ihm den Weg bis zu jener Stätte freizuhalten, die wir gerade vor unserm Vater verantworten können. Wie Jesus weder vom Versucher noch von den Scheinheiligen sich etwas von seinem Auftrag abmarkten liess, so müssen wir in seiner Nachfolge die Begegnung mit Feinden, die uns (nach bestem Wissen und Gewissen) als Träger des Bösen erscheinen, als Gelegenheit der Bewährung durchleuchten und sogar schätzen. Wer zum blinden Nachgeben erzieht, ist sentimental. Seine Liebe ist im Grunde triebhaft, nicht vom Geiste her bestimmt, der in seiner Strenge dem Feind einen Heimweg in echte Gemeinschaft anbahnen möchte, es aber verschmäht, den Gewalttätigen durch Schwäche zu ermuntern, in seinem Unwesen fortzufahren.

Es versteht sich, dass unsere Mittel zuerst und zuletzt die Mittel des Geistes und der Seele sein werden. Unter den Mitteln, welche der seiner Verantwortung bewusste Geist gebrauchen kann und soll, befindet sich auch die Waffe. Ich werde also keinen Gesang anstimmen «A bas les armes, citoyens!» Wenn schon die Geologen unser gegenwärtiges Weltalter, das seit der letzten Vergletscherung immerhin seine zwanzig Jahrtausende aufweist, nicht ungern als Zwischeneiszeit ansprechen, so dürfen Sie es einem Historiker auch nicht verargen, wenn er in den wenigen Monaten seit der Waffenruhe eher den Beginn einer neuen Zwischenkriegszeit als die Ouvertüre des ewigen Friedens sieht. Bedenken Sie auch, dass uns nicht die Abrüster den Schweizer Frieden sicherten und die Zwingherren dieser Zeit bodigten.

Gerne gestehe ich, dass ich nach dem ersten Weltkrieg anders dachte. Als ich bei der Grundsteinlegung des neuen Völkerbundspalastes in Genf zugegen war und den silbernen Hammer in der Hand des Präsidenten aus Übersee auf den ersten Block fallen hörte, glaubte ich den ersten Glockenschlag einer neuen Zeit zu vernehmen. Heute glaube ich, dass die Japaner, welche das Getöse der Atombomben vernommen haben, es mit grösserem Rechte sagen könnten. Den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist nämlich eine Erfindung geglückt, welche höchstens mit der urzeitlichen Zähmung und Entfachung des Feuers verglichen werden kann. Die Tragweite der Atomzertrümmerung ist noch kaum abzusehen. Die ersten Glieder der Schicksalskette sind sonderbar genug: erst zertrümmerte der Forscher das Atom, dann der Flieger zwei Städte und damit auch den Krieg, den Japan seit acht Jahren führte, in wenigen Tagen. Den grössten und letzten Krieg! möchten wir gerne sagen und weiterfahren – wie einst im Banne der Giftgase: «Entweder rottet der Mensch den Krieg aus oder der Krieg ihn»; denn todwahr geworden ist Freuds Wort, dass die Menschen es in der Beherrschung der Naturkräfte so weit gebracht hätten, dass sie es mit ihrer Hilfe leicht haben, einander bis auf den letzten Mann auszurotten.

Viele Menschen verwünschen die neue Erfindung. Ich gehöre nicht zu ihnen. Jener Schlag hätte wohl einst auch das Feuer verflucht. Heute hält es wohl jeder mit Schiller: «Wohltätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht.» Es bedarf hier eines klärenden Wortes über Feuer und Technik.

Zwei Vorurteile beschatten unser Urteil über Segen und Fluch der Technik. Das letzte Jahrhundert versprach sich von ihr das Paradies, unsere Zeit fürchtet von ihr das Fegefeuer, wenn nicht gar das glühende Ende. Jene Hoff-

nung war so falsch wie diese Furcht. Die Technik ist an sich weder gut noch böse, sondern sie führt nur eine Richtung weiter, welche anfangs der gut-böse Mensch bestimmte. Sie steigert und verfeinert nur unsere Kraft und tobt sich lediglich dann übel aus, wenn es der Mensch an Sicherungen fehlen lässt.

Ein Beispiel! Ein Farmer, der mit seiner Büchse das Raubtier, welches sein spielendes Kind bedroht, erlegt oder verscheucht, streichelt seine Flinte, dankt Gott für Erz und Feuer, und auch dem Manne, der das Pulver erfand, damit sich die arme Menschenkreatur nicht mehr mit Steinen behelfen müsse, wie einst die Wildkirchlileute. Wenn sich aber das Kind in einem unbewachten Augenblick mit der Waffe zu schaffen macht und den Vater ernstlich verletzt, verdonnert der gleiche Mann das gleiche Gewehr als Ausgeburt der Hölle. Ist die Waffe nun Gottes oder des Teufels? Sie ist an sich nur ein Mittel gleich dem Werkzeug. Wir müssen von ihr nur den richtigen Gebrauch machen. Die gesamte Technik ist also eine an sich schätzenswerte Möglichkeit, unser Dasein reicher und ringer zu gestalten. Man denke an den Sprengstoff bei Tunnelbauten, an den Kran über Kohlenschiffen, die früher von wahren Sklaven entladen werden mussten. Wer möchte diese Mittel missen! Eines Tages wird man auch die Wirkungen der Atomzertrümmerung gleichermassen preisen, sofern diese vom Menschen sinnvoll gemeistert werden. Wo man diese Verantwortung nicht voraussetzen kann, wäre das Geheimnis oder das Mittel nicht preiszugeben, sowenig als wir den Giftverkauf freigeben. Verantwortung aber ist eine Frage der Erziehung. Die richtige Erziehung zur Technik ist auch eine Erziehung zum Frieden. Wenn wir nicht die Herren der Technik bleiben oder wiederum werden, so werden wir ihre Opfer. Das gilt von der Kriegstechnik erst recht. Die Frage der Erziehung ist also im Jahre des Heils oder des Unheils 1945 nur dringender geworden.

Diese Einsicht ging uns erschütternd auf, als wir vor anderthalb Jahren in das Flammenmeer blickten, welches das nahe Friedrichshafen nach einem Nachtangriff verschlang, so dass von den 3500 Gebäuden der Stadt nur ihrer 30 unbeschädigt blieben. Es fällt unserer Vorstellungskraft schwer, diese Wirkung gewöhnlicher Bomben zu vervieltausendfachen, um die Verheerung durch Atombomben zu ahnen. Wahrscheinlich hätten wir uns dann für heute einen andern Saal suchen müssen als diesen hier, und wir auf den Appenzellerhöhen hätten in jener Nacht nicht zueinander sagen können: «Ausgerechnet Friedrichshafen, das doch zur Zeit des Grafen Zeppelin das Flugbrett der Menschheit zu werden schien, als diese sich anschickte, die Lüfte friedlich zu erobern!» Von dort war die Erde umflogen worden: wenige Tage ehe jener Grundstein zum Völkerbundsgebäude in Genf gelegt wurde, war der Zeppelin nach einer Fahrt über Tokio, Kalifornien und New York hierher zurückgekommen. Bald aber zerriss das völkerverbindende Silberband seiner Spur, und als die Stadt, von der sich der Mensch strahlender über die Erde erhoben hatte als anderswo, sich unter die Erde verkroch, um in heimlichen Kammern Vergeltungsbomben zu füllen, erging das Gericht über sie.

Dieser religiöse Zusammenhang muss bei der Erziehung zum Frieden in den Gegenden ennet dem Bodensee die Grundlage bilden. Ohne Busse keine Besserung! Nicht der pädagogische Feindflug, der amerikanische Lehrer als Fallschirmabspringer in die Gründe und Abgründe deutscher Seele, wird berufen sein, sondern der aus eigener Mitte stammende deutsche Christ, der das Elend miterlebte und der äussern Not den innern Segen abtrotzt. Es scheint, als ob die Vorsehung die Wegweiser dieses Weges nach innen stehen liess. Als wir im Auftrag der Deutschlandhilfe in diesem Spätsommer ins Hauptquartier von General Koenig nach Baden-Baden fuhren, sahen wir mitten in der Brandwüste, welche einst Freiburger Altstadt hiess, das beinahe unversehrte Münster mit seinem gleichsam aus Licht und Stein gewirkten Helm. Auch von Köln und Ulm wird bezeugt, dass die Gotteshäuser die Menschenhäuser wie durch ein Wunder überdauerten. Der Geist der Gotik überragt die Friedhöfe der braunen Pest, die «feste Burg» des Lutherliedes steht allen, die Augen haben zu schauen, noch sichtbar vor Augen. Wichtiger aber als die Schönheit des Domes ist die Seele der Gemeinde. In den Häusern und Herzen der Menschen muss der «Friede auf Erden» einziehen. Hier muss es Weihnachten werden. Und da will es uns wie eine Offenbarung erscheinen, dass Albrecht Dürer, dieser Kenner und Künder der deutschen Seele, das weihnachtliche Geschehen mit Vorliebe in Ruinen hineinversetzte.

Und wir? Reicht unsere zum Frieden weisende Hand auch ins Ausland? Gewiss, und sie wirkte längst in diesem Sinne. Wenn vor sieben Wochen sich Tokio, Washington und London der frei und friedlich gebliebenen Schweiz als Treuhänderin bedienten, um den zweiten Weltkrieg zu beenden, so kommt darin zum Ausdruck, dass unser Land, das auch die Heimat des Roten Kreuzes ist, als Friedenskraft gilt. Ja, wir dürfen sogar unsere feldgrauen Tage in diesem Lichte sehen. All unsere Rüstung im Bundesstaate war im Ursinn des Wortes stets «Wehrbereitschaft»; nie wurde sie zur politischen Erpressung oder gar zum Angriff, geschweige denn zum hämischen Überfall bereitgestellt. Wenn jedes Volk nur wehrbereit wäre wie die Schweiz, wenn jeder Kriegsminister sein Arsenal nur so betrachten würde wie wir Milizsoldaten daheim das Gewehr, dann wäre die Erziehung zum Frieden schon sehr weit gediehen. Wir dürfen ruhig festhalten, dass unsere Erziehung zur Demokratie eine sehr wesentliche Vorarbeit für die Erziehung zum Frieden geleistet hat, unsere Duldsamkeit gegenüber andern Sprachen und Bekenntnissen, welche nicht selber die Duldsamkeit verketzern, ebenfalls. Wer den Mitbewohner seines Hauses achtet, ihn also weder anhimmelt noch knech-

tet, wird den Weg zum Nachbarn leichter finden als der Haustyrann oder der ewige Hörige. Diese Dinge sind uns allvertraut, müssen aber in diesem Zusammenhang miterwähnt werden. Sie bilden gleichsam das Wasserzeichen der Bogen, auf die wir unsere Sätze zur Friedenserziehung schreiben.

Was können und sollen wir aber im einzelnen tun? Der Schweizer ist – was mir keineswegs als unbedingte Tugend erscheint – auf Sofortprogramme erpicht. Unsere Städte liebten von jeher nichts so sehr wie die Handfesten, bei denen man fest in der Hand hatte, was man zu tun gehalten war und wo die Rechte einsetzten. Und der Abwart ist im Schweizer Schulhaus nicht der einzige, der gerne sein Pflichtenheft hat. Nun, ich werde Ihnen kein Pflichtenheft für die Friedenserziehung schreiben. Dazu denke ich zu hoch von Ihrem Stande, der ja kein höheres Ziel kennt, als die Erziehung so zu gestalten, dass sie der junge Mensch in Form der Selbsterziehung eines Tages selber übernehmen kann. Als Lehrer unter Lehrern möchte ich Ihnen nur ein paar Fenster öffnen, durch welche man den Frieden schauen, und ein paar Türen, durch welche man ihm in der Mitte der anvertrauten Kinder einige Schritte entgegengehen kann. Wie die Erziehung überhaupt kein Fach, sondern eine Haltung darstellt, welche den ganzen Unterricht durchdringt, so kann ich denjenigen wenig sagen, welche durch ihren Drill auf Wortwissen die Kinder eigentlich eher für die Lösung von Kreuzworträtseln abrichten als zur Kreuzfahrt zum Frieden aufrufen. Bei aller Achtung vor dem Spracheifer erschien es mir z.B. doch bedenklich, dass kaum eine andere Frage der Schweizer Lehrerzeitung so viele Zuschriften eintrug wie der Streitfall, ob man bei Anschriften auf die Briefumschläge «Herr» oder «Herrn» schreiben sollte.

Im Hinblick auf die ausländische Jugend sind unsere Mittel beschränkt. Wir können rechtschaffenen Lehrern mit Schulmitteln beistehen, die keinen Nationalhass schüren. Die Tatsache, dass die Schweizer Grenze fast nirgends die Schrift- und Bildungssprache schneidet, ermöglicht uns, über Rhein, Jura und die Südgrenze hinweg geistigen Beistand zu leisten. Da die Bücher vielfach fehlen, glaube ich, dass die Schweiz einen europäischen Schulfunk einrichten sollte. Unsere Jugend- und Fachzeitschriften sollten auf Weihnachten hin Sondernummern für das Ausland drucken. Sie glauben nicht, wie jenseits der Grenze nach geistiger Nahrung gehungert wird, gedürstet nach aufrichtender Anteilnahme. Ein Jammer, dass man auf ein Dutzend Richter einen einzigen Aufrichter trifft. Lasst uns doch nicht in erster Linie das Schwurgericht Europas sein, auch nicht seine Gralshüter, sondern einfach eine Lebensgemeinschaft, die ihr Saatgut in einem beschirmten, verschonten Speicher für sich und andere rettete. Sagen Sie nun nicht: mit Ausnahme des deutschen Lazarus. Sonst freveln Sie bereits am Friedensgedanken. Sehen Sie: der Weg zum deutschen Kern ist uns gangbarer als andern. Die zehn überfallenen Nachbarn des Reiches betrachten die Sprache, in der wir hier miteinander über den Frieden reden, als das Mittel, mit dem Hitler trog und Goebbels log. Wer möchte sie heute dessen zeihen! Schweden, das ebenfalls verschonte, ist durch ein Meer und eine Sprache von Deutschland getrennt, wir nur durch einen überrufbaren Strom, einen See, eine Linie – aber durch einen grundanderen Staatsgedanken und vielfach im Gemüt, gegenwärtig aber auch durch Vorurteile. Es ist ebenso gedankenlos als ungerecht, wenn bei uns die Meinung sich einnistet, das deutsche Volk sei durchgängig ein Henkerklub. Als ob die entsetzlichen Konzentrationslager, deren Wahrheit wir freilich genau wissen müssen, nur aus Wüterichen bestanden und keine Opfer umfasst hätten, die lieber aus ihrem Leib Knochenleim und Gas als aus ihrem Herzen eine Mördergrube machen wollten. Glauben Sie es einem Kollegen, der sich seit zwölf Jahren zu jener Hundertschaft rechnete, die hierzulande bei einem Hitlersieg das freie Leben verloren hätte, der mit Ihnen einen wesentlichen Teil seiner Kraft in den Kampf gegen Masse und Machtstaat warf, die ihm als Feinde von Frieden und Freiheit zugleich erschienen, der eine heisse Liebe abschwören müsste, wenn er ein böses Wort über die traute Sprache unserer Heimat sagen würde, glauben Sie es mir: es gehört zu unserer Erziehung zum Frieden, wenn wir zu der Sprache stehen, in welcher Kant vor genau 150 Jahren die unübertreffliche bündisch-republikanische Wegleite zum ewigen Frieden ausgab, Lessing seinen Nathan raten, Goethe Faust suchen und Iphigenie bekennen und Schiller seine Rütlileute schwören liess. Wenn ein Volk vom Erbhass nicht bis ins Mark vorbestraft sein sollte, so sind wir es. Es ist im Grunde eine innere Freiheit, die ich uns Schweizern wünsche. Ja, es kann sein, dass Lehrer aus unserer Mitte auch in Deutschland wirksam zum Frieden erziehen könnten.

Grösser aber wird die Friedenshilfe sein, wenn wir – neben Auslandschweizerkindern – auch Ausländerkinder bei uns aufnehmen. Gewiss ist ein Widerwille schwer zu überwinden, mussten wir doch im Frühjahr 1940 vernehmen, wie einstige Knaben aus dem hungernden Wien, die der Norden zwanzig Jahre zuvor vertrauensvoll bei sich aufgenommen hatte, nun herangewachsen als Wegkundige ihre braunen Männer beim Überfall auf Norwegen führten. Damals sagte mein Hauptmann: «Nie wieder nehme ich ein fremdes Kind im Schweizerheim auf.» Heute sind schon viele Kinder nicht nur unterernährt, sondern auch seelisch durchgebräunt. Wie sprach schon Hitler, wenn er versuchte, wie ihm die Uniform eines Unterrichtsministers zu Gesichte stünde:

«Ich will keine intellektuelle Jugend... Das Schwache muss weggehämmert werden. In meinen Ordensburgen wird eine Jugend heranwachsen, vor der die Welt erschrecken wird. Eine gewaltige, herrische, unerschrockene, grausame Jugend will ich ... das freie, herrliche Raubtier muss wiederum aus ihren Augen blitzen.»

Ich begreife es, wenn Sie Ihr Heim nicht zu einem Werwolfzwinger machen wollen, allein Sie brauchen auch nicht zu fürchten, dass ganz Deutschland eine Wolfsgrube sei. Lassen Sie die Anständigen, deren Hauptschuld in die erste Hälfte der dreissiger Jahre fällt, als die Elite versagte und die Spielregeln des Rechts kleinmütig oder kurzsichtig preisgab, nicht dafür büssen, dass sie mit unheimlichen Ketten an diesen Staatskarren geschmiedet waren. Wie mancher schwieg, um seinen Vater, seinen Bruder, seine Gattin, die als Geiseln in den Krallen jener Raubtiere waren, nicht durch ein freimütiges Wort umzubringen. Wer heute die deutsche Kinderwelt dem Hungertod überlässt, treibt ja auch diese unritterlichste Politik, die sich sonst nur auf der Stufe der Blutrache findet, nämlich den unschuldigen Menschen Nr. 2 umzubringen, weil man der Nr. 1, des Schuldigen der Gruppe, nicht habhaft werden konnte. Als ob die Säuglinge bereits eine politische Vergangenheit hätten!

Wer kein deutsches Kind aufzunehmen wagt, der setze unsere Politik der Menschlichkeit fort, Knaben und Mädchen aus den einst besetzten Ländern herkommen zu lassen. Wir ohnehin übergenug isolierten Schweizer bedürfen dieser innern Bande. Man schlafe nicht auf den Lorbeeren der Pädagogik und Humanität ein; sie blieben nicht immergrün! Mein Freund Max Abt aus dem Baselland setzte sich nachhaltig für die Holländer Kollegen ein. Ihr Vorstand nahm seine Anregung gerade gestern wieder auf. In den nächsten Tagen sei der Rhein wiederum fahrbar, das Silberband, das uns mit Holland verbindet. Lassen Sie nicht nur Waren, sondern auch die kleinen Gäste zu uns kommen. Auch für sie war gewiss der Krieg keine Sonntagsschule, denn unverjährt gilt das Wort des Antisthenes: «Der Krieg macht mehr schlechte Menschen als er hinwegrafft.» Es wurde wohl mehr als einer im Maquis durch Taten ein Held, die im Frieden seinen Namen eher im Polizeibüchlein als auf der Ehrentafel der Nation verewigt hätten. Wenn der Schwarzhandel jahrelang ein nationales Verdienst war, um dem Feind Nahrungsmittel oder doch die Übersicht über sie zu nehmen, so ist es schwierig, mit einemmal am Befreiungstage allen glaubhaft zu machen, dass er fortan ein Laster sei. Schon weil der Krieg alle unsere Arbeit umzuwerten droht, müsste ihn der Erzieher mit allen Mitteln bekämpfen. «Der Krieg ist die Freiheit gewisser Barbaren; darum ist es kein Wunder, dass sie ihn lieben» schrieb der Dichter Friedrich Hebbel in sein Tagebuch.

Die «Kriegsverwahrlosung», von der Herr Direktor Schohaus vor zwei Jahren zu Ihnen sprach, wirkt sich auch dann noch aus, wenn das heute meisterlos aufwachsende Geschlecht dereinst selber erziehen sollte. Auch die Unterlassungssünden der Väter rächen sich bis ins dritte und vierte Glied. Daher stellten neulich in Zürich die Teilnehmer der Internationalen Studienwochen für das kriegsgeschädigte Kind die Forderung einer «hygiène mentale» auf.

Es ist erschütternd, wie schwer die Mittel für den Aufbau beizubringen sind. Es komme mir keiner mit der Ausrede, die Gelder seien einfach nicht vorhanden. Wäre morgen wiederum Krieg, so würde ein Machtwort wiederum die Schleusen der Goldströme öffnen. Was kostete denn der Zweite Weltkrieg? Nach amerikanischen Schätzungen hätte man aus dieser Summe jeder Familie ein Heim für 100 000 Franken erbauen und ausstatten können, und es wäre immer noch genügend Geld in der Kasse der Weltwohlfahrt geblieben, um eine Viertelmillion Lehrer und Krankenschwestern anzustellen. Sie sehen: Sachwerte, welche Seelenwerte auslösen. Wie rasch die Welt doch Geld zur Hand hat, wenn es darum geht, unseren Planeten zu verwüsten, und wie hebig man gemeinhin bei sozialer Aufrüstung dasteht. Dabei schaudert man beim Gedanken, dass im Kriege mitunter Soldaten von Kugeln getroffen werden, die sie selber gegossen hatten. Das bringt der Teufelskreis der Rüstungsindustrie zuwege. Sind wir ihr gegenüber machtlos? Nein, auch das Geld ist ein Stück Technik, ein Mittel, das von der Gemeinschaft her gemeistert sein muss. Auch dazu muss die Menschheit erzogen werden, und diese Menschheit beginnt mit Hans und Vreneli, die morgen zu unsern Füssen sitzen. Lohnt sich die Mühe? Lassen Sie mich durch eine Zahl antworten. Würde man die elf Millionen Toten des Ersten Weltkrieges in Viererkolonnen abmarschieren lassen, so würde die Spitze dieses Totenvolkes tief in Kleinasien stehen, während sich die letzten hier noch vor diesem Schulhause befänden. Fragen Sie in Gedanken den letzten oder seine Braut: «Lohnt es sich?» Oder gehen wir in dieser Strasse ein Schulhaus weiter. Dort weilten vor Monaten ein paar Dutzend der über 30 Millionen Verschleppten dieses Krieges, gruppenweise nach Nationen zusammen. Fragen Sie die verhärmte Griechin hinter dem hohen Gitter: «Lohnt es sich, für den Frieden zu erziehen?»

Ja, der Weg zum Frieden wird diesmal steiniger, stotziger sein denn je, aber kaum geradlinig. Krieg kann befohlen werden, Friede aber höchstens dann, wenn das Recht die Macht hinter sich hat, wenn die Vertrauensmänner der Völker, nicht der Regierungen, über die Weltwaffe eines redlichen Völkerbundes verfügten. Diese Einsicht wird nicht von heute auf morgen Gemeingut. Wir müssen sehr viel Geduld haben, würde ich sagen, wenn nicht Pestalozzi gesagt hätte: «Ein Mensch, der Geduld haben muss als Erzieher, ist ein armer Teufel – er muss Liebe und Freude haben.» Was können wir da anderes tun als sein Jünger Niederer, der dieses Bekenntnis aufschrieb und dazu vermerkte: «Sehr wichtiges Wort von Pestalozzi.»

Das gilt von der Wohnstube wie von der Schulstube. Wenn Sie eines Tages in der Erziehung zum Frieden nicht gehörig Bescheid wissen, dann fragen Sie die Liebe, wohlverstanden die gewissenhafte, sehende Liebe, welche im Hinblick auf das Morgen das Heute streng gestaltet. Dann erkennen Sie wohl, das Beste, was Ihnen Ihr Amt

für den Weltfrieden zu leisten erlaubt, die Bildung einer Gemeinschaft im Kleinen ist, welche jederzeit als Vorbild einer Völkergemeinschaft dienen könnte. Darin wird jedes Kind das andere achten lernen, und keines braucht das andere zu fürchten, weil sonst der Klassengeist (der etwas anderes ist als Bandentreue) dagegen aufstünde. Menschenwürde und Bruderliebe sind die wahren Zeichen des echten Friedens, der ja etwas anderes sein muss als nur «Nicht-Krieg», ähnlich wie sich unsere Neutralität nicht in einem Nicht-Tun erschöpfen darf. Jähzorn, Ichsucht, Habgier, Rachelust usw. sind die Keimträger des Krieges, Eintönigkeit und Langeweile nicht minder. Müssiggang – auch in der unheimlichen Form der Arbeitslosigkeit – ist aller Kriegslaster Anfang. Gerade die Vorgeschichte dieses Krieges, der unmittelbar auf die Arbeitslosigkeit in der deutschen Republik zurückweist, offenbart, wie eng der gesunde Landesfriede mit dem Weltfrieden zusammenhängt. Wer den Krieg bekämpfen will, muss seine Ursachen beheben. Hier wartet neben des Politikers auch des Erziehers eine hohe Pflicht. Er kann sie als Schweizer Bürger leisten, ohne dem Lande zu schaden. Der Geschichtsunterricht muss dabei auch das schwerere Heldentum für den Frieden als vorbildlich hinstellen und die Leistung einer Nation nicht nur in Blutopfern messen. Das sollte im Lande Henri Dunants nicht allzu schwer fallen. Unsere Erziehung kann nur national, nie nationalistisch sein. Der Nur-Wir-Standpunkt ist in unserem neutralen, mehrsprachigen Staate ohnehin ein Unding.

Wir haben auch unter eidgenössischer Erziehung nie etwas anderes verstanden, als die Erfüllung eines Kreises mit unserm Geiste, der in der Freiheit wurzelt und im Frieden gipfelt. Der Erzieher, der unserm Jahrhundert einen möglichen zweiten Hitler beizeiten von seinem Irrwege abbrächte, leistete mehr als der Marschall, der ihn besiegte. Die Geschichte wird ihn zwar nicht nennen, diesen unbekannten Lehrer, aber wir haben höhere Ziele als für die Chronik und die Verewigung in der doch sehr gemischten Gesellschaft der Geschichte zu wirken.

Und wenn Sie ein Kind um Bescheid bittet, wo die Schweiz als Ganzes in der künftigen Ordnung der Dinge zu stehen habe, so sagen Sie ruhig, dass es sich für unsere neutrale Eidgenossenschaft nicht schicke, gleich nach der Waffenruhe ins Ausland zu wallfahren und bei den neuen Machthabern Bitti-Bätti zu machen. Selbstverständlich dürfen wir nicht schmollend beiseite stehen, wenn es einst anderswo als in unserem Genf gelten sollte, unsere uneingeschränkte, bewaffnete Neutralität als unseren erprobten Beitrag zum Friedenswerk der Vereinigten Nationen zu verankern. Wenn der künftige Frieden die Formel des Wiener Kongresses, dass die schweizerische Neutralität im Interesse ganz Europas sei, auf den Bereich der ganzen Welt erweitern würde, so wollen wir als Eidgenossen zufrieden sein und uns anschicken, wiederum zu zeigen, dass diese Neutralität weder Faulheit noch Feigheit bedeutet, sondern tatkräftiges Bekenntnis zu Recht und Frieden. Die Herren Friedensmacher können nur den Frieden als Zustand schaffen, den wichtigeren Frieden als Haltung müssen sie den Friedensstiftern überlassen: Eltern, Lehrern, Kameraden, kurzum hominibus bonae voluntatis.

Ich kann Ihnen nicht versprechen, dass wir den Frieden im nächsten Anlauf erreichen. Edouard Herriot bekannte 1937 am Internationalen Kongress für Volksschulunterricht: «L'immense majorité des hommes ne demande qu'à vivre, vivre tranquilles, paisibles, dans la dignité de leur oeuvre quotidienne, entre le sillon d'un champ, une haie de verdure, et le visage d'un enfant.» Prof. Dr. Paul Boesch, unser verehrter Präsident, der uns diese Wunderworte in seinem – glücklicherweise verfrühten – Nachruf auf Herriot festhielt, schloss seinen Hinweis mit Herriots Wort: «Je salue aussi un avenir que, peut-être, je ne verrai pas.» Ich glaube bestimmt, dass auch wir alle in der Erziehung zum Frieden untereinander und mit uns selber zeitlebens unterwegs sein werden. Aber ist das nicht das Schicksal aller Erziehung zu einem Ideal? Diesen Glauben, dass es sich lohne, sich für etwas einzusetzen, dessen Früchte wir so wenig geniessen werden als Früchte aus den Nüssen selbstgezogener Arven, müssen wir unsern Schülern vorleben. Wenn Sie sagen: All unsere Erziehung zum Frieden ist nur ein Tropfen auf einen heissen Stein – so ist auch dieser Tropfen schon verdunstet. Er wird sich nie mit andern Tropfen zu Wasseradern, zu Quellen, zu Bächen, zu einem Strome von der Kraft dessen vereinigen, der einst Pestalozzi trug. Was hätte wohl er zu unserer Lebens- und Gewissensfrage gesagt? Männer und Frauen seiner Nachfolge, wir kennen seinen Ruf, den er aus der grossen Wende der Zeit, ebenfalls zwischen einem gestürzten Herrn der Erde und dem ersehnten Frieden erhob: «Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Erdteil keine Rettung möglich, als durch die Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch die Menschbildung.»

Das Jahr 1945 zählt zu den allerwichtigsten der Weltgeschichte, und zwar aus drei Gründen. Einmal wurde in diesem Jahr der grausamste aller bisherigen Kriege beendet. Sodann begann mit der Gründung der «Vereinten Nationen» (UNO) der bisher umfassendste Zusammenschluss der meisten Völker der Welt. Und schliesslich zeigte die Atombombe die Wirksamkeit einer bisher unbekannten und ungeheuren Kraft, auf deren Beschränkung für friedliche Zwecke man hoffte. Jedenfalls müsste man, um einen vergleichbaren Umbruch in der Energienutzung anzuführen, bis in die Urgeschichte zurückblicken, als es dem Menschen gelang, sich das Feuer dienstbar zu machen und mit seiner Hilfe Metalle zu schmelzen.

*

Während wir für dieses schicksalsträchtige Jahr 1945 zwei unmittelbare Zeugnisse sprechen liessen, wechseln

wir nun gleichsam die Optik, indem wir für das ebenfalls im Jahre 1945 begonnene St.Galler Hilfswerk für München eine Darstellung einfügen, welche erst vierzig Jahre danach entstand. Sie wurde auf die Bitte von Prof. Dr. Andreas Kraus, Universität München, verfasst und erschien 1986 in der von ihm geleiteten «Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte» (Band 49, Heft 1).

Das St.Galler Hilfswerk für München 1945-1949

Dr. h.c. Rodolfo Olgiati (1905-1985), Leiter der Schweizerspende (rechts) und Georg Thürer, Gründer und Leiter des St.Galler Hilfswerks für München, auf einem Gang durch die zerstörte bayerische Landeshauptstadt 1947.
Dr. Olgiati war nach dem Rücktritt von der Leitung der «Schweizer Spende» Leiter der Evangelischen Heimstätte Wartensee ob Rorschach.

Die bayerische Landeshauptstadt München beging am 8. Mai 1985 den vierzigsten Jahrestag des Kriegsendes und des Zusammenbruchs der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft würdig und sinnvoll. Oberbürgermeister Georg Kronawitter lud zur Gedenksitzung des Stadtrates aus dem Ausland vier ehemalige französische Kriegsgefangene und drei Gäste aus der ostschweizerischen Stadt St.Gallen mit ihren Gemahlinnen ein. Die St.Galler Vertretung stand unter der Führung von Stadtammann Dr. Heinz Christen, des Oberhauptes der Stadt St.Gallen, welche gemeinsam mit dem gleichnamigen Kanton im Jahre 1945 das Patronat über die notleidende Stadt München übernommen hatte. Er wurde begleitet von Lehrer Werner Steiger-Wohnlich und dem Verfasser dieses Berichts, welche als junge Männer während vier Jahren die Hauptverantwortung für das Hilfswerk getragen hatten. Sie durften erfahren, dass der damals geleistete Beistand den Münchner Behörden in dankbarer Erinnerung geblieben ist. Dass er heute weiten Kreisen nicht mehr deutlich vor Augen steht, ist weder verwunderlich noch bedauerlich, trugen wir Helfer von damals ja nichts dazu bei, das Gedenken an jene Notjahre aufzufrischen, und ging das Hilfswerk doch aus der stillen Rechenschaft hervor: Wir Eidgenossen, die wir in der neutralen Schweiz vom Kriegselend verschont geblieben waren, sollten nicht nur wissen, wovor wir verschont geblieben waren, sondern auch wofür. Und dazu rechneten wir unsern Beitrag zur Linderung von Not aller Art sowie neben dieser Handreiche und durch sie die Stiftung neuen Vertrauens in unserer Nachbarschaft. Dass dieser Beitrag, gemessen an der Not und wohl auch im Vergleich mit andern Hilfswerken, bescheiden blieb, lag in der Natur der Sache, die uns freilich zur Herzenssache geworden war.

Nun, da seit dem Waffenstillstand von 1945 vier Jahrzehnte ohne eigentliche Kriege in Europa verflossen sind und die Mehrzahl der Spender und Empfänger von damals nicht mehr lebt, erfülle ich den Wunsch meines Fachkollegen Prof. Dr. Andreas Kraus, über das erwähnte Hilfswerk zu berichten, unbefangener als ich es früher getan hätte, wenn auch mit dem eigenartigen «Lebensgefühl», nun als Historiker in reifen Jahren auf eine Arbeit zurückzublicken, die man als junger Mann an die Hand genommen hatte.

Die Schweiz hat keine Grossstadt mit einer halben Million oder gar mehr Einwohnern. In ihrer Nähe überstieg

Ende der Dreissigerjahre nur Mailand die Einwohnerzahl einer Million, und München näherte sich dieser Ziffer. War es da nicht vermessen, dass eine Stadt wie St.Gallen mit ihren 62 000 Einwohnern (1941) samt dem gleichnamigen Kanton (268 000 Bewohner) das Patronat über eine Weltstadt übernahm? Gewiss, doch ergab sich dieser Auftrag sozusagen aus den Zuteilungen einer gewissen «Hilfsgeographie» von 1945. Grössere Städte wie z.B. Zürich und Basel unternahmen Hilfsaktionen für grosse Städte in Westdeutschland. Der Grenzkanton St.Gallen stand nun Bayern, das ja mit seiner Hafenstadt Lindau an den Bodensee reicht, räumlich am nächsten. Zudem fehlte es nicht an persönlichen Beziehungen. Zahlreiche St.Galler Künstler und Akademiker dachten gerne und dankbar an die Zeit zurück, da sie in der Kunst- und Universitätsstadt München reiche Anregungen empfangen hatten.

Auch St.Gallen besass seit 1898 seine – freilich bescheidene – Hochschule. Unter ihren Lehrern wirkte damals auch der einst in München hochangesehene Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Hans Nawiasky. Er war dort schon 1931 durch nationalsozialistischen Studententerror arg bedrängt und nach der Machtübernahme Hitlers im August 1933 aus dem bayerischen Staatsdienst entlassen worden. Er hatte sich dann in der Schweiz in Sicherheit gebracht und diente unserer kleinen Fachhochschule, an der namentlich Wirtschafts- und Sozialwissenschaften gelehrt wurden, nicht nur als Ratgeber mit seinen Erfahrungen an einer berühmten Universität, sondern lebte sich auch sehr aufgeschlossen in unsere kleinen Verhältnisse der direkten Demokratie ein. So besuchte er mindestens je zweimal jede unserer fünf Landsgemeinden, auf denen das Volk kleiner Kantone wie einst im altgermanischen Thing unter freiem Himmel Sachentscheide trifft, die kantonale Regierung bestellt und die obersten Richter wählt. Da auch ich Fragen dieser «alpinen Urdemokratie» nachging, begegneten wir uns auf dem Felde der Forschung. Viel wichtiger aber waren bald unsere sehr häufigen Gespräche über die politische Weltlage. Ich widmete mich, zeitweise hauptberuflich, der Abwehr totalitärer Einflüsse und war so ein erklärter Gegner aller Diktatur. Nachdem nun aber 1945 die Diktaturen im Süden und im Norden, welche die Eidgenossenschaft lange und bange Jahre umklammert hatten, zu Fall gekommen waren, empfand ich ein inneres Bedürfnis, aufzuzeigen, dass unsere Abwehr nur dem unmenschlichen System, nicht aber den Nachbarvölkern als solchen gegolten hatte. Das war mein persönlicher Beweggrund, das St.Galler Hilfswerk für München zu gründen und zu leiten. Dabei kam uns die persönliche Freundschaft mit dem Kenner Münchens vielfach zustatten. Mein Kollege widmete sich gegen Kriegsende und unmittelbar danach vor allem seinem staatsrechtlichen «Hilfswerk». Diese Arbeit hat Dr. Wilhelm Hoegner, einst Emigrant in Zürich und nachmals bayerischer Ministerpräsident, in seinem Beitrag zur Festschrift «Staat und Wirtschaft», die dem Gelehrten 1950 zu seinem 70. Geburtstag überreicht wurde, unter dem Titel «Prof. Dr. Hans Nawiasky und die bayerische Verfassung von 1946» eingehend gewürdigt. Über unsere Hilfsarbeit erstattete ich nach deren Abschluss unsern Behörden am 10. Februar 1949 meinen halbamtlichen «Bericht über die Ausübung des Patronats von Stadt und Kanton St.Gallen für die notleidende Landeshauptstadt München 1945-1949». Er erschien im März/April 1949 in der St.Galler Tageszeitung «Ostschweiz», und wir legen ihn unserer Rückschau zu Grunde.

Die eigentlichen Akten des Hilfswerks übergab ich nach dessen Abschluss dem Staatsarchiv St.Gallen, während ich die sehr zahlreichen persönlichen Briefe aus München einstweilen in meinem Privatarchiv aufbewahre.

Die allgemeine Stimmung und damit die öffentliche Meinung der Schweiz war im Schicksalsjahr 1945 dem Gedanken eines Hilfswerkes für die süddeutsche Nachbarschaft nicht wohlgesinnt. Zu verhängnisvoll empfand man immer noch die geistige Belagerung durch das Dritte Reich und die mannigfachen Einschränkungen durch den von Adolf Hitler entfesselten Zweiten Weltkrieg. Wohl nie seit den Tagen Kaiser Maximilians I., der 1499 mit der Eidgenossenschaft Kämpfe auszufechten hatte, die man auf deutscher Seite «Schweizerkrieg» und auf Schweizerboden «Schwabenkrieg» nannte, war die Bodensee-Rheingrenze als so tiefer Graben gesehen worden wie 1933 bis 1945. Das gute Einvernehmen unter Stammesverwandten, wie man es auf beiden Ufern seit Beginn der Neuzeit geschätzt hatte, war einem Misstrauen gewichen. Die Hoffnung, der Waffenstillstand bringe eine baldige Wende, zerschlug sich, als die Grausamkeiten der Konzentrationslager enthüllt wurden. Diese Schreckensnachrichten schürten den Aberwillen gegen das Volk, das solche Unmenschlichkeiten zuliess, wie man aus weiten Kreisen hörte.

Da war es nun entscheidend, dass etliche Mahner aufstanden, die man als unentwegte Gegner des Nationalsozialismus kannte und die daher auf Vertrauen zählen konnten. Sie wandten sich entschieden gegen die heillose Verallgemeinerung, welche alle Deutschen, Henker und Opfer des Nachbarvolkes, in den gleichen Tiegel warf. Wichtiger als ein Strafgericht über die Frevel von gestern war ihnen der Aufbau für morgen. Sie wussten ja, dass es von jeher freiheitlich gesinnte Deutsche gab, die es nun zu finden und aufzurichten galt. Aus solcher Gesinnung entstand noch in den letzten Kriegstagen die schweizerische Hilfe für Deutschland. Der gute Wille regte sich vom St.Galler Rhein bis nach Basel, und man sah sich vor der Aufgabe, die Bereitschaft zur Hilfe zu ordnen, um diese wirksam einzusetzen.

Von Basel aus, wo Prof. Dr. Ernst Staehelin die Kräfte sammelte, begaben wir uns Mitte August 1945 auf einer

ersten Ermittlungsfahrt ins Hauptquartier von General König in Baden-Baden. Eine zweite Reise führte ein Vierteljahr später über Bregenz, Lindau, Friedrichshafen, Tübingen, Reutlingen, Ulm und Augsburg nach München und von dort über Partenkirchen und Landeck über den Arlberg nach Hause zurück. Namentlich auf dieser zweiten Fahrt, die vom 8. bis zum 12. November dauerte, gewann ich die Überzeugung, dass von St.Gallen aus am ehesten dem zerstörten Friedrichshafen, dem nahen Vorarlberg und vor allem der bayerischen Landeshauptstadt München geholfen werden sollte.

In München nahm ich Fühlung mit Oberbürgermeister Dr. K. Scharnagl, Fürsorgechef Dr. E. Hamm, Erzbischof Kardinal Dr. M. von Faulhaber, Landesbischof D. Meiser und Vertretern der Flüchtlingshilfe. In meinem eingehenden Bericht an Rodolfo Olgiati, den Leiter der Schweizerspende in Bern, schrieb ich u.a.: «Wenn sich die Münchner auch über den guten Stand des Aufräumens freuen, so bietet die Stadt doch dem Fremden ein trostloses Bild. Sie wurde recht eigentlich ins Herz getroffen. Hier wüteten vor allem die Angriffe vom Juli und Dezember 1944 und am entsetzlichsten am 7. Januar 1945, als Brände und Schneestürme um die Wette tobten. Die Gesamtzahl der Münchner Bevölkerung sank von 800000 auf 550000. Die Zahl ist indessen sehr unbestimmt, da jeden Tag Tausende von Flüchtlingen aus dem Osten über die bereits verschneite oberbayerische Hochebene heranfluten oder von Zügen gebracht werden. Wir sahen einen solchen Zug ankommen. In der Regel waren 35 Personen mit ihrer kargen Habe in einem Viehwagen zusammengepfercht. Fünf Tage und fünf Nächte hatten sie keinen Fuss aus dem Wagen setzen dürfen. Sie sahen abgemagert, ja z.T. ausgemergelt aus. Wir besuchten von den 25 Flüchtlingslagern das Lager Nr. 3 (Allach), das namentlich Sudetendeutsche, Schlesier und Ostpreussen umfasst. Hier herrscht dringender Bedarf vor allem an Schuhwerk, zumal für Kinder. Auch die Wolldecken reichen bei weitem nicht. Die 9500 Flüchtlinge der erwähnten Lager müssen sich in insgesamt 2000 Wolldecken teilen. Viele sind in Sommerkleidern von zu Hause weggegangen und frieren nun in den Winkeln der verschneiten, kaum dicht zu schliessenden Baracken. Infolge der Verlausung mussten Kinderkleider in Masse verbrannt werden.»

Ausgerüstet mit diesen Eindrücken und Angaben an Ort und Stelle, nahm ich nach der Heimkehr die Gründung des notwendigen Hilfswerkes sofort an die Hand. Unter der Leitung von Regierungsrat Paul Müller, welcher dem Departement des Innern des Kantons St.Gallen vorstand, konstituierte sich am 1. Dezember 1945 in St.Gallen die «Ostschweizer Grenzlandhilfe». Ihrem Vorstand gehörten ausser den Vertretern der politischen Behörden, Schulen und Kirchen sowie der Ärzteschaft vor allem Verbindungsleute aus bereits bestehenden, mitarbeitenden Hilfswerken an, wie z.B. vom Schweizerischen Roten Kreuz und seiner Kinderhilfe, von der Frauenzentrale St.Gallen, vom Arbeiter-Hilfswerk, dem katholischen Caritasverband und von evangelischen Hilfswerken. Sie alle waren auch in der Unterkommission für München vertreten, deren Leitung ich übernahm. An der Spitze des Sammeldienstes stand Frau Klara Niederer-Schoop, die von ihrer leitenden Stellung im Frauenhilfsdienst während des Krieges wertvolle organisatorische Erfahrungen mitbrachte. Die Sammlungen durch die Schülerschaften des Kantons lagen in den Händen des tatkräftigen Lehrers Werner Steiger-Wohnlich, der sich auch der Kinderhilfe annahm. Das Rechnungswesen betreute der Appenzeller Bezirksgerichtspräsident H. Rechsteiner-Brunner als Zentralkassier der Ostschweizerischen Grenzlandhilfe, und als Sekretär amtete der junge Historiker Dr. U. Im Hof. Alle Mitwirkenden besorgten ihren Dienst ehrenamtlich und trugen auch sämtliche Spesen selbst. Die Zuwendungen der öffentlichen Hand waren kaum der Rede wert. Umso eifriger musste gesammelt werden.

Das erste Rundschreiben an die Öffentlichkeit trug den fragenden Titel «Grenzlandhilfe?» und verschwieg die weitverbreitete Volksmeinung, den Deutschen gehöre ein «Denkzettel», in keiner Weise. Eine Minderheit leitete die Besinnung durch die Gewissensfrage ein: «Warum wir den Deutschen trotzdem helfen». Unter den acht angeführten Gründen nennen wir die vier ersten:

1. Als Christen fühlen wir uns nicht zu Richtern berufen. Die Bruderliebe weist andere Wege.

2. Als Mitmenschen wollen wir nicht feige und untätig am reissenden Strom der Zeit sitzen, aus dem Schreiende und Schweigende Blicke zu uns erheben.

3. Als verschonte Schweizer schämen wir uns, die steigenden Rationen einfach als selbstverständlich hinzunehmen, wo selbst die Engländer ihre Mahlzeiten weiterhin karg bemessen, um den Gegner von gestern nicht morgen verhungern zu lassen.

4. Als Demokraten wollen wir nicht, dass es in Deutschland heisse: «Unter Hitler war es denn doch besser!» Denn der Hunger ist der gelbe Herold des Führers Nr. 2.

Der Appell, Verzweiflung und Nihilismus verhüten zu helfen, verfehlte seine Wirkung nicht. Der dem Aufruf beigelegte Einzahlungsschein wurde eifrig benützt. Zu Hunderten erfolgten schon in den nächsten Tagen beträchtliche Barspenden. Inzwischen wuchsen die an den Sammelstellen abgegebenen Kleidungsstücke sowie die Bettwäsche, besonders Wolldecken, zu Bergen. Es fehlte auch nicht an Schuhwerk, Seife und Nähzeug. Besonders willkommen waren 110 neue Kinderbettchen, welche St.Galler Knaben in Handfertigkeitskursen schreinerten, während die Mädchen in den Arbeitsschulen – unter Leitung von Helene Tobler – die Ausrüstung besorgten. Auch Medikamente und Nahrungsmittel wurden bereitwillig gespendet. Und so erfüllte sich der

Wunsch, viele Hilfsgüter, noch ehe das unheimliche und doch befreiende Jahr 1945 zu Ende ging, in die notleidende Stadt München zu bringen.

So erfreulich das Sammeln und Sichten der Hilfsgüter vor sich ging, so unerfreulich war es, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich beim Erlangen der notwendigen Ausweise für die Durchreise stellten. Wohl bezeugten die Regierung des Kantons und die Behörden der Stadt St.Gallen, dass sie das Patronat für München übernommen hätten, und auch das ja weltweit angesehene Rote Kreuz empfahl unser Hilfswerk vorbehaltlos. Hingegen bedurfte es grosser Anstrengungen, um in Bern von der diplomatischen Vertretung Frankreichs die Erlaubnis zu erlangen, die französische Besatzungszone zu passieren. Unser Vorstoss nach Nordosten barg des Ungewissen noch übergenug. So wussten wir z.B. nicht, ob und wo Brücken über den Lech und andere Flüsse bestanden.

Am zweiten Tage nach Weihnachten wurden unter der Aufsicht von Lehrer Werner Steiger-Wohnlich auf der St.Galler Kreuzbleiche vormittags fünf grosse Lastwagen mit je einem Anhänger mit Hilfsgütern beladen. Sie wurden von 18 Personen begleitet, denn es lag uns daran, dass eine Reihe von Leuten Zeugen des Notstands würde. Auch sollten Ärzte in den Münchner Spitälern von ihren Fachkollegen beraten werden, welcher Heilmittel man am dringendsten bedurfte. Die Begleiter fuhren z.T. in Privatwagen, während die Stadt St.Gallen selbst angesichts der abenteuerlichen Fahrt nur einen schwerfälligen Wagen zur Verfügung stellte, den man nach dem St.Galler Wappentier den «Stadtbären» nannte.

Keiner der Teilnehmer wird je diese erste Fahrt nach München vergessen. Auf mannigfachen Umwegen erreichten wir gegen Mitternacht endlich das Schweizer Generalkonsulat in München, wo uns Vizekonsul Dr. P. Frei, der anstelle des erkrankten Generalkonsuls Dr. Regli seines Amtes waltete, freundlich willkommen hiess und um Schlafstellen besorgt war. Beim nächsten Morgengrauen zeigte sich das Skelett einer ausgebombten Stadt. Dass es in den Ruinen nicht ungefährlich war, erkannten wir, als beim Abladen eines Lastwagens eine nahe Hauswand zusammenstürzte.

Oberbürgermeister Scharnagl begrüsste uns auf dem Rathaus herzlich und bekannte, dass wir, selbst wenn wir mit leeren Händen gekommen wären, ein grosses Gut gebracht hätten, nämlich das lebendige Zeugnis, dass nicht das gesamte Ausland nur noch Verachtung für Deutschland übrig hätte, wie man in Zeiten der Verlassenheit fürchtete. Wir übergaben die Hilfsgüter zu 40% dem Wohlfahrtsamt der Stadt und zu je 30% dem Caritasverband und der Inneren Mission. Eine besondere Gunst fügte es, dass der Kommandant der amerikanischen Besatzungsbehörden, Oberst Keller, einer alemannischen Familie entstammte und mit einer Schweizerin verheiratet war, so dass alle Sprachschwierigkeiten wegfielen. Er brachte den ersten Helfern Münchens aus dem Ausland grosses Verständnis entgegen.

Unvergesslich bleibt uns der Empfang im protestantischen Betsaal St.Markus, wo uns Landesbischof Dr. Meiser und Pfarrer Henninger, der Leiter der Innern Mission, begrüssten, und besonders eindrücklich sprach Kardinal Faulhaber im erzbischöflichen Palais von der äussern und innern Not seines Volkes. In der frühen Dämmerung vernahm man einen leisen Gesang. Der Kardinal hob die Hand: «Seit die Griechisch-Orthodoxen keine Scheiben mehr in ihren Fenstern haben, hört man sie hier singen.» Es war eine ökumenische Stunde. Gespräche in Spitälern, Flüchtlingsbaracken, im Bahnhof-Bunker und mit dem Dichter Ernst Wiechert in Wolfratshausen auf der Heimfahrt am 31. Dezember festigten unser Bestreben, das Hilfswerk fortzusetzen.

Man sagte uns, dass von den 99 Schulhäusern Münchens nur elf unversehrt geblieben seien. Es fehlten rund 20 000 Sitzplätze. Lehrer Steiger sorgte dafür, dass wenigstens 400 ältere Bänke rund anderthalbtausend Kindern Sitzplätze im Schulhause boten. Bei Schuhsammlungen entstand unter den Schülern ein edler Wettbewerb, gab es doch Buben, welche zehn und mehr Paare in Steigers Schulhaus brachten.

In Zusammenarbeit mit der Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes wurden im Frühherbst 1947 zum ersten und im Spätherbst 1948 zum zweiten Male je zweihundert Münchner Buben und Mädchen in den Kanton St.Gallen eingeladen, wo sie sich während eines Vierteljahres erholen konnten, war in München die Zuteilung an Lebensmitteln zur Zeit der grössten Knappheit doch auf rund 1000 Kalorien gesunken. Manche unverschuldet Verwahrloste mögen die gesunde Luft gastfreundlicher Schweizerstuben geatmet haben. Dabei öffneten auch arme Familien ihre Türe, um Ärmsten zu helfen.

Ein besonderes Anliegen war es Lehrer Steiger, dass das zerstörte Münchner Waisenhaus wieder aufgebaut werde. Er vermittelte ihm einen sehr hohen Betrag, verband ihn aber mit der Auflage, dass der frühere Massenbetrieb mit grossen Sälen durch eine neue Ordnung ersetzt werde, wonach Gruppen sich in Wohnzimmern heimisch fühlen konnten. Der Wiederaufbau des Münchner Waisenhauses erfuhr die Unterstützung eines weltbekannten Gastes. Der Nobelpreisträger Thomas Mann war aus dem Exil in Amerika nach Europa zurückgekehrt und erfüllte 1947 unsere Bitte um eine Lesung in St.Gallen zugunsten des Waisenhauses der Stadt, in welcher er fruchtbare Schaffensjahre verbracht hatte.

Der grösste Schweizer Erzieher, Johann Heinrich Pestalozzi, hatte nicht nur gesunde Wohnstuben gefordert, sondern auch geraten, man möge den Armen so helfen, dass sie sich eines Tages selber helfen könnten. Dieser Leitgedanke wurde bei der Einrichtung von zwölf Nähstuben in München befolgt. Stadtrat Dr. Hamm hatte als Leiter des städtischen Wohlfahrtsamtes erkannt, dass hier eine Lücke geschlossen werden konnte, und Lehrer Steiger

ging ihm bei der Beschaffung von über hundert Nähmaschinen und beinahe ebenso vielen Bügeleisen an die Hand. In der Textilstadt St.Gallen spendeten Garnhändler und Gewebeexporteure ansehnliche Mengen von Stoffen, Tüchern, Garnen, Faden, Stickwolle und Nähbeuteln. So konnten Münchnerinnen und Flüchtlingsfrauen ihren Familien Kleidungsstücke schneidern und flicken. Zugleich entgingen sie den Gefahren der Arbeitslosigkeit. Dass München die St.Galler Nähstuben nicht mehr missen wollte, ergibt sich aus der Tatsache, dass sie heute noch bestehen und von emsigen Frauen unter kundiger Leitung belebt werden.

Über der materiellen Unterstützung wurde das geistige Leben nicht vernachlässigt. Die Universität in München erhielt aus St.Gallen eine stattliche Bücherspende, die neben Klassikern, wissenschaftlichen Werken und Zeitschriften vor allem Bücher über die Demokratie umfasste. Für diese und weitere Spenden dankte Rektor Prof. Dr. Walther Gerlach mehrmals.

Die Hochschule St.Gallen führte im Sommersemester 1948 eine «Münchner Woche» durch, welche fünf Münchner Professoren zu Vorlesungen nach St.Gallen einlud, und sechs St.Galler Dozenten erwiderten nach Pfingsten diesen Besuch, indem sie in München Gastvorlesungen über «Staat und Wirtschaft der Schweiz» hielten. Die Ludwig-Maximilians-Universität ernannte den St.Galler Lehrer Werner Steiger-Wohnlich zu ihrem Ehrenbürger und zeichnete damit «den hervorragenden Lehrer und hilfsbereiten Jugendfreund» für seine Tätigkeit «im Geiste seines grossen Landsmannes Pestalozzi» aus.

Ende Juni 1947 vereinigten sich in der überfüllten Aula der Münchner Universität Vertreter aus über einem Dutzend Nationen zur ersten Internationalen Jugendtagung. Das erste Wort wurde dabei dem Leiter des St.Galler Hilfswerkes für München erteilt, der sich sehr darüber freute, dass an der Stätte, wo die Geschwister Scholl todesmutig gegen die Diktatur aufgetreten waren, das freie Wort wieder zu seinem Rechte kam und die Jugend einst verfeindeter Völker den Weg zum friedlichen Zusammenleben suchte. Auch der aus Ostpreussen stammende Dichter Ernst Wiechert hatte in seinen Münchner Jahren den Bürgermut aufgebracht, die Ablehnung der braunen Gewaltherrschaft freimütig auszusprechen. Seine Reden an die Münchner Studenten, die er in den Jahren 1933 und 1935 gehalten hatte, waren in der Schweiz hochgeschätzt worden, und sein Schicksal im Lager Buchenwald – «Totenwald» nannte er es in seinem Erinnerungsbuch – ging uns sehr nahe. Als er am 16. Februar 1947 seine «Rede an die Schweizer Freunde» hielt, war das St.Galler Stadttheater so überfüllt wie noch nie.

Ein besonderes Fest bedeutete es für die Patronatsstadt, dass die Münchner Philharmoniker am 28. November 1949 den Lehrern und Schülern, welche bei Sammlungen für die notleidende bayerische Landeshauptstadt wacker mitgeholfen hatten, ein grossartiges Konzert bot.

Auch auf den Sportplätzen begegnete man sich in wiedergewonnener Freiheit. Lange schien es, als meide man deutsche Mannschaften. Da war es St.Gallen, das diesen Bann brach, indem es die Münchner Fussballer zu einem Treffen in St.Gallen einlud. Zweihundert Münchner Studenten meldeten sich freiwillig zum Schweizer Landdienst, was wertvolle Gespräche mit jungen Akademikern einleitete.

Noch lebten Hunderttausende junger Deutscher in den Gefangenenlagern der Siegermächte. Um auch mit ihnen ein fruchtbares Gespräch aufzunehmen, begaben sich drei St.Galler Professoren für etliche Wochen nach England, um auf Reisen von Lager zu Lager in Vorträgen und offenen Aussprachen die Zuversicht zu stärken, dass eine bessere Zeit anbreche.

Als mit dem Marshall-Plan die wirtschaftliche Wiederaufrichtung Europas einsetzte, die deutsche Währungsreform die Selbstversorgung in gesundere Bahnen lenkte und sich der Zusammenschluss der drei von den Westmächten besetzten Zonen zur «Bundesrepublik Deutschland» abzeichnete, liess sich der Abschluss der St.Galler Hilfsaktion für München verantworten.

Es wurden von Spätherbst 1945 bis zum Spätwinter 1949 insgesamt fünf grosse Sammlungen durchgeführt. Sobald sich der Zugsverkehr einigermassen wieder eingespielt hatte, benützte man die Eisenbahn, um die Hilfsgüter von St.Gallen nach München zu bringen. Die letzte Spende beanspruchte sieben Eisenbahnwagen. Es fällt schwer, den Gesamtwert aller Hilfsgüter zu bemessen. Ein Kleidungsstück, das von einer gefährlichen Erkältung bewahrt, oder gar ein lebensrettendes Medikament haben ja unschätzbaren Wert. Im Bericht an die St.Galler Behörden wurde das Gesamtgewicht aller Warenspenden mit 111 441 kg bemessen und ihr Gesamtwert, vorsichtig geschätzt, mit 530 000 Fr. angegeben. Mindestens soviel dürften die Familien, welche in St.Gallen und durch die Vermittlung unseres Hilfswerkes in der übrigen Schweiz ein «Münchner Kindl» für drei Monate aufnahmen und ausstatteten, aufgewendet haben. War auch der Kaufwert einer guten Million Schweizerfranken damals erheblich höher als heute, so durfte der Betrag die Sammler mit einer gewissen Genugtuung, aber keinerlei Stolz erfüllen. Im Grunde zählen ja nur jene Spenden, welche der Schenkende mit spürbaren Verzichten leistet. Und da blieb die Zahl der Schweizer Häuser, welche ein echtes Opfer auf sich nahmen, doch recht gering, und sie lässt sich schlechterdings kaum mit der Haltung vergleichen, welche deutsche Vorkämpfer der Freiheit während Hitlers Gewaltherrschaft zeigten. Einen kleinen, uns aber wesentlich erscheinenden Teil der St.Galler Hilfsgüter stellten daher die 219 grossen Liebesgabenpakete dar, welche um die Jahreswende 1946/1947 an hervorragende Vertreter der Widerstandsbewegung gesandt wurden. Das St.Galler Hilfswerk beauftragte das Arbeiterhilfswerk mit der Auslese der Empfänger dieser 20 bis 25 kg schweren

Pakete. Eine grosse Zahl von Dankschreiben von Persönlichkeiten, die z.T. im politischen und kulturellen Leben ihren Namen haben, bezeugte, dass diese gezielte Hilfe in vielen Stuben Freude bereitete. Auch die städtischen Behörden sowie Erzbischof Kardinal Michael von Faulhaber und Landesbischof Meiser liessen uns in wiederholten Schreiben wissen, dass das Hilfswerk Darbenden half und Segen zu stiften vermochte. Wir bewahrten aber auch eine Reihe zum Teil unbeholfener Briefe auf, die von Unbekannten oder Ungenannten, nicht selten von Kindern und Kranken stammten, und die uns als «kleine Urkunden grosser Dankbarkeit» immer wieder erfreuten.

Den eigentlichen Dank der Stadt durften Vertreter der Ostschweizer Helfer am 9. Februar 1949 als Ehrengäste einer Stadtratssitzung aus dem Munde des neuen Oberbürgermeisters Thomas Wimmer und seines Vorgängers Dr. Karl Scharnagl vernehmen. Dabei erfuhren wir eine überaus liebenswürdige Gastfreundschaft in der sich sichtlich erholenden Stadt, die einer ihrer Strassen beim Waisenhaus den Namen «St.Galler Strasse» verlieh.

Es war namentlich der von Stadtrat Dr. Erwin Hamm und dem St.Galler Lehrer Steiger geleiteten «Arbeitsgemeinschaft St.Gallen-München» zu verdanken, dass auch nach dem Abschluss des Hilfswerkes partnerschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Städten gepflegt wurden. Mit besonderer Freude erinnern wir uns der Einladung zu den strahlenden Feierlichkeiten, mit denen die Stadt München 1958 die 800-Jahrfeier ihres Bestehens beging. Dabei umschrieb Werner Heisenberg, der 1933 als 32jähriger den Nobelpreis für Physik erhalten hatte, in launiger Weise das Wesen der Münchner als ansprechende Verbindung der Liebenswürdigkeit der Berliner mit der Genauigkeit der Wiener. Bei der grossen Olympiade 1972 hatte auch der St.Galler Stadtammann Dr. Alfred Hummler seinen Platz unter den Ehrengästen. Er konnte 1973 in seiner Stadt Oberbürgermeister Kronawitter, Bürgermeister Gittel und Stadtrat Dr. Hamm begrüssen, welche mit dem Gesundheitsausschuss der Landeshauptstadt München zur Besichtigung des St.Galler Kinderspitals nach St.Gallen gekommen waren, wo auch die Stiftsbibliothek im schönsten Rokokosaal des Landes besucht wurde. Alljährlich wiederholt sich ein Besuch aus München. Im Advent und zu Weihnachten erstrahlen nämlich in Hunderten von St.Galler Stuben im Kerzenlicht goldene und silberne «Münchner Engel», feinste Erzeugnisse des bayerischen Kunstgewerbes.

Bei jedem Wiedersehen gaben sich die Helfer aus der Schweiz darüber Rechenschaft, dass sie selbst ihrem Hilfswerk wesentliche Einsichten verdankten. Wir hatten während rund fünf Jahren in einer Isolation gelebt und bedurften der Fühlungsnahme mit Zeitgenossen, welche den Krieg mit all seinen Schrecken und Schmerzen, den Verlust von Menschenleben und Gütern erlitten hatten. Diese vom Kriegselend direkt Betroffenen bildeten ja in Europa die grosse Mehrheit, während die Verschonten auf der Iberischen Halbinsel, in Schweden und in der Schweiz kaum die Zahl derer erreichten, welche dem Zweiten Weltkrieg insgesamt zum Opfer fielen. Wir hatten im Rahmen des Hilfswerkes immer wieder Anlass, mancherlei Selbstgerechtigkeit abzustreifen und Vorurteile aufzugeben, denn wir kannten die Gegebenheiten der Menschen, die unter dem Zwang der Diktatur gelebt hatten, oft nicht ausreichend; man denke nur an den infamen Griff auf unschuldige Geiseln, um Gegner des Systems zu zermürben und gefügig zu machen.

Nun war die schlimme Zeit zwar überwunden. Die Erinnerung daran aber durfte nicht verdrängt werden. In dieser Gesinnung wurde auch die Gedenksitzung des Münchner Stadtrates vom 8. Mai 1985 gestaltet, zu der wir aus St.Gallen geladen waren. Beides wurde in Erinnerung gerufen, was vor vierzig Jahren geschehen war: Ende der Gewaltherrschaft von Hitlers Diktatur und Waffenstillstand. Ein ehemaliger Stadtrat, der harte Jahre im Konzentrationslager verbracht hatte, rief die dortigen Leiden in Erinnerung, und ein Film zeigte, wie die erste Fronleichnamsprozession von 1945 den Weg durch Trümmerhaufen suchte. Oberbürgermeister Kronawitter aber ergänzte den Rückblick durch die Mahnung, dass sich ein Unheil, wie es die unmenschliche Diktatur mit sich gebracht hatte, nie mehr ereignen dürfe. Wenn je einmal, so müsse nun aus der Geschichte gelernt werden.

Am Vorabend hatten Bürgermeister Dr. Winfried Zehetmeier und Alt-Stadtrat Dr. Erwin Hamm die Gäste aus St.Gallen in der Grütznerstube des Rathauses herzlich begrüsst. Es wurde ihnen in den nächsten Tagen ein grosszügiges Programm geboten, und sie erlebten auf Schritt und Tritt die Freude, dass die Stadt, die sie einst in Ruinen sahen, von frohem Leben durchpulst ist. Ich wüsste fürwahr keine Stadt von solchem Ausmass zu nennen, in der sich der Mensch nicht als Nummer oder Teilchen einer Masse vorkommt, sondern als freie Person fühlt wie in München. Die Gassen der Altstadt haben ihre Traulichkeit zurückgewonnen und die Hauptstrassen ihre Grösse bewahrt.

Schliessen wir indessen mit zwei denkwürdigen Begegnungen unseres letzten Besuches in München. In der KZ-Gedenkstätte Dachau erkannten wir unwiderlegbar, dass diese Stätte, wo Himmlers Schergen schon 1933 ihre unerhörte Peinigung begannen, nicht erst nach dem Kriege, sondern schon sechs Jahre zuvor bekannt war. Am tiefsten ergriff und zugleich erhob uns der Gedenkakt auf dem sogenannten Schuttberg im Luitpoldpark. Da beschworen ein Rabbiner und hohe Vertreter der christlichen Bekenntnisse nicht nur die finstern Geister der Vergangenheit. Nein, diese «Bergpredigt» auf dem Schuttberg, also auf den Trümmern Münchens aus der Zeit der schwersten Prüfung seiner Geschichte, ermahnte auch die heranwachsende Generation: die zwölf Jahre

Der Erzbischof von München
Cardinal Faulhaber

München, den 8.Dezember 1947
Promenadestrasse 7
Bayern - US-Zone

An

Herrn Prof. T h ü r e r ,

St. G a l l e n /Schweiz.

Sehr geehrter Herr Professor !

Anlässlich des Weihnachtsfestes fühle ich mich verpflichtet, Ihnen und Ihren treuen Mitarbeitern, sowie unserer treu besorgten Patenstadt St.Gallen aufrichtig zu danken für die Hilfe, die Sie mir und meiner Caritas im Laufe dieses Jahres im Dienste der christlichen Nächstenliebe haben zukommen lassen. Mit den Gaben, die wir dank Ihrer Initiative bekommen haben, konnte die Caritas viel Not und Elend lindern und viele Tränen trocknen.

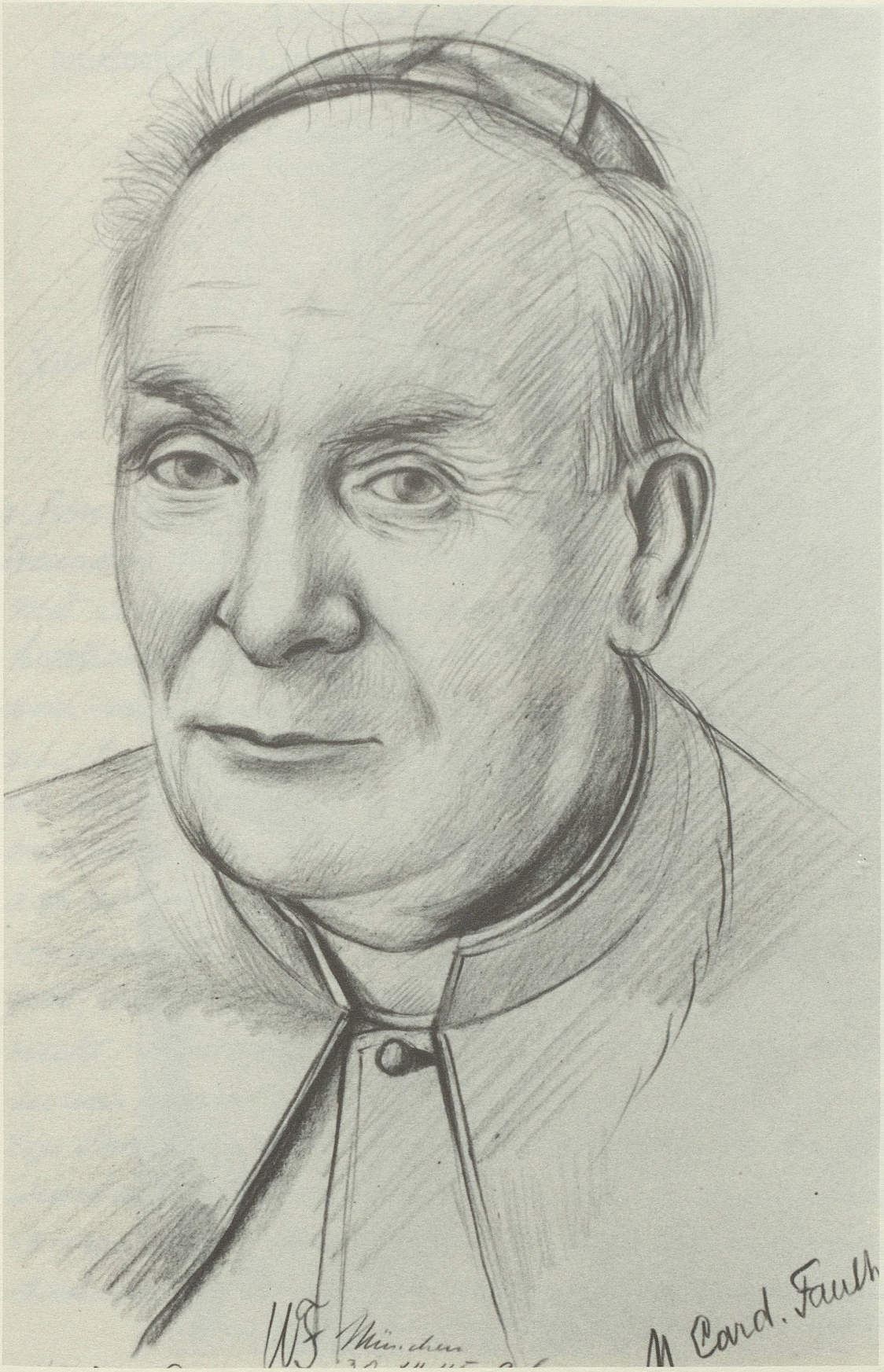
Der Herrgott lohne Ihnen Ihre grossen Bemühungen zugunsten meiner Armen. Ich sende Ihnen und den treuen Helfern der lieben Patenstadt St.Gallen die herzlichsten Weihnachtsgrüsse und -wünsche für Ihr persönliches Wohlergehen und für Ihre nimmermüde Arbeit zugunsten der Caritas.

In aufrichtiger Verehrung
M. Card. Faulhaber.

Kath.Caritasverband
der Erzdiözese München-Freising
München 13, Hess-Strasse 24/26

O. Jandl

O. J a n d l
Caritasdirektor.



Willy Fries (1907-1980): Kardinal Michael von Faulhaber, München, 30. Dezember 1945; Kantonsbibliothek (Vadiana) St.Gallen.
Willy Fries begleitete den ersten Hilfszug nach München Ende Dezember 1945; er gab darüber einen Bericht heraus mit dem Titel: «Tagebuch aus der Ruinenstadt» (Zollikon-Zürich o.J.).

Willy Fries: Dr. theol. Hans Meiser, DD., Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, München, 29. Dezember 1945; Kantonsbibliothek (Vadiana) St.Gallen.
Nach jedem Hilfszug dankte Landesbischof Meiser im Namen der Evangelisch-Lutherischen Kirche dem Hilfswerk, für welches Stadt und Kanton St.Gallen das Patronat übernommen hatten.

Der Landesbischof
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern r. d. Rhs.
*
Ansbach, ~~Julius-Streicher-Straße 16, Fernruf 2137~~
München, Himmelreichstraße 3, Fernruf 52002/43

München, 4. 1. 47.

Sehr verehrter Herr Professor!

Ich möchte den Jahreswechsel nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen persönlich und allen Schweizer Freunden, die uns andauernd so brüderlich und freigebig mit Liebesgaben versorgen, unseren aufrichtigen und herzlichen Dank zum Ausdruck zu bringen. Wir sind ja noch immer nicht an das Ende aller Not gekommen. Immer neue Quellen des Elends springen auf und vergeblich fragen wir uns oft, wie wir je wieder in geordnete Zustände kommen sollen. Da ist es uns Trost und Stärkung zu wissen, daß wir im Kampf um die Not nicht allein stehen, sondern daß es eine Gemeinschaft der helfenden Liebe gibt, welche über Länder- und Völkergrenzen hinüberreicht. Jedesmal, wenn so ein Schweizer Liebesgabenzug zu uns kommt, ist es uns, als neigte sich der barmherzige Samariter über uns, der Öl und Wein in unsere Wunden gießt und wir können Gott nur immer aufs neue danken, daß er im Ausland so viele barmherzige Menschen zur Tat der Liebe erweckt und zu solchen

1933 bis 1945 müssen als Mahnzeichen ins Bewusstsein und Gewissen der Gegenwart und Zukunft eingebrannt bleiben. Nur wenn die Menschheit beizeiten erkennt, wohin frevler Hochmut und Menschenverachtung führen, dürfen wir im Jahrhundert, das die Weltkriege zu numerieren begonnen hat, von einer Sinngebung des Leidens sprechen.

Darf ich diesem Bericht für eine wissenschaftliche Zeitschrift noch zwei persönliche Erinnerungen anfügen? Da wir mit den Kirchen beider Konfessionen zusammenzuarbeiten hatten, wollte ich mich neben Kardinal und Erzbischof Faulhaber auch dem evangelischen Landesbischof D. Meiser vorstellen. Leider konnte ich keine Blumen auftreiben, um sie seiner Frau zu überreichen. Wie ich meine Taschen musterte, entdeckte ich noch eine Sardinenbüchse. Natürlich empfand ich Hemmungen, diese als Geschenk an eine Dame weiterzugeben, und fragte daher meinen Münchner Begleiter, der mir den Weg wies, was ich wohl Frau Landesbischof schenken dürfe. Er erklärte: «Sie dürfen heute der Frau Landesbischof ein Streichholz schenken.» So gross war die Not.

Meine Frau hatte mir auch ein Stück Appenzeller Käse mitgegeben. Es war sauber eingepackt und erst noch mit Zeitungspapier umhüllt. Im darbenden München gab ich den Käse einem ältern Manne, dem der Hunger aus den Augen sah. Zu meinem Erstaunen löste er die Zeitung sorgsam und vertiefte sich in das lokale Blatt aus den Schweizer Voralpen, das die Städter ja gerne als «Käseblatt» verspotten. Der geistige Hunger nach Meldungen aus einem freien Lande schien noch grösser zu sein als der leibliche nach der würzigen Speise.

Europäische Gespräche

Die Neutralität darf die Schweizerische Eidgenossenschaft nicht daran hindern, ihre Aufgaben, die sich aus ihrer Lage in der Mitte des Abendlandes ergeben, offenherzig und tatkräftig wahrzunehmen. In seinem grossangelegten Werke EUROPA AETERNA bot der Zürcher Metz-Verlag eine «Gesamtschau über das Leben Europas und seiner Völker». In drei Bänden wurden «Kultur, Wirtschaft, Staat und Mensch» dargestellt. Mir wurde der Auftrag erteilt, anzudeuten, zu welchem «Sternbild Europa» wir aufschauen. Ich sah es im Zusammenspiel von fünf strahlenden Kräften, nämlich der naturgegebenen Vielgestalt, dem aus der Antike stammenden Geist der Menschenwürde, der Freiheit, dem Sinn für Mass und dem Christentum als der Seele Europas. (Bd. III, 1956).

Natürlich wollen wir die Zugehörigkeit zu Europa nicht auf die Schau beschränken, sondern die Theorie durch die entsprechende Praxis ergänzen. Der erste Schritt bestand nun nach dem Kriege darin, dass man das Gespräch von Volk zu Volk, von Mensch zu Mensch wiederum aufnahm. Das erschien uns besonders notwendig in bezug auf die mehr als ein Jahrzehnt hindurch irregeleiteten Deutschen. Einsichtige aller Länder wollten verhüten, dass das deutsche Volk im Schock der Niederlage und angesichts der zertrümmerten Städte anfällig für den Nihilismus werde. Es sollte vielmehr erfahren, dass es in demokratischer Ordnung unter verantwortungsbewussten Staatsmännern seinen Platz im Abendlande habe wie jedes andere Volk.

Kein Geringerer als Winston Churchill sprach Mitte September 1946 in Zürich das vermittelnde Wort. In der Universität forderte er Frankreich auf, sich Deutschland zu nähern, um ein neues Europa stiften zu helfen.

Ich liess es mir nicht nehmen, bei Churchills Rede auf dem Fraumünsterplatz zugegen zu sein. Es mochten wohl dreissigtausend Menschen zwischen den Zunfthäusern «zur Meise» und «zur Waag» zusammengeströmt sein, um den Vorkämpfer der Demokratie und seine Tochter Mary zu sehen. Zwei winzige, aber doch typische Einzelheiten blieben mir haften. Churchill sah sich ausserstande, auch die Fernstehenden mit dem Hute in der Hand von der Rednerbühne aus zu grüssen. Was tat er? Er steckte den Hut auf seinen Stock, hob diesen hoch empor und liess den Hut baumeln. Man lachte. Gewiss war dieser Gruss komisch, aber jemand sagte: «Der Mann hat Humor. Man könnte sich nicht vorstellen, dass der grimmige Hitler so etwas getan hätte!»

Ehe die Ansprache Churchills begann, gab es dicht bei uns weit hinten im Zuschauerfeld einen unvergesslichen Zwischenfall. Ein kecker Kerl hatte, um besser nach vorn zu sehen, eine Bockleiter mitgebracht und aufgestellt. Schon stieg er die ersten Stufen empor, als alle, denen nun durch die Bockleiter die Sicht auf die Bühne genommen war, zu murren und zu knurren begannen. Der kühne Schaulustige aber erwiderte das «Abe mit em!» mit den Worten: «Mir sind doch i der freie Schwyz. Da cha doch jede mache, was er will!» Unnötig zu sagen, dass die Aussprache über die Freiheit alsobald auf dem Erdboden vor sich ging. Mir kam Rousseaus Richtschnur in den Sinn, wonach die Freiheit des einzelnen dort ihre Schranke findet, wo die Freiheit der andern zu Schaden käme.

Als Churchill in Zürich sprach, weilten noch Hunderttausende von Deutschen in Kriegsgefangenenlagern der Siegermächte. Nach Aussagen vieler war die Behandlung sehr ungleich. Am schlimmsten waren Ernährung und Zwangsarbeit in Russland, etwas milder bei den Franzosen und Amerikanern, und am meisten Verständnis erfuhren die deutschen Kriegsgefangenen in England. Gewiss musste dort kaum mit Ausreissern gerechnet werden, die sich nach Hause durchschlagen wollten, denn das Meer rund um die britische Inselwelt gebot ein wirksameres Halt als anderswo Mauern und Stacheldraht. Die freundliche Behandlung erklärte sich aber nicht nur aus den geographischen Umständen, sondern vor allem aus grosszügiger Einsicht der Engländer. Diese nahmen ja sogar eine Verlängerung der Lebensmittelrationierung willig auf sich, um die Ernährungslage in Deutschland zu heben. Wir vernahmen rührende Zeugnisse guten Einvernehmens zwischen deutschen Kriegsgefangenen und britischen Familien. Als ein Bauer und seine Frau einige Zeit vom Hofe nach London zogen, konnten sie die Landwirtschaft vertrauensvoll deutschen Bauernsöhnen überlassen, die vom Lager her regelmässig auf den Hof kamen und alles instand hielten. Und da war ein Ehepaar, das alle drei Söhne im Kriege verloren hatte. Sie baten den Kommandanten des nächsten Gefangenenlagers im späten Advent um drei deutsche Gäste, damit sie Weihnachten nicht allein feiern müssten.

Diese Beispiele erfuhren wir, als wir im September 1947 während dreier Wochen auf Einladung der Bücherhilfe der Schweizerspende in Verbindung mit dem Britischen Auswärtigen Amt von Lager zu Lager zogen, um ein aufrichtendes Gespräch mit deutschen Kriegsgefangenen aufzunehmen. Im Foreign Office traten wir in His Majestys service und empfingen den Plan für unsere Arbeit. Da ich selbst leider nur ein sehr dürftiges Englisch mitbrachte, war ich über die Begleitung meiner sprachlich viel besser ausgerüsteten jungen Frau doppelt froh.

Näherten wir uns einem Lager, so erfreute uns meistens schon der erste Anblick, denn in den Gärten stan-

den mehr Blumen, als wir auf der ganzen Fahrt durch Frankreich zum Kanal gesehen hatten. Die Gespräche, welche auf den kurzen Einführungsvortrag folgten, waren sehr offen, auch für uns aufschlussreich und mögen aufbauend gewirkt haben. Manchmal waren sie anstrengend, kam es doch vor, dass wir erst lange nach Mitternacht in unser Quartier kamen. Der Fahrer, der uns dahin brachte, entwickelte dabei eine erstaunliche Geschicklichkeit, wilde Kaninchen, die vom Scheinwerferlicht geblendet waren, zu überfahren, um den Speisezettel der Lagerküche durch eine mundende Fleischspeise zu bereichern.

Es wurde aber auch die geistige Kost nicht ausser acht gelassen. So bildete sich in einem Lager eine Spielschar, welche Lessings Lustspiel «Minna von Barnhelm» oder «Das Soldatenglück» aufführte. Mit dem Geistlichen eines andern Lagers blieben wir viele Jahre lang im Briefwechsel; er kehrte später in seine Pfarrgemeinde in der Ostzone zurück.

Die deutschen Kriegsgefangenen lehnten Hitler im Rückblick ab, aber aus verschiedenen Gründen. Ein Teil verzieh ihm seine Niederlage nicht, ein anderer, weil er alle Macht zwischen Himmel und Erde wollte und – die Hölle brachte.

Unvergesslich bleibt uns der Bettag, den wir in Cambridge verbrachten. Dort nahmen wir am Dankgottesdienst zu Ehren der sieben Jahre zuvor ums Leben gekommenen Flieger teil. Wer weiss, ohne den Opfermut dieser Briten in der Luftschlacht um England im Herbst 1940 hätte die Weltgeschichte wohl einen unheimlich andern Verlauf genommen!

Das Jahr 1948 brachte der Eidgenossenschaft die Hundertjahrfeier des Bundesstaates von 1848. Max Huber bezeichnete dieses Jahr als das «glücklichste der Schweizer Geschichte», wurden doch aus den Widersachern Föderalismus und Zentralismus gut zusammenwirkende Formkräfte des Bundesstaates. War so für unser Land das Jahr 1848 das «schöpferische Jahr», so galt es in der Nachbarschaft als das «tolle Jahr». Zusammen mit St.Galler Historikern besuchte ich Veranstaltungen an der Sorbonne in Paris, welche den Ertrag der Februar-Revolution von 1848 ermittelten.

Eine originelle Fahrt führte meine Frau und mich im Jahre 1949 nach Dänemark. Dort waren sich Friedensfreunde darin einig, dass Kriege namentlich deshalb entstehen, weil man sich über die Grenzen hinweg zu wenig kenne. Die dänische Gesellschaft («Det Danske Selskap») organisierte daher mit grossem Geschick Reisen von Dänen in andere Länder und aus diesen dann Fahrten von Gästen nach Dänemark. Zuerst wurden wir in der Volkshochschule von Haslev in Vorträgen über Land und Volk orientiert, und dann begann eine Rundreise, wobei man aber nicht in Gasthöfen, sondern bei Familien einquartiert war, so dass man wertvolle persönliche Bekanntschaften machen konnte.

Später setzten wir die Reihe der Besuche von Kleinstaaten fort. Besonders freundlich war die Aufnahme in den Niederlanden, wo sich mein Freund Max Abt der Lehrerschaft angenommen hatte und wo unser Geograph Prof. Dr. Emil Egli stets Verwandtschaften der Schweizer und Holländer betonte: wie hierzulande das Gebirge die Menschen zu Härte und Gemeinschaft erzog, so war es im Lande der Deichbauer das Meer. Da eine meiner Schwestern seit 1938 als Pfarrfrau in den Niederlanden lebte, öffneten sich uns manche Türen.

Besonders wichtig aber waren uns die Besuche im deutschen Westen. Im Auftrage der amerikanischen Besatzungsbehörden hatte ich in Bürgermeisterkursen mitzuwirken. Dabei genoss ich eine grosse Erleichterung. Da der amerikanische Hochkommissar Mc Cloy abwesend war, stand mir sein Fahrer zur Verfügung, so dass ich mühelos von einem Kursort zum andern kam. Der deutsche Fahrer wusste unterwegs viel von den Sorgen der Landleute zu berichten. Da die Deutschen alle Schusswaffen abliefern mussten, wurden die Wildschweine zur wahren Landplage. Da räumte nun der Freiherr Ehrbach zu Ehrbach seine Rüstkammer mit alten Waffen und händigte den Bauern mittelalterliche «Sauspiesse» aus, womit sie denn auch Schwarzwild zur Strecke brachten.

Im Gespräch mit den Bürgermeistern wurde ich natürlich immer wieder gefragt, wie in schweizerischen Gemeinden einzelne Fragen gelöst werden. Dabei konnte man es kaum begreifen, dass unsere Gemeinden den Steuerfuss durch eine Abstimmung der Bürgerschaft festsetzen. Noch ungläubiger waren viele Bürgermeister gegenüber Sachentscheiden, die doch viel Sachverstand voraussetzen. Als Beispiel wurde angeführt, dass die Frage, ob man in einer Stadt ein eigenes Gaswerk bauen oder sich an ein anderes anschliessen solle, doch nur von Fachleuten beantwortet werden könne. Das konnte und wollte ich natürlich nicht in Abrede stellen. Daher wies ich darauf hin, dass zwar bei uns an der Abstimmung der zuständige Fachmann auch nur eine Stimme habe, dass aber im Vorfeld des Urnenganges der Sachverständige als Gutachter der Behörde und in der Presse sowie in Versammlungen gebührend zum Zuge komme.

Noch ehe die Währungsreform die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland verbesserte, hatte ich unsere St.Galler Hochschule bei einer Feier der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt zu vertreten. Dabei wollte ich bei den Studenten in der Mensa speisen. Das «Festmahl» bestand aus Rotkraut und Schalenkartoffeln. Noch sehe ich junge Leute, denen der Hunger aus den Augen schaute, wie sie sich prüften, ob sie von der Butterkarte 5 gr opfern wollten, um die Mahlzeit etwas schmackhafter zu gestalten.

In München fand im Vorsommer 1947 die erste Internationale Jugendkundgebung statt. Als Leiter des

St.Galler Hilfswerkes für die bayerische Landeshauptstadt durfte ich als erster der ausländischen Gäste, unter denen auch André Gide aus Frankreich erschienen war, das Wort an die Jugend richten. Der Sinn der Tagung war, die seit 1933 bestehende Isolation der deutschen Jugend zu durchbrechen. Ich wies auf das tröstliche Wort Leopolds von Ranke hin, wonach ein guter Geist Europa noch immer davor bewahrt habe, auf lange Zeit in die Knechtschaft eines einzigen Mannes zu fallen. Wir dürfen gewiss national sein, aber nie nationalistisch andere Völker als minderwertig abtun. Wir haben insgesamt den Auftrag, ein neues Vertrauen zu stiften, und sollen das tun, was den Menschen aufrichtet.

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wandte ich mich – neben der Mitarbeit an Hilfswerken – wieder der Forschung zu. Nur ausnahmsweise ergriff ich auf Kundgebungen das Wort, vor allem wenn bei schreckenden Ereignissen verantwortliche Kreise mich darum baten. Das geschah zum Beispiel im Spätherbst 1956 auf dem Klosterhof in St.Gallen, als ich mich «Für Ungarns Freiheit» einsetzte. Die Ansprache wurde in der «Neuen Zürcher Zeitung (Nr. 3178) veröffentlicht. In ähnlicher Weise sprach ich am 22. August 1968 «Gegen Moskaus Walze – für die Freiheit der Völker», als ein herber Frost die Hoffnungen des «Prager Frühlings» geknickt hatte.

Zwischen diesen beiden Wetterleuchten am Osthorizont blickte unser Volk in den blank geschliffenen Spiegel der «Exposition nationale» in Lausanne 1964, der von keiner unmittelbaren Kriegsgefahr beschattet wurde. Die Tore zur Welt standen weit offen gemäss der Losung, dass die «Suisse des bastions» sich zur «Suisse des rues» zu wandeln habe. Wo sich enger Geist eingekapselt hatte, war es gesund und notwendig, dass das Schweizerhaus gelüftet wurde. Engstirnige Inzucht des Geistes steht unserer mehrsprachigen Kultur ohnehin schlecht an. Meine Gedanken zur Landesausstellung 1964 veröffentlichte ich unter dem Titel «Zum Leitbild der Eidgenossenschaft» im Schweizerischen Zentralblatt für Staats- und Gemeindeverwaltung und in der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 2221).

Wollten wir das Ureigene der Eidgenossenschaft tilgen oder gering achten, so würden wir nicht nur uns, sondern auch Europa und der Welt einen üblen Dienst erweisen. Als ich auf dem Schloss Lenzburg anfangs Mai 1961 an der 200-Jahrfeier der Helvetischen Gesellschaft «Vom Auftrag helvetischer Jugend» zu sprechen hatte und dabei regelmässige Zusammenkünfte junger Leute auf der Tagungsstätte anregte, schloss ich meine Ausführungen mit den Worten: «Die älteste der bestehenden Demokratien soll eine der lebendigsten sein. So wird unser Beitrag an die Weltkultur bedeutend bleiben, wachsen und die Züge unserer Eigenart zeigen: heimattreu im Willen zur Freiheit, weltoffen im Willen zu redlicher Zusammenarbeit.»

Für das «Soldatenbuch», das 1958 unsern Wehrmännern in die Hand gegeben wurde, verfasste ich die meisten der kurzen staatsbürgerlichen Kapitel in so einfacher Sprache, dass sich Gespräche daran anschliessen konnten. Das Schweizerheer ist Schweizer Notwehr. Weder im Inland noch im Ausland argwöhnt jemand, es könne von uns aus zu ländergierigem Angriff eingesetzt werden. Wohl aber soll es zur Verteidigung innerlich bereit und äusserlich gerüstet sein. «Das Beispiel eines gesunden Bundeslebens grundverschiedener Gruppen dem Vaterlande und der Welt zu erhalten, ist auch ein Beitrag an den Völkerfrieden, den wir als Eidgenossen und als Zeitgenossen ersehnen.»

Bundesrat Wahlen hat einst das «Rote Kreuz» das grösste und schönste Geschenk genannt, das die Eidgenossenschaft der Welt geboten habe. Ohne das «Weisse Kreuz im roten Feld» wäre indessen die Wirksamkeit des «Roten Kreuzes im weissen Feld» wohl viel dürftiger geblieben. Ich habe es stets als wegweisendes Sinnbild angesehen, dass der hochgeachtete betagte General Dufour, welcher die Schweizerfahne an die Stelle der kantonalen Banner treten liess, mit seinem Namen für den jungen Genfer Mitbürger Henry Dunant eintrat, als das wahrhaft christliche Hilfswerk des Roten Kreuzes ins Leben gerufen wurde. Gerne erinnerte ich daran, als ich im Herbst 1962 in Heiden bei der Einweihung der Henri Dunant-Gedenkstätte mit dem schlichtschönen Denkmal von Frau Charlotte Germann-Jahn die Festansprache halten durfte.

Eine besondere Aufgabe des Roten Kreuzes war die Kinderhilfe. Auch an unserm Tische sassen Kinder aus England und Frankreich als liebe Gäste für ein Vierteljahr. Denkwürdig bleibt es mir, wie wir aus Wien eine grosse Schar Kinder abholten, darunter das zehntausendste, das sich in der Schweiz erholen konnte.

Im Jahre 1962 sammelte ich «Gedanken zum Vergleich zwischen der alten Eidgenossenschaft und dem Zusammenschluss Europas». Dieser Aufsatz erschien unter dem Titel «Vom Sinn der Zugewandten Orte» in den «Schweizer Monatsheften».

Ebenfalls geschichtlicher Natur und doch auch auf die Gegenwart bezogen war mein Beitrag «Persönlichkeit und Volksgemeinschaft im Bundesleben», der in der Festschrift «Individuum und Gemeinschaft» zur Fünfzigjahrfeier der Hochschule St.Gallen 1949 herauskam.

Von 1970 bis 1972 amtete ich als Präsident der «Vereinigung schweizerischer Hochschuldozenten». Am 17. Januar 1970, als die Hochschule St.Gallen Vorort dieser Vereinigung wurde, sprach auf meine Anregung alt Rektor Prof. Dr. h.c. Walter Adolf Jöhr über «Die Hochschule in der Demokratie – Demokratie in der Hochschule». In dieser wegweisenden Rede gab er sich Rechenschaft über Fragen, die sich aus der sogenannten

1968er-Bewegung ergaben. Die Demokratie bedarf verantwortungsbewusster Wissenschafter, aber gerade deshalb dürfen die Dozenten und Studenten der Hochschulen nicht nach streng demokratischen Grundsätzen ihre Leiter und Lehrer wählen lassen.

Unsere schweizerische Vereinigung ist einem internationalen Verbande (I.A.U.P.L.) angeschlossen, der Ende August 1969 einen Kongress in Herzeg-novi (Jugoslawien) abhielt, der dem Thema des Nachdiplom-Studiums galt. Da unsere St.Galler Hochschule dank der von Prof. Dr. h.c. Ulrich geleiteten «Kommission für die Weiterbildungsstufe» auf diesem Gebiete Pionierarbeit geleistet hatte, konnte ich wertvolle Anregungen weitergeben. Der vom Herzchirurgen Prof. Stojanovic geleitete Kongress zeigte, wie das akademische Gespräch über die Grenzen hinweg wieder fruchtbar in Gang gekommen war.

An unserer Hochschule St.Gallen betreut seit Jahrzehnten die Kulturwissenschaftliche Abteilung das gute Zusammenspiel nicht nur unserer Nationalsprachen, sondern die Kulturen unseres Abendlandes überhaupt.

Kulturpolitik

Nach unserer demokratischen Überzeugung gibt es eine politische Kultur. Sie geht vom Grundsatz aus, dass das Zusammenleben der Menschen so geordnet werden sollte, dass sie als Mitmenschen geachtet und zur Mitverantwortung herangezogen werden sollen. Womöglich jeder soll in der Spanne Zeit, die ihm zu leben vergönnt ist, in seinem Bedürfnis an Nahrung, Kleidung und Wohnung nicht Mangel leiden. Neben diesem Anspruch auf äussere Güter soll er auch an den innern Gütern teilhaben, d.h. an der Kultur, die unsern Geist erfüllt und unsere Seele erhebt.

Wer in dieser Gesinnung das öffentliche Leben mitgestaltet, der hat politische Kultur.

Es gibt aber auch eine Kulturpolitik. So gewiss jede schöpferische Leistung aus dem Wesen der schaffenden Persönlichkeit hervorgeht, so bedarf sie doch der ordnenden Hand, jedenfalls in manchen Bereichen. Denken wir nur an unser vom Staate getragenes und stets überprüftes Schulwesen. In der Volksschule lernen die künftigen Schriftsteller schreiben und die Leser ihrer Werke lesen. Die meisten bildenden Künstler besuchen Kunstschulen und die Musiker Konservatorien. Der Staat führt in seinen Mittelschulen junge Leute zur Hochschulreife und fördert auf der Stufe der Universitäten die Wissenschaft in Lehre und Forschung. Dass heute die öffentliche Hand auch eine offene Hand geworden ist, zeigt sich im Theater- und Konzertleben. Auch Museen und Ausstellungen sind auf Beiträge angewiesen, und zwar auf den Ebenen von Gemeinde, Kanton und Bundesstaat. Immer häufiger treten die Gemeinwesen auch als Auftraggeber in Erscheinung. Man denke z.B. an die Plastiken, welche unsere Brunnen und Anlagen, aber auch die öffentlichen Gebäude und Räume schmücken. Sachverständige beraten dabei unsere Behörden. Während früher Fürsten und Kirchen ihr Mäzenatentum ausübten, soll nun auch der demokratische Staat bezeugen, dass er das Schöne ebenfalls liebt und pflegt.

Schon vor dem Zweiten Weltkrieg wurde ich von mehr als einer Seite angefragt, ob ich bereit sei, meinen Namen auf die Liste der Anwärter auf einen Sitz im Nationalrat setzen zu lassen. Ich verzichtete darauf, und zwar aus zwei Gründen. Einmal wollte ich die auf mich zukommenden Aufgaben ohne parteipolitische Einfärbung leisten. Sodann fühlte ich mich nicht als Politiker von Geblüt. Ich hatte eine gewisse Scheu, z.B. im Vorfeld von Wahlen und Abstimmungen viele Versammlungen durchstehen oder durchsitzen zu müssen. Auch wollte ich nicht in jene Zone geraten, in welcher man ein Amt in Regierung oder Verwaltung, sei es im Haupt- oder doch im Nebenberuf, wohl oder übel übernehmen musste. Wohlverstanden, ich verzichtete auf eine sogenannte politische Laufbahn keineswegs aus Geringschätzung dieser Ämter aller Stufen, sondern aus der klaren und daher bestimmenden Einsicht, dass andere diese nötige und wesentliche Arbeit im Staatsleben besser besorgten als ich. So beschränkte sich mein eigentlicher politischer Einsatz sozusagen auf das Jahrzehnt von 1935 bis 1945, als ich die Eidgenossenschaft in Gefahr sah und ich in strenger Gewissensprüfung glaubte, auf nationaler Ebene mit dem Aufgebot aller meiner Kräfte bei der Besinnung auf die Grundwerte der Schweiz und deren Behauptung im Sturm der Zeit etwas ausrichten zu können.

Nach dem Krieg wandte ich mich wieder meinem Lehramt und der Forschung zu; auch die Dichtung sollte wieder freier atmen können. Dort aber, wo die Kulturpolitik von mir eine fruchtbare Mitwirkung erwartete, betrachtete ich meine Zusagen als Bürgerpflicht, und zwar umso eher, als ich mich im Gehäuse der Politik im engern Sinn zurückhielt.

In der Erwägung, dass meine Erinnerungen sich vorab auf die Eidgenossenschaft beziehen sollen, möchte ich es bei meiner Mitwirkung im kulturellen Leben sozusagen mit Stichworten bewenden lassen. Der Bundesrat wählte mich zum Mitglied der Stiftung Pro Helvetia, der ich von 1956 bis 1965, zuletzt unter Prof. Dr. J.R. von Salis als Vizepräsident des Stiftungsrates angehörte. Diese Mitarbeit war ebenso anspruchsvoll als anregend. Man lernte Männer und Frauen aus allen Sprachgebieten, beider Konfessionen und verschiedener Parteien kennen und schätzen. Manche Künstler und Wissenschafter hätte ich ohne diese Sitzungen im Zürcher Hirschengraben kaum je gesehen, und es gereichte uns zur Freude, zahlreiche schöpferische Persönlichkeiten sowie wissenschaftliche und künstlerische Werke fördern zu können. In der Festschrift «Gesellschaft und Gesellschaften» für Prof. Dr. Ulrich Im Hof behandelte ich 1982 das Thema «Kulturpolitik und eidgenössische Sprachlandschaft – Betrachtungen zu einer Hauptaufgabe der Stiftung Pro Helvetia».

Weniger wirksam, aber doch wesentlich war die Arbeit der Nationalen UNESCO-Kommission, in welcher ich etwa zur gleichen Zeit (1957-1964) tätig war. Immerhin weiteten Anliegen wie z.B. die Rettung des Tempels von Abu Simbel, der vom Stau des Nils bedroht war, und die Bekämpfung des Analphabetismus in den Entwicklungsländern unsern Horizont weltweit. Beim Problem des «Reanalphabetismus» war es uns zunächst unvorstellbar, dass man die Fähigkeit des Lesens und des Schreibens je wieder verlernen könnte, weil ja hier jedes Blättern in der Zeitung, jeder Gang durch die Strassen mit ihren Plakaten die Schrift-

kultur wachhält. Eben diese stete Wiederholung fehlt aber im Busch – daher gibt es eben viele Reanalphabeten.

In der Nationalen Fernsehkommission, in die mich der Bundesrat wählte und in der ich von 1966 bis 1978 mitarbeitete, befassten wir uns vor allem mit der Tagesschau, welche dazu Sorge trug, dass von allen Studios ein Grundstock von Mitteilungen ausgestrahlt wurde, was für die Bildung eines eidgenössischen Bewusstseins nicht unwesentlich ist.

Bedeutend eifriger als beim Fernsehen arbeitete ich seit 1949 beim Radio mit, und zwar weniger als Mitglied der deutschsprachigen Programmkommission Beromünster als in der Ostschweizerischen Radiogesellschaft (ORG). Diese hatte als einzige der damals sieben Radiogesellschaften kein eigenes Studio. Es brauchte unsern nimmermüden Einsatz, dass die ostschweizerischen Belange in den übrigen Studios, besonders in Zürich, gebührend zum Zuge kamen, wofür vor allem der Radiopionier Eugen Knup, Seminarlehrer in Kreuzlingen, klug und erfolgreich kämpfte, bis in St.Gallen wenigstens eine Programmstelle errichtet wurde. Dort trat unter Verkehrsdirektor Armin Moser jede zweite Woche unsere kleine Programmkommission zusammen, der neben dem Musiker Prof. Max Heitz und mir vor allen der ungemein rührige Betreuer Dino Larese aus Amriswil angehörte. Dieser schlug die Schaffung einer monatlichen «Ostschweizer Chronik» vor, in welcher ich etwa fünfzigmal berichtete, was sich zwischen dem Bodensee und den Bündneralpen zutrug. Das war eine Vorläuferin des heutigen Regional-Journals, welches nun die Rundschau täglich mehrmals sendet.

Uns war es damals ganz besonders darum zu tun, dass sich die Ostschweiz ihrer Eigenart und Zusammengehörigkeit bewusst werde. Die welsche Westschweiz, die Südschweiz und auch die Innerschweiz hatten ein solches Bewusstsein, und wir waren der Überzeugung, dass auch die Ostschweiz ihre Rolle im Spiel des helvetischen Föderalismus zu übernehmen hatte. Eine schöne Fügung brachte es mit sich, dass ich in Graubünden, Glarus, Thurgau, St.Gallen und im Appenzellerland je einige Jahre gelebt hatte, so dass ich mich in all diesen Ständen einigermassen auskannte. Zudem war ich stets neugierig zu erproben, was das Medium des Radio kulturell hergebe. Gewiss war ich als Schriftsteller besonders dem geschriebenen Wort verpflichtet. Scripta manent – was mä schrybt, das blybt, aber das Gesprochene und Gehörte verflog doch nicht flugs. Ausnahmsweise konnte es sogar granitfeste Form annehmen. So ging die Entstehung des Heidibrunnens ob Maienfeld aus einer Anregung in einer meiner Ostschweizer Chroniken hervor.

Dem Vorstande der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur gehöre ich seit rund 45 Jahren an. In einer Krise der Gesellschaft übernahm ich die Leitung für die Jahre 1955 bis 1957 und verhalf ihr durch die Schaffung des jährlich zu verleihenden Hans-Reinhart-Ringes an Persönlichkeiten, welche sich um das Theater verdient gemacht haben, zu neuem Ansehen und festlichem Glanz.

Auf kantonaler Ebene leitete ich von 1954 bis 1958 den Historischen Verein des Kantons St.Gallen, der damals eine Arbeitstagung veranstaltete, an welcher sich Fachleute aus drei Kontinenten mit dem St.Galler Klosterplan von 820, der ältesten Bauurkunde Europas, befassten. Eine Fahrt nach Griechenland führte 1957 über hundert Teilnehmer an die Quellen europäischer Kultur.

Im gleichen Jahre stand ich dem dritten Kongress der Schriftsteller deutscher Sprache vor, der in St.Gallen neben Vorlesungen und Konzerten vor allem eine von Prof. Dr. Eduard Naegeli betreute Ausstellung «Malende Dichter – dichtende Maler» zeigte, die dank einem sehr gediegenen Katalog eine grosse und anhaltende Wirkung hatte.

Seit über zwanzig Jahren sitze ich als Vertreter der Schweiz im Kuratorium des Oberrheinischen Kulturpreises. Diesen und andere Kulturpreise ermöglichte der Hamburger Mäzen Dr. h.c. Alfred Toepfer, und die Überreichung der Preise im Elsass, in Süddeutschland, in der Schweiz und in Österreich offenbart die Zusammengehörigkeit der in verschiedenen Staaten lebenden Alemannen aufs schönste.

Es wäre unschweizerisch, wollte man über den weithin reichender Beziehungen die Gemeinde vergessen. Wir führten in unserm Wohnort Teufen die erste «Dorfwoche» der Ostschweiz durch, in welcher sich Vereine und einzelne Persönlichkeiten zu einer Reihe sehr gut besuchter Veranstaltungen zusammenfanden (Ende September 1952).

Was indessen ein einzelnes Dorf zu leisten imstande ist, zeigt in einzigartiger Weise Freund Dino Larese im Thurgauerdorf Amriswil, wohin etliche Nobelpreisträger ans Vortragspult kamen, und es gab Feiern wie z.B. für Minister Carl J. Burckhardt oder Carl Zuckmayer, bei denen sich die Bundespräsidenten aus den drei Bundesstaaten einfanden, die sich am Bodensee die Hände reichen. Die hohen Herren aus dem Auslande wussten es besonders zu schätzen, dass bei der Nachfeier auf dem Wasserschlosse Hagenwil alles ohne steifes Protokoll vor sich ging.

Bedeutende Mitbürger

Mitunter wird man gefragt, welche Eigenschaften jemand vereinigen müsse, um als guter Mitbürger zu gelten. Wir möchten dabei als Merkmal z.B. die Bereitschaft zu freiwilligem Einsatz nennen. Das kann sich bei der Übernahme eines Amtes oder auch einer Aufgabe zeigen, welche nicht schon von der öffentlichen Ordnung vorgezeichnet ist.

Man kann sich aber auch fragen, in welchen Persönlichkeiten des politischen Lebens man Vorbilder erblickt, zu denen man aufschaut. Es ist ein legitimes Bedürfnis, nicht nur Merkmale aufzuzählen, sondern Menschen zu begegnen, welche den Dienst an der Gemeinschaft überzeugend vorleben. Da kann wohl jeder von uns Leute nennen, welche still und treu ihre Pflicht erfüllen, und jedes Volk ist ja auf die tragende Schicht solcher Mitbürgerinnen und Mitbürger angewiesen und soll es an Anerkennung und Dank nicht fehlen lassen.

Wenn ich nun drei Gestalten, die noch im letzten Jahrhundert geboren worden sind, besonders hervorhebe, so geschieht es, weil ich ihnen, ohne dass ich ihnen persönlich nahestand, sehr viel verdanke.

Im Vorwort des Sammelbandes «Grosse Schweizer», den der Atlantis-Verlag in Zürich 1938 herausgab, sagte Max Huber: «Zur Grösse gehört, dass die Leistung der grossen Persönlichkeit anderen Menschen dauernd etwas zu geben hat, deren Lebensgrundlagen verbessert, deren geistige, sittliche Güter mehrt.» Wir zögern nicht zu bezeugen, dass diese Züge auch auf den bewährten Staats- und Völkerrechtslehrer, den Präsidenten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz und den Vorsitzenden des Schiedsgerichtshofes in Den Haag selber zutreffen. Er galt unserer Generation sozusagen als das Gewissen der Nation. Seine vier Bände der Gesammelten Aufsätze (Heimat und Tradition, Glaube und Kirche, Gesellschaft und Humanität, Rückblick und Ausblick) offenbaren eine Fülle von Erkenntnis und eine Höhe der Gesinnung, wie sie nur selten vorkommen.

Die hohe Achtung, welche wir Max Huber entgegenbrachten, zeigte sich, als Ende Mai 1956 ein Kreis von Mitgliedern der Neuen Helvetischen Gesellschaft in Lothenbach am Zugersee «Dauer und Wandlung der schweizerischen Lebenswerte in der neuen Lebenssituation» besprach. Da trat mit einem Male «der Weise» in den Saal, und alle erhoben sich ehrfürchtig.

Als Max Huber an der St.Galler Hochschule 1952 gegen Ende seines achten Jahrzehnts frei über das Thema «Das Völkerrecht und der Mensch» sprach, mutete uns die Rede wie ein Vermächtnis an; sie erschien mit meinem Vorwort im Tschudy-Verlag St.Gallen.

Darf ich noch einen persönlichen Zug einflechten? Als der Gelehrte mich anrufen wollte und ich nicht daheim war, nahm das siebenjährige Söhnchen den Hörer ab und meldete mir dann den Gruss. Beim Rückruf sagte ich Max Huber, ich hätte versucht, dem Knaben zu erklären, mit wem er gesprochen habe, nämlich mit dem Manne, der im Zeichen des Roten Kreuzes das geleistet habe, was der Barmherzige Samariter tat. Tags darauf bekam der Knabe von Max Huber sein schönes Werk über das Gleichnis «Der barmherzige Samariter».

Unserm General Henri Guisan bin ich nur sehr selten begegnet. Ich bewunderte aber stets sein Geschick, klare Führung mit Achtung vor der Menschenwürde zu verbinden. Mit gutem Grund wählte die Schweizerische Offiziersgesellschaft als Titel für die Festschrift, die ihm zum 70. Geburtstag überreicht wurde, das Begriffspaar «Bürger und Soldat». Gerne folgte ich der Einladung zur Mitarbeit, die ich unter dem Titel «Unsere Alpenpässe und ihre Behauptung» leistete.

Ich verneige mich schliesslich im stillen vor Bundesrat Traugott Friedrich Wahlen. Er fühlte sich seinem Gewissen und dem Wohl des Volkes aufs tiefste verpflichtet. Als er seinen Anbauplan, welcher die Ackerfläche des Landes verdoppelte und uns in Ernährungsfragen vom Ausland unabhängiger machte, erstmals entwickelte, wusste er genau, welche Bürde er vorab seinem Bauerntum auferlegte. In schlichter Weise wusste er aber das Volk davon zu überzeugen, dass die Freiheit dieses Opfer an strenger Mehrarbeit wert war. Die gleiche, allem Pathos abholde Art gefiel uns auch zur Zeit, da Wahlen in der Landesregierung sass, so dass man sich nicht wunderte, wenn manche Leute bei schwierigen Entscheiden vor Abstimmungen seinen Rat als wegleitend betrachteten. Es war mir daher eine ganz besondere Freude, dass bei einer Geburtstagsfeier mit einer runden Zahl im gotischen «Stübli» des Wasserschlosses Hagenwil auch alt Bundesrat Wahlen an der festlichen Tafel sass und sich mit Bundesrat Kurt Furgler lebhaft unterhielt; dieser hatte an der öffentlichen Feier im Kirchgemeindehaus Amriswil freundliche Worte an seinen einstigen Lehrer an der Kantonsschule St.Gallen gerichtet.

Lehrer der Geschichte

Es sei mir gestattet, zum Abschluss meiner «Eidgenössischen Erinnerungen» noch einen Blick auf meine Lehrtätigkeit zu werfen. Diese stand ja ebenfalls im Dienste der Eidgenossenschaft, indem ich versuchte, in den Fächern Geschichte und Staatskunde in jungen Menschen den Sinn für das Gewordene und das Verpflichtende zu wecken und zu fördern.

Nachdem ich am Bieler Gymnasium während dreier Jahre den erkrankten Rektor Dr. Hans Fischer in seinen Schulstunden vertreten hatte, wurde ich 1935 an die St.Gallische Kantonsschule gewählt, wo die Geschichte mein Hauptfach war. Im Sommer 1940 wurde ich als ordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur sowie Schweizer Geschichte an die damals noch sehr bescheidene St.Galler Hochschule berufen, an der ich bis zur Erreichung der Altersgrenze (1978) lehrte. Mit ganz besonderer Freude wirkte ich als Dozent für Schweizer- und Weltgeschichte an der St.Gallischen Sekundarlehramtsschule von 1935 bis 1975, also wohl länger als irgend ein anderer Lehrer dieser Schule, welche später zur Pädagogischen Hochschule geworden ist. So konnten im obersten Stockwerk des klassizistischen Gebäudes am Brühl, wo eine Wand meines Lehrerzimmers von der ganzen, plastisch wirkenden Dufourkarte bedeckt war, Kenntnisse vermittelt und Anregungen geboten werden, die sich später in manchen Schulstuben fruchtbar auswirken mochten.

Ich versuchte in meinen Vorlesungen und Übungen die jungen Leute zu eigener Arbeit anzuspornen, indem ich sie Vorträge halten liess. Manche Kandidaten der Sekundarlehramtsschule arbeiteten auch eigentliche Studien zu Diplomarbeiten aus. Der Bildungswert der Geschichte erschien mir stets offensichtlich und wurde wohl auch von den meisten Schülern und Studierenden eingesehen. Wie jede Wissenschaft bedeutet auch die Historie als Suche der Wahrheit eine Erziehung zur Sachlichkeit und zugleich zur Erkenntnis, dass es der Zusammenarbeit vieler Forscher bedarf, um ein klares und wahres Bild der für uns wesentlichen Vergangenheit zu gewinnen. Dabei ist das Erklären wichtiger als das Verklären. Man soll das Eigene schätzen, ohne es aber der Kritik zu entheben. Es soll aber immer wieder Stunden geben, in denen die Geschichte als Kunde von strebenden und opferbereiten Geschlechtern einen gehobenen Ton erlaubt, ja erheischt. Da die Geschichte von Menschen handelt, darf sie nicht in blossen Zahlen austrocknen.

Auch ausserhalb des Schulhauses bot sich dann und wann Gelegenheit, auf Schicksalsstunden der Eidgenossenschaft hinzuweisen. Dabei denke ich nicht nur an Lehrausflüge und Schulreisen, sondern auch an die zwei Sommer, in denen ich den Jungtrupp der St.Galler Kadetten zu leiten hatte. Die Führung der ältern Kantonsschüler und die Gesamtleitung des Kadettenwesens lag bei Hauptmann Dr. Richard Suter, dem spätern Brigadier. Aus der Anlage unserer Übungsfelder im weiten Umkreis um St.Gallen ergab sich damals der Zuname «die Stadt im grünen Ring».

Heftig lehnte ich es ab, auf die Zeitgeschichte zu verzichten, wie es – früher häufiger als heute – Kollegen hielten, indem sie die Darstellung bei Napoleon oder Bismarck mit der Bemerkung abbrachen, das Seitherige sei wissenschaftlich noch zu wenig abgeklärt. Dabei weiss doch jedermann, dass auch Antike und Mittelalter infolge neuer Fragestellungen immer wieder anders gesehen werden. Zudem hat der Schüler und erst recht der Student Anspruch auf den Brückenschlag von der Vergangenheit zur Gegenwart. Ich habe mir daher stets vorgenommen, die Darstellung bis in das Jahr zu führen, das wir gerade durchlebten. Das glückte mir nur einmal nicht, nämlich beim Kriegsausbruch 1939, als ich einrücken musste und die Ursachen des Zweiten Weltkrieges nicht mehr erklären konnte.

Wer Geschichte lehrt, sollte womöglich die Forschung nicht aufgeben. Meiner Ansicht nach belebt es die Lehre, wenn man fortwährend an der Front der Erkenntnis mitarbeitet. Als ich meine Stelle an der St.Gallischen Kantonsschule antrat, ging ich in die Fehr'sche Buchhandlung und sagte, ich möchte gerne eine neue St.Galler Geschichte. Die Buchhändlerin lächelte: «Ja, das möchten wir auch gerne.» Als ich den Laden mit leeren Händen verliess, sagte ich mir beim Gang durch die Gassen der Altstadt: «Wenn es keine neue St.Galler Geschichte gibt, so schreiben wir eben eine!» Dieser Vorsatz beschäftigte mich weit über dreissig Jahre. Im Jahre 1953 erschien der erste Band meiner «St.Galler Geschichte», dem dann 1972 die beiden Halbbände des zweiten Bandes folgten. Ich versah dieses mein wissenschaftliches Hauptwerk mit der Widmung «Meinen Lehrern zum Dank, Mitbürgern als Rechenschaft und der Jugend ein Ansporn».

Daneben und danach verfasste ich noch kleinere historische Werke. So erschien 1948 im Artemis-Verlag mein «Bundesspiegel» als knappe Schweizergeschichte in erster und 1964 in überarbeiteter zweiter Fassung, die als Grundlage für das englische Buch «Free and Swiss» (1970) diente. Meine Studie «Die Wende von Marignano» (1965) wurde von Maurice Zermatten ins Französische und von Guido Calgari ins Italienische übersetzt. Der Band «Erker» vereinigte 1978 dreissig «Ansprachen und Aufsätze zur Kultur der Ostschweiz», und im Teufener Heft «Johannes und Arnold Roth» zeichnete ich Lebensbilder zweier Appenzeller Staatsmänner, welche die gleiche Liegenschaft bewohn-

ten wie später die Familie meiner Frau und dann unsere eigene Familie.

Erwartete man von mir ein Festspiel, welches von der Geschichte her den Sinn einer Feier vertiefen sollte, so zog ich mich nicht in einen Elfenbeinturm zurück, sondern versuchte den Wunsch nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen. Als das Appenzellervolk 1963 die 450-Jahrfeier des Ewigen Bundes mit den zwölf eidgenössischen Orten beging, erklang meine von Guido Fässler vertonte «Appenzeller Kantate» in den Kirchen von Herisau und Appenzell. Aus der Reihe meiner Festspiele sei das kurze, aber neuartige «St.Galler Bundesspiel» erwähnt, dessen Musik Paul Huber schrieb und das Karl G. Kachler sehr wirkungsvoll auf dem Klosterhof aufführte. Dabei wurden die herrlichen Bauten ringsherum in das Werk einbezogen. So begann der Psalmist von der Balustrade eines der beiden Klostertürme zu sprechen, und drei Warnerinnen mahnten vom alten Zeughaus her. Der Werdegang des Bundes wurde ersichtlich, als die Hoheitszeichen der Kantone am Fahnenbaum aufgezogen wurden, und viele Gäste gaben gewiss General Guisan recht, als er angesichts der Zehntausende innerlich mitgehender Eidgenossen ausrief: «C'est la place la plus belle de la Suisse!» Man war von der Schönheit der Bauten ergriffen, die sich an einer der ältesten Kulturstätten unseres Landes erhoben, und ältere Zuschauer mochten wohl auch bedenken, dass ein halbes Jahrhundert zuvor die Hundertjahrfeier an Parteienzwist gescheitert war. Nun aber fühlte sich das St.Galler Volk einig in der Freude am gesunden kantonalen Staat in der Schweizerischen Eidgenossenschaft, welche eine der grössten Gefahren ihrer Geschichte heil überstanden hatte. Nun reichten sich freie und friedenswillige Bundesstaaten rund um den nahen Bodensee die Hand.

Nachwort

Diese Erinnerungen sind keine umfassenden Memoiren. Beim Rückblick auf mein Leben gingen wir ja nur Fragen nach, die sich im Zusammenhang mit der Eidgenossenschaft stellten. So blieben viele persönliche Begegnungen unerwähnt oder wurden doch nur gestreift, wiewohl sie auch wesentlich und bildsam waren. Man denke nur an das Zusammenleben in der Familie, an fördernde Freundschaften, an Auseinandersetzungen in Wissenschaft und Kunst sowie an das Glaubensleben.

Es liegen hier nur die Aufzeichnungen eines einzelnen Mannes vor. Sie bedürfen natürlich beim Bemühen um ein vollständiges und ausgewogenes Bild der Zeitgeschichte der Ergänzung durch Auskünfte weiterer Gewährsleute. Einen gewissen Grundriss dazu habe ich in meiner «St.Galler Geschichte» zu bieten versucht. Mein dortiges Kapitel «Behauptung der Demokratie im Zweiten Weltkrieg» ist seither in sehr schätzenswerter Weise z.B. durch den St.Galler Stadtarchivar Ernst Ziegler ergänzt worden, der im Vorstand des Historischen Vereins des Kantons St.Gallen die Herausgabe der «Neujahrsblätter» betreut. Ohne seine Anregung wären meine «Eidgenössischen Erinnerungen» nicht geschrieben worden. Wenn sich der Präsident Dr. phil. Roland Stäuber und der gesamte Vorstand seinem Antrag anschlossen und mich um die Niederschrift meiner Erfahrungen und Betrachtungen im weitverstandenen politischen Sinne baten, so geschah es gewiss in der Überzeugung, dass ein Stück Regionalgeschichte des 20. Jahrhunderts nicht nur aus Jahresberichten und Tabellen gewonnen werden kann, sondern auch aus der Erkenntnis, wie sich die miterlebte Zeit im Schaffen eines Menschen spiegelt.

Dem Wissenschafter mag auffallen, dass unsere Darstellung auf Anmerkungen verzichtet, in welchen auf andere Werke zur Zeitgeschichte eingegangen worden wäre. Solche Auseinandersetzungen hätten den Rahmen dieses betont persönlichen Berichts gesprengt. Wir haben auch die im Text erwähnten eigenen Schriften nicht mit den üblichen Angaben versehen. Wer sie einsehen möchte, sei auf das Werkverzeichnis verwiesen, das die Kantonsbibliothek (Vadiana) St.Gallen im Sammelband «Erker – Ansprachen und Aufsätze zur Kultur der Ostschweiz» 1978 veröffentlicht hat. Da ich diese Liste auch bei dieser Arbeit immer wieder herangezogen habe, danke ich Prof. Dr. Peter Wegelin und seinen Mitarbeiterinnen Hanni Baumann und Helen Thurnheer aufs neue für diese Zusammenstellung meiner Schriften. Im übrigen war meine Hauptquelle mein Gedächtnis. Liess es etwas in unsicherer Schwebe, so schlug ich meine Tagebücher auf oder sah in meinem Briefwechsel nach. Diese Handschriften gedenke ich eines Tages auch der Kantonsbibliothek zu übergeben.

Georg Thürer